**Diese Mikroverfilmung wurde von der**

**Stiftung der Sparkasse Eichsfeld**

**ermöglicht**

Jahrg. – Nr. 36 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 4. Sept. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostamtsitz Paderborn

# Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Onkel Franz

*Von Franz Hänle*

Seit genau einem Jahr bin ich Onkel. Ueber ein
eines, wirklich süßes Mädelchen. Ueber ein ganz
eines, versteht sich. Sonst würde es mir ja kaum Spaß
chen, Onkel zu sein. So aber macht es mir Spaß. Weil
endlich, endlich eine Würde bekleide, die mir wie keine
dere eine unbedingt notwendige Gesetztheit verschafft.
n neues Lebensgefühl, wissen Sie! Denn ein Onkel,
s ist doch wer! In der Schulzeit merkte ich es schon.
ein Freund Heini war nämlich Onkel. Ein richtig-
wender Onkel. Er saß zwar trotzdem nach wie vor in
Eselsbank, aber Menschentun konnte ihm nichts mehr
dem Adel seines neuen Standes rauben. Ich selber
te von Stund an nur noch „Heinrich" zu ihm. Und
te unbändige Sehnsucht, auch ein Onkel und damit eine
rson" zu werden. Ein stets leuchtendes Vorbild, ein
mer nachahmenswertes Beispiel, eine Legende beinahe.
„Als Onkel Franz so alt war, wie du, mein Kind,
. . ." (und es folgt eine glorreiche Tat, eine ans Wun-
bare grenzende Gabe, eine an Heiligkeit streifende
gend).

Fünfzehn Jahre habe ich darauf warten müssen, aber
n war es soweit. Das heißt: bis zur „Legende" langt
noch nicht und ein strenger Jurist könnte sogar meine
nungsgemäße Onkelschaft sehr ernsthaft in Frage
llen, aber das soll mir mein Glück nicht vergällen.
che, ich bin Onkel, ihr Leute und des bin ich froh!
r kann ich noch nicht recht mit meiner Nichte umgehen,
ssen Sie! das heißt, wenn Leute dabei sind. Man geniert
, verstehen Sie!? Als Mann. Denn so kleine Nichten
rechen durchweg eine höchst merkwürdige Sprache und
habe noch keinen Mann gehört, der sie auch nur an-
hernd beherrscht. Die Männer stammeln höchstens
s: „Jajaja — dudududu!"

So ganz kümmerlich. Und kriegen Köppe dabei wie
sgereifte Tomaten. Frauen dagegen, oh, die können das
rekt virtuos. Alle wie sie da sind!

„Ja, wo itte denn dat liebe Kind?" hört man da: „Wo
n dat kleine, söte Möscherken? . . . Ja! . . . Warum
illtu denn ganit schläferken tun? . . . Ja! . . . Du mein
ein' dick Stüpperken!"

Pause! Dann erhebt sich meist ein kahler, rechts-
ndiger Zeigefinger in schwindelnder Höhe und das ist
n Signal für mich, zu verschwinden. Denn man weiß
ht genau, was kommen kann und ich habe als Kind
on immer gleich gerochen, wenn dem Nachbarn etwas
gebrannt war. Ja, meine Nase ist gut und das ist nicht
mer gut für eine gute Onkelnase!

Es kann aber auch sein, daß etwas anderes geschieht
d was dann geschieht, geschieht meist in endloser Folge.
r Zeigefinger beginnt nämlich wie ein böser, beute-
riger Aasgeier in den Lüften zu kreisen, erst langsam
d dann schnell und immer schneller. Wie die sich hoch
d höher schraubende Stimme, welche das erregend-
otische Bild akustisch-dramatisch zu untermalen hat.

„Jeetz krieg ich dat kleine Bücksken!" ist der Text
meist: „Jeetz krieg ich et, jeetz krichichet — jeeeetz . . ."
er Zeigefinger saust in tollem Sturzflug herab).

„Daaa hab ichet!" schreit die Stimme. „Daaa" kommt
mer wieder wie ein Granateinschlag. Und bleibt nie
ne Wirkung. Der Säugling lacht, schüttelt sich geradezu
einem Lachen, das ich jedem Vortragskünstler für seine
uhörerschaft wünsche.

Ja, die Frauen verstehen das! Der Mann ist er-
reckend hilflos. Besonders, wenn er nicht gleich seine
ttende „Ticktack" bei der Hand hat. Der „Ticktack"
ll eben alles machen. Tut ja auch meist das Beste und
ht zuweilen sogar kaputt, aber völlige Talentlosigkeit
ines Besitzers kann auch der taktvollste „Ticktack" nicht
ettmachen. Das ist zuviel verlangt. Mit dem Triumphe
er Technik ist nicht viel los. Bei Säuglingen. Die
aben Ansprüche! . . . Können Sie sich vorstellen, daß ich
eine Nichte zum Lachen gebracht habe? Und mitnichten
it dem totsicheren, kahlen Zeigefinger, denn altbewährte
icks sind mir zu banal. Nein, ich habe mein eigenes
epertoire. Auch für verwöhntes Publikum.

Und so habe ich denn ein Känguruh auf die Beine ge-
llt, erst mal im stillen Kämmerlein für mich geprobt
nd bin dann an einem schönen Sonntag, als alles traut
eisammen war, hineingehupft — ins Wohnzimmer! Ge-
upft, daß meine echten Vorbilder vor Neid geplatzt wären,
enn sie mich gesehen hätten. Sie sahen mich nicht,
der meine Nichte sah und — und lachte sich blau.

Kleiner Mann und großer Schuh! (Foto: Willi Engel, Berlin)

Blau, wie die schöne Wohnzimmertapete und Onkel Jull stellte sein „Hoppe hoppe Reiter" augenblicks ein. Das Roß konnte nämlich kein Glied mehr bewegen und hätte seinen kleinen Reiter um ein Haar noch fallen lassen. Die Oma goß eine Kaffeefontäne über die weiße Tischdecke und der jungen Mutti habe ich höchstpersönlich fast zehn Minuten lang den Rücken geklopft. Sie hatte einen Krömel im Hals. Was Opa anbetrifft, der wurde noch blauer als die Tapete. Ja, Kinder — das war ein Erfolg! An dem Tage bestätigte mir sogar die kritische Oma, daß ich zum Onkel geboren sei! Wir standen nämlich Schulter an Schulter vor dem wärmespuckenden Füllofen. Oma mit einem nassen Kleid, ich mit einer — na, ja, der Säuglingswitz pflegt nun mal nicht trocken zu sein und auf Bügelfalten darf ein guter Onkel keinen besonderen Wert legen!

Jedenfalls: ich habe die an sich dürftigen Möglichkeiten der Säuglingsunterhaltung um eine wesentliche Attraktion bereichert, das darf ich wohl sagen! Stelle besagte Neuheit aber völlig selbstlos einer noch zu gründenden Onkelfachschaft zur gefälligen Nachahmung zur Verfügung. Allerdings, es ist nicht jedermanns Sache, wie ein Känguruh — nicht wahr?!

1. Voraussetzung ist nämlich, daß man Parterre wohnt! Besonders bei etwas fülligerer Leibesbeschaffenheit. Denn auch die Haltbarkeit von Deckenputz ist begrenzt. Wie das sportliche und künstlerische Verständnis für onkelhafte Leistungen bei dem Vieter unter dir begrenzt ist!

2. Man muß auch viel in den Zoo gehen und seine großen Vorbilder genau studieren. Denn Säuglinge sind nun mal anspruchsvoll! Wem daher aus genannten Gründen das Känguruh versagt ist, der versuche es mal mit einem Affen. Ein Affe fällt manchem Onkel leichter!

Ich aber bleibe bei Känguruh. Wie lange freilich noch, läßt sich schwerlich sagen, denn der Erfolg ist von gar vielen Faktoren abhängig. Wenn aber gar nichts mehr hilft, dann greif ich todesmutig auf den kahlen Finger der Oma, Tante Martha, der Mutti und so weiter zurück. Und lasse ihn hoch in den Lüften kreisen.

„Jeetz krieg ich dat kleine Bücksken!" Allerdings nur, wenn niemand dabei ist!"

# Die erste Liebe

*Von Claus Back*

Als Walter Hartmann seine Urlaubsreise antreten wollte, stellte er fest, daß der Weg über seine kleine, alte Heimatstadt führte. Holla, dachte er, könnte mal aussteigen für ein paar Stunden und gucken, wie es aussieht dort ausschaut. Und während er noch im Fahrplan blätterte, kamen Erinnerungen und spannen ihn ein, so daß er die Gegenwart vergaß, alles liegen ließ und lange Zeit tatenlos vor sich hinstarrte, lächelte und ab und zu mit dem Kopfe nickend. Und mit sanfter Gewalt zog es ihn zum Schrank, er wollte es nicht und tat es doch; er nahm ein Kästchen heraus, worin allerlei alte Bilder, Schulzeugnisse, Briefe und Zettel vermahrt lagen, stumm, halbvergessen, vergilbt. Der Mann sank in seliges Träumen hinein . . .

Plötzlich fiel aus dem Packen ein Kärtchen heraus, eine Ansichtskarte mit einem blasenden Postillon. „Glückliche Reise!" stand darunter. Hm, und hinten? Da stand: „Ade!" und darunter ein Zeichen: ein kleiner Kreis und ein großer Kreis und dazwischen ein wagerechter Strich. Was war das für ein Zeichen? Von wem war die Karte? Das Ade war mit steiler Mädchenhandschrift geschrieben. Wer war das Mädchen?

Walter Hartmann sucht in den Briefen, sucht im Gedächtnis. Er findet nichts. Es quält ihn, er läuft hin und her, er läßt sich auf den Stuhl fallen. Nichts! Er starrt auf die Karte, liest: „Ade", flüstert es vor sich hin. Und da kommt es, langsam und widerstrebend, das Ade sänft an zu sprechen. Er hört eine helle Stimme, die sagt es. Er sieht vor sich kindlich verträumte Augen, die schauen ihn tief und innig an. Und er fragt: „Was bedeutet das Zeichen?" Da sagt sie: „Der Anfang heißt: ich, der Schluß heißt: dich." Was in der Mitte ist, mußt du raten!" Und er küßte sie unter der dunklen Haustür. „Nimmer, immer!" flüstert er. Langsam schließt sich die Tür. Still ist es vor dem kleinen Haus in der engen Gasse. Ein fischgeschwänzter Junge rennt durch die Straßen und weiß sich nicht zu fassen vor Glück und Sehnsucht und Traurigkeit. — Und wie alt war das Mädel? Sechzehn vielleicht. Sie hat ihn sehr geliebt, so unschuldig und doch so tief wie er sie, daß das Herz es kaum ertragen konnte. Und dann, wie war das? Er geht mit ihr durch den Stadtpark. Er sieht sie nicht an und spricht wenig. Sie fragt: „Du verreist in den Ferien?" — „Ja." — „Wann?" — „Uebermorgen." — „Na, bis dahin ist ja noch lange! Da sehen wir uns noch oft!" Er schweigt. Er hat sie nicht wiedergesehen. Er ist nicht mehr hingegangen. Warum nicht? Er hat es auf einmal nicht mehr gemocht. Wahrscheinlich hatte er eine andere im Kopf. So war man ja damals, jung, unbekümmert und roh.

Walter Hartmann senkt den Kopf. Ein liebes Mädel! denkt er. Die vielen, die nach ihr kamen — sie waren nicht halb soviel wert wie die! Was ist wohl aus ihr geworden? Lebt sie noch? Ist sie gesund? Ist sie noch so hübsch? Vielleicht hat das Leben ihr helles, frohes Gesicht halb verlöscht, vielleicht sogar ganz zerstört? . . . Und wenn sie nun ihn, dem sie als ersten ihr Herz geschenkt hatte, nicht hat vergessen können? Wenn sie nun immer noch an ihn hing mit ihrer starken und leidenschaftlichen Liebe? Wer kann denn wissen, was aus der ersten Liebe eines jungen Mädchens erwächst? Wenn sie nun einsam und traurig geblieben ist für ihr Leben? — Walter Hartmann ist kein Junge mehr, er ist ein Mann geworden. Er weiß, daß er damals mehr als nur eine Handvoll Bergenden achtlos fortgeworfen hat. Und es packt ihn auf einmal ein Bangen, das Schicksal eines Menschenlebens drückt auf sein Gewissen. Man hat viel gesündigt, man hat vieles wieder gutzumachen! —

Er kommt in der kleinen, alten Stadt an. Es hat sich nicht viel verändert. Er geht in die enge Gasse und sucht das Haus — es ist nicht mehr da. An seiner Stelle steht ein großes neues Geschäftshaus. Es riecht durchdringend nach Käse. Hartmann macht kehrt, läuft unruhig durch die Straßen. Er mustert alle Mädchengesichter, das eine findet er nicht. Im Stadtpark in der Sonne schlendern viele Menschen umher. Es ist Mittagszeit. Zwei große, graue Augen treffen ihn, sieht und leicht ist das Haar über der Stirn. Hartmann zuckt zusammen. Die Gestalt ist schlank, ihr Gang etwas schwer. Er bleibt stehen, sein Herz klopft. Er möchte sprechen, er weiß ihren Namen nicht mehr. Aber da schweifen die Augen schon weiter, heiter und ruhig blickt das Gesicht voraus. Ein Kinderwagen quietscht an dem Manne vorüber, ein kleines geht an der Hand, und zwei, die seitwärts herumtollen, scheinen dazu gehören.

Der Mann schaut ihr nach. Sie hat ihn angesehen und nicht erkannt! Na also, wozu denn die Aufregung? Oder hat sie ihn doch erkannt, ihm aber nicht verzeihen, die langen Jahre hindurch? Doch das ist ja gleich, es ist vorbei! Es geht ihr gut, sie sah glücklich aus! — Man soll doch nicht rührselig sein, das Leben rückt sich schon von selber zurecht! Glückliche Reise — ade!

Aber schäme dich, Walter Hartmann! Sie hat schon vier Kinder und du — bist noch Junggeselle!

# Die Bruggen

**Nach einer Volkssage erzählt — Von Josef Friedrich Perkonig**

Wie soll so ein armseliger Maurer in einem entlegenen Dorf zu Wohlstand kommen? Niemand baut sich ein Haus, in den Häusern leben und sterben die Bauern schon zweihundert und dreihundert Jahr lang und werden noch einmal so lang darin leben und sterben. Sie und da ist eine alte Steinmauer zerbröckelt, manchmal ist ein Herd zu mauern, in sieben Gemeinden muß man einem geringen Werk fragen. Weib und Kinder gerade satt vom kleinen Maurerlohn.

Da ist ein grausiges Unwetter ein richtiges Glück für den Mann. Ja, so merkwürdig ist es eingeteilt auf Erden: ein und dasselbe Ding mag dem einen ein Unheil sein und dem anderen ein Segen. Es reißt in der Pfarr das tamische Wasser eine Steinbruggen fort, und sie muß in großer Eile wieder gebaut sein, weil die Bauern mit ihren Heuwagen darüber fahren wollen; da leidet es keinen Aufschub bis zum späten Sommer oder Herbst.

Es kommt die Gemeinde zu dem Maurer und fragt ihn: „Kannst du die Bruggen wieder aufrichten um hundert Taler?"

Nie in seinem Leben ist ihm solcher Lohn angeboten gewesen: man muß es ihm zweimal sagen, weil er zuerst glaubt, sie föppeln ihn.

Freilich, wie er hört, welche Frist sie ihm geben, da meint er wohl: „Hexen kann ich nicht, liebe Leut."

„Stell es an wie du magst, zu Fronleichnam muß die Prozession über die Bruggen gehn."

„Also morgen früh fackt es mich bedenken."

Damit sind die Männer der Gemeinde zufrieden. Der Maurer hat eine unruhige Nacht; in seinem Kopf ist eine Waage, bald sind die hundert Taler schwerer, bald die wenigen Tage, die ihm vergönnt sein sollen.

Schon will er verzagen, mag sich die Gemeinde einen anderen Maurer suchen, da klopft es leise an die Tür und ein kleines Mandl tritt herein.

„Gott grüß dich!" sagt der Maurer, aber das Mandl schneidet ein greuliches Gesicht, da ist es ihm gleich verdächtig.

„Ich denke, du brauchst einen Gesellen", hebt es an zu reden.

„Ein Geselle wär mir schon recht, aber er müßt siebenmal zwei Hände haben."

„Meine zwei tun es auch!"

Da muß der Maurer über den Prahler lachen, den leicht ein Wind wegblasen könnte, und erzählt ihm, was die Männer der Gemeinde von ihm gefordert haben.

„Ich bin ein billiger Gesell!"

„Da ist leicht geholfen; bis Fronleichnam steht die Bruggen!"

„Vielleicht kann ich dich aber nicht lohnen."

„So mach ein Angebot."

„Die erste Seel, die von deinem Haus über die Bruggen geht, ist mein."

„Der bist du also", schaudert es den Maurer, und er möchte sich schon abwenden.

„Ich hab keine Lust zum Wörteln. Ja oder Nein?"

Der Maurer denkt zu dieser Zeit nur an die hundert Taler und hofft auf eine letzte Hilf vom Himmel. Deswegen sagt er: „Ja."

Tag und Nacht baut der schmächtige Gesell an der Bruggen; der Maurer sieht einige Male, wie die Steine von selber in seine Hand geflogen kommen. Am Tag vor Fronleichnam ist das Mauerwerk fertig, und mitten auf der Bruggen wartet das Mannlein, und ist noch über und über weiß vom Kalkstaub.

Der Maurer weiß wohl, warum es noch verharrt, und er ängstigt sich, daß jetzt ein Kind oder gar die Frau sich auf den Weg begeben könnte. Aber die sind eingeschlossen, und es muß dem unheimlichen Helfer schnell die erste Seel aus des Maurer's Haus geschickt sein.

Es ist bei dem Handel nicht von einer Menschenseel geredet worden; so soll der Maurer seinen Ziegenbock und jagt ihn über die Bruggen. Das Männlein tobt wohl, aber es hat keine Gewalt mehr. Der Maurer ist auch klug gewesen und hat heimlicherweise immer wieder ein Aestlein vom geweihten Palmbuschen in den Mörtel fallen lassen.

Wie das Mandl merkt, daß es bei diesem Handel verspielt hat, setzt es sich auf den Ziegenbock und galoppiert davon.

# Dies nebenbe

Vor einigen Tagen ist um Mitterna die letzte Pariser Straßenba durch die Straßen der französischen Ha stadt gefahren. Es war gleichsam ein gräbnis, zu dem sich, ganz wie bei Beisetzung einer berühmten Persönlich zahllose Zuschauer trotz der nächtli Stunde eingefunden hatten. Mit Bänd reich geschmückt und von Blumen angez trat der letzte Trambahnwagen seine le Fahrt an. Er gehörte der Linie 112 und die Strecke von Raincy nach Me fermeil war dazu bestimmt, von dem leg Pariser Straßenbahnwagen durchfahren werden. Von nun an gibt es keine Tra bahn mehr in der Seinestadt. Die numm erloschene letzte Linie war seit dem J 1890 in Betrieb. Die Fahrgäste, die re mäßig die Linie benutzt hatten, veran teten nach der letzten Fahrt eine kleine denkfeier, an die sich, wieder ganz wie einer Begräbnisfeier, ein gemeinsames Es anschloß. Mit diesem „Leichenschma wurde in Paris die Straßenbahn zu Gr getragen, und nur die Schienen erin vorerst noch an dieses Verkehrsmittel.

*

Im Süden von Celebes lebt der Vo stamm der Bujinesen, nach deren uri Gesetzen ein junges Mädchen ihren Br tigam bis zu dem Augenblick nicht ans darf, in dem die Ehe vollzogen wird. mit dieser merkwürdige Kult unter a Umständen eingehalten wird, wird die B mit Rauschgiften narkotisiert, veranlaßt sie, in Getränken sehr starke täubungsmittel zu sich zu nehmen. Die sammensetzung dieser Rauschgifte wird dem Stammeshäuptling vorgenommen, das Rezept unter Androhung von To strafe nicht preisgeben darf. Die Wirk des Gifttranks ist so ausgiebig, daß Braut während der ganzen drei Tage, die Heiratszeremonien dauern, völlig s wie geistesabwesend und schlafwandlerisch umhergeht und die Hochzeitsgebräuche macht.

*

Der große Tanzsaal des bekann Pennsylvania-Hotels in Newyork hatte l lich ein merkwürdiges Aussehen. Der kettboden, auf dem sich sonst die Paare vornehmen Newyorker Gesellschaft bewe war mit Heu und Stroh bedeckt, und mitten des Saale standen zwei schwere P pferde, die von zehn Männern bewacht den. Zum ersten Mal nahm man in A rika eine Blutransfusion von ei Pferd zum anderen vor, eine Angelegen die fast zu einer Varieténummer gestem wurde. Auf der Galerie hatten einige dert Zuschauer Platz genommen, um Ereignis beizuwohnen, und im Saal s waren Stuhlreihen für tausend Tierärzte gestellt, die ebenfalls Zeuge der Opera sein sollten. Der Leiter der Newyorker ärztlichen Klinik, dem vier Assistenten standen, nahm die Bluttransfusion selbst Das Experiment kann als geglückt bezeic werden, so daß sich der Tierheilkunde neue Möglichkeiten erschließen. Man sch in Amerika dieser Operation deshalb gesteigerte Wichtigkeit zu, weil man Meinung ist, daß das Pferd für militäris Zwecke nach wie vor von Bedeutung is

*

Leute, die gerne ins Kino gehen, wer sicher den Buchhalter in Boston benei der kürzlich von der Direktion des grö Lichtspiel-Theaters der Stadt eine lebe längliche Freikarte erhielt. De einen seltsamen Vorfall ist der junge M zu dieser Vergünstigung gelangt. In d Kino litt ein Lustspielfilm, der auf die schauer aber alles andere als lustig wir Die Pointen wurden alle mit todernst Mienen hingenommen, kein Mensch lac Nur der Buchhalter vergnügte sich köst dabei und verfiel oftmals in so herzh Heiterkeit, daß seine Freudenausbrüche ganzen Raum gehört wurden. Lachen ste an! Die Zuschauer, die anfangs geis weilt dasaßen, amüsierten sich bald m über das Lachen des jungen Mannes, als d den Film und brachen ebenfalls in La stürme aus, wenn der fröhliche Besucher kichern begann. Dadurch wurde der folg des Filmes gereitet, an dem dem Li spieltheater besonders viel lag, weil es dem Konzern der Gesellschaft gehörte, den Film finanziert hatte. Nach Schluß Vorstellung bat der Direktor den Lachkünst zu sich und übergab ihm einen Ausw mit dem er Zeit seines Lebens für zwei P sonen die Berechtigung hat, das Kino so o er will zu besuchen.

*

Die Bewohner eines nördlich von Lond gelegenen Vorortes waren kürzlich u wenig überrascht, als sich um die e Abendstunde ein helles Etwas vom Himm zur Erde senkte, das sie für ein riesen tes Glühwürmchen halten mußten, leucht es doch in der Größe eines Tennisballes d die Nacht. Später stellte sich dann hera daß der Fallschirmspringer Gwyn Johns, schon öfters die Aufmerksamkeit der en schen Oeffentlichkeit auf seine kühnen terimente lenkte, einen neuen tollen F ausgeführt hatte. Er ließ sich während Nacht von einer Flugmaschine in eine H von 5400 Meter tragen und wagte von d aus den Sprung in die Tiefe und in d Dunkel. Johns hatte sich vorgenommen, Fallschirm erst 100 Meter über dem Bod zu öffnen. Da er in der Finsternis nichts und die Entfernung nicht abschätzen kon trug er am Arm eine große Uhr, auf die den Lichtschein einer starken Taschenlam richtete, die er in der anderen Hand h Man sollte es kaum glauben . . .

Jo-J

# Geheimdokumente gestohlen

*Erzählung von Josef Robert Harrer*

Alle Zeitungen brachten in sensationeller Aufmachung die Berichte vom Diebstahl der wichtigen Geheimdokumente aus der russischen Gesandtschaft. Man stand vor einem Rätsel, man griff die Polizei an, man befürchtete diplomatische Verwicklungen. Die Polizei aber arbeitete fieberhaft; man ging der kleinsten Spur nach, man setzte Prämien für wertvolle Mitteilungen des Publikums aus. Prämien, die im Laufe von drei Tagen so erhöht wurden, daß es kein Wunder war, wenn ganz Paris Detektiv spielte.

Alfred Puvier ging ruhelos in seinem Arbeitszimmer umher. Er griff sich an die Stirne, er dachte krampfhaft nach, er seufzte. Da schrillte das Telefon.

„Ja, hier Alfred! . . . Nein, hab noch Geduld! . . . Der Erpresser geht doch erst in zwei Stunden . . . Ja, ich werde dich anrufen!"

Kaum hatte er den Hörer niedergelegt, als an der Türe geklopft wurde. Puvier öffnete. Auf dem Flur standen fünf Polizisten und einige Herren in Zivil.

„Kriminalpolizei! Hausdurchsuchung!"

Fünf Revolver starrten ihm entgegen.

„Ich wünkte nicht", stammelte Alfred Puvier.

Zwei Polizisten hielten ihn fest; man trat in seine Wohnung.

„So sagen Sie doch, was Sie von mir wollen!"

„Sie stehen im Verdacht, die russischen Geheimdokumente gestohlen zu haben. Wir müssen Ihre Wohnung durchsuchen!"

„Ich sollte die Dokumente gestohlen haben? Aber meine Herren, gerade so gut können Sie sagen, ich hätte den Louvre ausgeraubt!"

Man lächelte überlegen. Die beiden Polizisten hielten ihn fest, während die Zivilisten nach schlauester, kriminalistischer Methode Laden und Kasten durchwühlten.

Puvier versuchte ein Lächeln.

„Ich bewundere Ihre Kunst, meine Herren! Rein theoretisch genommen, tut es mir leid, daß Ihre Mühe, Ihr genialer Spürsinn vergeblich ist. Wie kommen Sie überhaupt darauf, mich, einen nur seinem Beruf lebenden Architekten in den lächerlichen Verdacht zu bringen, daß ich dumme Dokumente gestohlen habe?"

In seinem Arbeitszimmer sah es fürchterlich aus. Alles lag drunter und drüber.

„So sagen Sie mir doch!"

„Ein telefonischer Anruf sagte, daß Sie der Dieb sein dürften!"

Puvier lachte.

„Irgendein Spaßvogel hat sich einen idiotischen Witz erlaubt!"

„Das wird sich ja zeigen!" sagte der Chef der Abteilung.

Puvier hatte sich beruhigt. Belustigt folgte er der Tätigkeit der Kriminalisten.

„In der Ofenröhre könnten Sie auch noch nachsehen!" meinte er.

Man ließ ihn reden, man suchte, man leuchtete in alle Winkel. Man fand von den Dokumenten keine Spur. Eine Stunde hatte die Hausdurchsuchung bereits gedauert. Auf dem Schreibtische lagen die Briefe Puviers, seine Aufzeichnungen. Da trat einer aus dem Nebenzimmer:

„Herr Chef, eine rote Brieftasche! Gut versteckt, ist Dem Anschein des Waschtisches ist die untere Lage ein wenig zu kurz geraten. Hinter der Lade lag die Brieftasche auf einem kleinen Querbrett!"

„Es sind die Aufzeichnungen zu meiner Erfindung!" rief Puvier mit einem Anflug von Hast dazwischen. „Niemand darf davon wissen!"

Der Chef grinste. Er griff nach der Ledertasche und öffnete sie. Nachdem er sie durchsucht hatte, sagte er enttäuscht:

„Tatsächlich, es sind nicht die russischen Geheimdokumente! Herr Puvier, was Ihre Erfindung betrifft, brauchen Sie keine Angst haben. Ich schweige. Denken Sie an meinen Diensteid . . . Weitersuchen!"

Puvier hatte sich in sein Schicksal ergeben. Da trat ein junges Mädchen ein. Puvier starrte ihr entgegen.

„Felice, denke dir, man behauptet, ich hätte die russischen Dokumente gestohlen?"

„Wer ist die Dame?" fragte der Kriminalchef.

„Ich bin die Braut des Herrn Puvier! . . . Höre ich recht, Alfred, du sprichst von den russischen Dokumenten? Diese haben sich ja schon gefunden! Hier, die Extra-Ausgabe des ‚Matin'!"

Der Kriminalchef riß ihr das Blatt aus der Hand und las:

Harmlose Aufklärung des Dokumentendiebstahls in der russischen Gesandtschaft! Der vergeßliche Gesandte hatte die Dokumente vor Tagen statt in die Rocktasche in den Regenschirm gesteckt. Als er heute den Schirm . . ."

Die Kriminalabteilung entschuldigte sich, man drückte Alfred Puvier die Hand, man ging. Und nichts für ungut. Pflicht ist Pflicht!

Puvier tanzte glücklich im Zimmer umher.

„Ein Wunder, Felice! Wenn die Hausdurchsuchung nicht gekommen wäre, hätte ich nie im Leben die rote Ledertasche gefunden!" Er lachte. „Nun rasch zum Bahnhof! Wir haben noch dreißig Minuten Zeit! Mister Greenboom hat mir versprochen, daß er bis zum Abgang des Zuges dabei bleibt, die Erfindung abzukaufen. Länger wartet er nicht!"

Das Auto raste zum Bahnhof. Alfred hielt Felices Hand und flüsterte: „Das Schicksal meint es doch gut mit uns!"

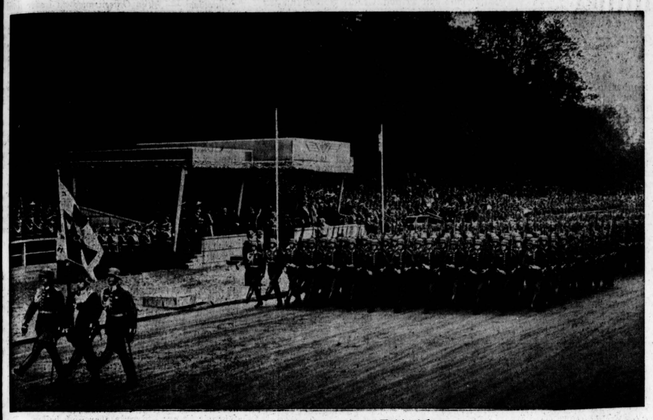
„Ja, Alfred, das Schicksal und deine schlaue Braut! Ich bin ja so glücklich, daß ich die Kriminalpolizei anrief und dich als den Dokumentendieb bezeichnete. Wer sonst hätte in einer Stunde die Ledertasche mit den Entwürfen gefunden!"

Alfred starrte das Mädchen fassungslos an. Dann küßte er sie.

„Felicie, wenn ich dich nicht hätte!"

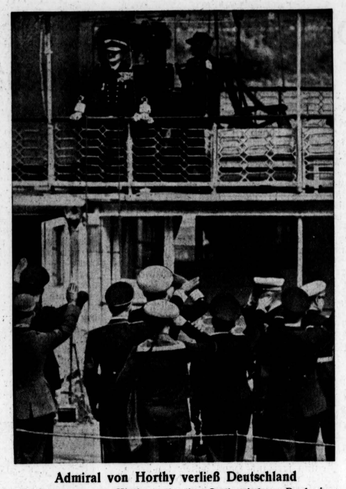
# Deutschlands größte Truppenparade

Zusammen mit seinem hohen Gast, dem ungarischen Reichsverweser Admiral von Horthy, nahm der Führer die größte deutsche Truppenparade, die jemals durchgeführt wurde, ab



**Infanterietruppen mit ihren Feldzeichen**

Im Hintergrund unter dem Baldachin steht der Führer mit seinen Gästen. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



**Admiral von Horthy verließ Deutschland**

Reichsverweser von Horthy und seine Gattin sind an Bord eines Donaudampfers nach Ungarn zurückgekehrt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Die Leipziger Herbstmesse eröffnet**

Kopf an Kopf stehen auf dem Augustusplatz, dem Mittelpunkt des Straßenlebens, die Menschen und bestaunen den Kdf.-Wagen. (Weltbild, Zander-Multiplex- K.)

**Zum 40jährigen Regierungsjubiläum der Königin Wilhelmine von Holland**

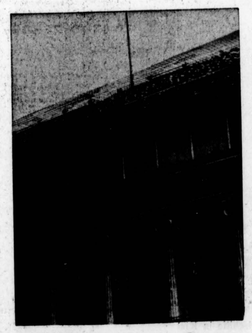
Am 28. August d. J. feierte die niederländische Königin Wilhelmine den Tag, an dem sie vor 40 Jahren den Thron bestieg. Unser Bild zeigt sie mit ihrer Mutter, der verstorbenen Königin Emma (links) und ihrer Tochter, der Kronprinzessin Juliane. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

**Von den Kämpfen in Palästina →**

Die Lage in Palästina spitzt sich von Tag zu Tag mehr zu. Die Araber kämpfen um ihre eigenen Lebensinteressen mit allen Mitteln sowohl gegen die Juden als auch gegen die judenbeschützende englische Polizei und Truppen. In Hebron führten arabische Freischärler einen Angriff auf die Post, in der auch gleichzeitig eine Bank untergebracht ist, durch. Das Gebäude brannte völlig aus. Ein britischer Polizeipanzerwagen wurde von den Arabern zerstört, als die Besatzung mit dem Löschen des Brandes beschäftigt war. Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

# Vom Sport des letzten Sonntag

Links oben: Der Holländer Arie van Vliet (im Bilde rechts) entthronte bei den im Amsterdamer Stadion zum Austrag gekommenen Radwettmeisterschaften den mehrfachen Titelhalter Josef Scherens-Belgien (links). — Rechts oben: Der VfR Gleiwitz schaltete in Tschammerpokalspiel die Berliner Polizisten mit 3:2 aus. Tollkühn rettet der Gleiwitzer Torhüter einen gefährlichen Angriff. — Untere Reihe von links nach rechts: Blask stellte bei dem Leichtathletik-Ländermapf Deutschland — Schweden einen neuen Weltrekord im Hammerwurf auf. Schon einmal war es ihm gelungen, die seit 1913 auf 57,77 m stehende Weltbestleistung des Amerikaners Ryan zu verbessern, und damit einem der ältesten Oberhaupt bestehenden Rekorde das Lebenslicht auszublasen, aber dieser Leistung mußte die Anerkennung versagt werden. Bei dem Ländermapf, in dem Deutschland mit 108:100 Punkten die gefährlichen Schweden glatt schlug, warf Blask den Hammer einwandfrei 59 Meter und bestätigte damit seine gute Form und den Aufschwung, den das deutsche Hammerwerfen seit dem olympischen Sieg von Hein und Blask genommen hat. — Reichssieger bei den deutschen Jugendmeisterschaften in Frankfurt am Main im Stabhochsprung wurde der Frankfurter Gleim mit der vorzüglichen Leistung von 3,60 Meter. — Die deutschen Schwimmer schlugen Frankreich mit 32:22 Punkten: Start zum 100-Meter-Rückenschwimmen der Frauen, das Inge Schmitz vor Ursula Pollak gewann. (Schirner 3, Atlantic, Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)



**Unruhen im nahen und fernen Osten**

**Die Auslandsdeutschen trafen sich in Stuttgart**

Die Tribünen mit dem Zeichen der Auslandsorganisation während der großen Kundgebung in der Adolf-Hitler-Kampfbahn.

**Konrad Henlein im Wahlkreis Teplitz-Schönau**

Der Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, plante am Wochenende eine Besichtigungsfahrt durch den Wahlkreis Teplitz-Schönau, mußte die Reise jedoch abbrechen, um einer dringenden Bitte Lord Runcimans um eine Unterredung im Schloß Rothenhaus zu entsprechen. — Hier wird dem Führer der Sudetendeutschen in einem Mädchen-Arbeitslager ein Blumengruß überreicht. Neben Konrad Henlein steht Kreisleiter Sebekowsky.

**← Wie man sich in China gegen japanische Bomben schützt**

Ein Haus in Kanton wurde von den Chinesen mit einem uns eigenartig anmutenden, aber, wie uns berichtet wird, sehr wirksamen Bombenschutz versehen. Fünf übereinanderliegende Bambusgeflechte sind über das Dach des Gebäudes gebreitet und fangen durch ihre Festigkeit und Elastizität die Bomben auf und bringen sie so zur Explosion, bevor das eigentliche Gebäude berührt wird. (Scherl Bilderdienst (3), Zander-Multiplex-K.)

# Der König mit dem Schmiedehammer

*Ein Heringsangebot ging fälschlich nach Italien — Auch das Rom in Mecklenburg hat einen König*

**Wenn die Landkarte Witze macht, können sich die tollsten Verwechslungen ereignen. Das Heringsangebot, das statt nach der Metropole am Tiber, nach dem mecklenburgischen Dorfe Rom gehen sollte, ist ein beredtes Zeugnis dafür.**

Es hieße Eulen nach Athen oder Bier nach München tragen, wenn ein Ostseefischer auf den Einfall kommen sollte, seine zappelnde Ware in den Mittelmeerländern abzusetzen. Und doch unternahm es kürzlich der Lebensmittelhändler eines mecklenburgischen Städtchens, sogar dem König von Italien allen Ernstes ein Angebot über zwei Kisten frisch eingetroffener Heringe zu machen. Er war respektlos genug, den Brief an die höchste Persönlichkeit des italienischen Imperiums nur mit „Herrn König, Rom" zu adressieren, und die Herren im Quirinal überlegten lange, ob sie das Schreiben an Seine Majestät, die zurzeit ihre Sommerferien in einem Seebad am Mittelländischen Meer verbringt, dorthin nachsenden sollten. Schließlich siegte aber das eiserne Pflichtgefühl, und wenig später las der Monarch mit einigem Erstaunen, daß Fischessen gesund sei und zwei Kisten Heringe zu dem günstigen Preise von soundsoviel Mark und Pfennig frei ins Haus geliefert würden. Der Kaiser von Aethiopien hatte Humor, und dem besagten Kaufmann verschlug es fast den Atem, als ihm dieser Tage der Postbote einen Brief aus der Privatkanzlei des italienischen Herrschers in die Hände drückte, in dem der König verbindlichst für das bekundete Interesse dankt, aber lebhaft bedauert, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können.

Die zwei Kisten Heringe fanden aber trotzdem den Weg nach Rom, nur liegt dieses Rom nicht in Italien, sondern als ein friedliches Dörfchen knappe sieben Kilometer von der mecklenburgischen Stadt Parchim entfernt. Dort gibt es nun tatsächlich einen König, der gerne frische auf seiner Mittagstafel sieht und für den eigentlich das günstige Heringsangebot bestimmt war, ein König aber, der statt des goldenen Zepters einen schweren Eisenhammer auf den Amboß niedersausen läßt. Schmiedemeister König ist in der ganzen Umgebung bekannt, und wo er hinkommt, heißt er nie anders als der „König von Rom".

Wie der Brief an ihn nun nach Italien an den richtigen König in Rom kam, darüber zerbricht man sich jetzt in Mecklenburg freilich die Köpfe, aber es hat keinen Sinn, deswegen die Stirne kraus zu ziehen, denn schließlich ist es ja schon öfter vorgekommen, daß eine Karte oder ein Brief, der von Parchim, Malchow, Ludwigslust oder einem anderen Ort im Lande Mecklenburg aus nach Rom geschrieben wurde, als „Unbestellbar", mit dem Stempel von der Antiken Stadt am Tiber versehen, an den Absender zurückgelangte oder nach langem Irrweg doch schließlich im mecklenburgischen Dorf Rom glücklich landete.

Vor Jahren hat einmal ein italienischer Universitätsprofessor seinen Urlaub eigens zu dem Zwecke in dieser Gemarkung verbracht, um Studien über die Herkunft dieser merkwürdigen Ortsbezeichnung anzustellen. Ob er dem Geheimnis auf die Spur gekommen ist, vermögen die „römischen" Bauern von Mecklenburg leider nicht zu sagen. Aber davon wissen sie alle zu erzählen, daß vor einiger Zeit der Stellmachergehilfe Wahl von Rom nach Parchim verzogen ist, sie schmunzeln darüber, weil sie glauben, daß er nur deshalb sein Domizil gewechselt hat, um den begreiflichen Hänseleien zu entgehen, die er sich seines Namens wegen in Rom gefallen lassen mußte.

**Das erste Rasthaus der Reichsautobahn**

**ist am Chiemsee eröffnet worden. Das Rasthaus fügt sich in seiner vollendeten Architektur völlig der Landschaft an und enthält neben Räumlichkeiten für die Beherbergung von zahlreichen Gästen auch sehr schöne im bayerischen Stil ausgestattete Wirtsräume. Zahlreiche andere Rasthäuser an den Reichsautobahnen werden diesem ersten Bau folgen.**
**(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)**

# *Medaille enthüllt ein Verbrechen*

**Aus Charles wurde Edward Clayton**

Die 33jährigen Zwillinge Edward und Charles Clayton aus Milwaukee im Staate Wisconsin traten an Vorstadtbühnen und im Zirkus auf. Ihre Aehnlichkeit war so verblüffend, daß das Publikum immer wieder starr vor Erstaunen war, wenn „derselbe" Artist, der sich eben vor aller Augen in einer Kiste hatte vernageln lassen, wenige Sekunden später auf einem Pferde in die Arena geritten kam. Die Brüder harmonierten miteinander bis zu dem Augenblick, als Florence Ancil in ihr Leben trat. Beide verliebten sich in sie, und als Miß Ancil sich nach anfänglichem Schwanken für Edward entschied, kam es zwischen ihm und Charles zu einem heftigen Auftritt, der damit endete, daß der eine Bruder blutüberströmt auf dem Kampfplatz liegen blieb und eine Stunde später, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, auf dem Wege nach dem Krankenhaus verschied.

Bald wurde bekannt, daß der Untersuchungsgefangene Edward Clayton in den Genuß einer bedeutenden Erbschaft gelangen würde. Er hatte als hervorragender Schwimmer seinerzeit einem reichen Onkel das Leben gerettet. Er war schon damals fürstlich belohnt worden, und bevor der Onkel infolge des erlittenen Nervenschocks doch bald darauf starb, hatte er seinem Anwalt eine testamentarische Verfügung mit der Bestimmung übergeben, davon erst Gebrauch zu machen, wenn die Zwillinge das 30. Lebensjahr vollendet hätten. Es sei denn, daß einer von ihnen vorzeitig den Tod fände, dann sei der Brief sofort zu öffnen.

Aus dem Dokument ergab sich, daß Edward, dem Lebensretter drei Viertel der Erbschaft, nämlich 69 000 Dollar, zustehen sollten, seinem Bruder dagegen das restliche Viertel von 23 000 Dollar. Für den Fall, daß einer der Erbberechtigten nicht mehr am Leben oder entmündigt sei oder die bürgerlichen Ehrenrechte verloren habe, sei der freiwerdende Betrag dem Waisenhaus von Milwaukee zur Verfügung zu stellen. Da Miß Ancil Zeugin der verhängnisvollen Auseinandersetzung zwischen den Brüdern war und unter Eid aussagen konnte, daß der Täter erst dann den tödlichen Schlag mit der Kristallvase geführt hatte, als sein Bruder Miene machte, ihm eine große Papierschere in die Brust zu stoßen, lagte das Gericht ihre Darstellung der Tatbestandswürdigung zugrunde und erkannte unter Zubilligung des Notwehrrechtes auf Freispruch. Der drohende Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte war damit vermieden und der Ausgang des Erbschaft stand nichts mehr im Wege.

Trotz der formaljuristischen Rehabilitierung des Angeklagten glaubte der Schwimmklub „Olympia" seine große goldene Medaille doch nicht in den Händen eines Mannes lassen zu können, auf dessen Ruf ein Schatten gefallen war. Der Club forderte die dem Champion verliehene Plakette zurück, aber Mr. Clayton konnte statt dessen nur eine schriftliche Erklärung abgeben, daß ihm das Ehrenzeichen leider abhanden gekommen sei. Dem Sekretär des Klubs fiel es auf, daß die Schriftzuge der Erklärung nicht mit Claytons sonstiger Handschrift übereinstimmten. Ein Graphologe bestätigte die Vermutung, daß die beiden ihm vorgelegten Schriftproben nicht von derselben Person herrühren könnten. Die Polizei ermittelte, daß Clayton gar nicht der war, für den er sich ausgab. Er war in Wirklichkeit Charles Clayton und hatte sich nur in seinen Bruder Edward verwandelt, um dadurch in den Genuß des Löwenanteils der Erbschaft zu gelangen. Seine Freundin war gegen Zusicherung späterer Gewinnbeteiligung bereit gewesen, unter Eid vor Gericht falsche Aussagen zu machen. Die unauffindbare goldene Medaille seines Bruders wurde ihm zum Verhängnis.

# Der fliegende Ober

*Flugsteward Hove feiert sein 10jähriges Dienst-jubiläum — Wenn Ochsenzunge zu Leder wird*

**Eine zehnjährige Berufstätigkeit bietet sonst keinen Anlaß, davon Erwähnung zu tun, müßte es sich schon um eine Beschäftigung handeln, die nicht gerade alltäglich ist. Und das kann man von der Tätigkeit des ersten deutschen Luftstewards Arthur Hove wohl behaupten, der nun schon seit einem Jahrzehnt hinter den 2000 PS eines Flugzeuges seinen Dienst verrichtet.**

In der weißlackierten, von Nickel und Glas glitzernden Flugzeug-Küche ist Arthur Hove unumschränkter Alleinherrscher — sein eigener Küchenchef, Steward und Barmixer zugleich. Ueber 30 Fluggäste können in seiner G 38 „Hindenburg" befördert werden — das bedeutet schon eine recht ansehnliche Gesellschaft, wenn alle den Flugsteward mit seinem Speise- und Getränkevorrat in Anspruch nehmen. Bei den Lebensmitteln ist es mitunter sehr schwierig, sie in gutem Zustand zu halten, denn Brat zieht, wenn es offen liegt, Benzingeruch an, ähnlich ist es bei Kuchen und Gebäck. Aber man muß sich zu helfen wissen: bei Kaffee, der trotz der festverschlossenen Thermosflasche in größeren Höhen seinen Geschmack verliert, hat sich durch, daß der Steward den Satz in der Flasche läßt; Eier, die auch nach drei oder vier Stunden, wenn das Wasser in den Flaschen nicht mehr kochend ist, warm und pflaumenweich feuwiert werden müssen, kocht man schon vor dem Start weich, schreckt sie dann mit kaltem Wasser ab und serviert sie später, nachdem man sie kurz vorher in heißes Wasser gelegt hat, genau so, als wären sie gerade erst vor einer Minute gekocht worden.

Theorie ist gut. Praxis aber noch besser. Da stellte z. B. ein englischer Fachmann eine Liste auf, was ein Magen in 3000 Meter Höhe nicht vertragen kann, und nannte an erster Stelle Blumenkohl. In größeren Höhen soll nämlich Blumenkohl nicht nur durch seinen Geruch die Magennerven beleidigen, sondern auch durch seine gelbe Farbe, wogegen Rot und Grün beruhigend und direkt heilsam wirken — grüner Salat und Tomaten werden demnach nicht nur wegen ihrer Bekömmlichkeit, sondern auch wegen ihrer Farbenharmonie empfohlen. Zu den schweren Speisen, die vermieden werden sollen, zählt auch die harmlose Apfeltorte. Speck und Fett sollen möglichst erst gar nicht auf den Tisch gebracht, vom Schinken die roten Fetträndr abgeschnitten werden, während Jungenwurst schon gar nicht in Frage kommt, weil sie in etwa 2000 Meter Höhe schwarz und zäh wie Leder wird. Bei den Flüssigkeiten werden weniger strenge Normen aufgestellt. Denn der eine Gast verträgt schon an Land alles, was ihm vorgesetzt wird, während sich ein anderer bereits nach zwei Gläsern „beunruhigt" fühlt. Allgemein gesprochen, soll schwarzer Kaffee weder für das Herz noch den Magen das geeignetste Beruhigungsmittel sein, genau so wenig, wie die kohlensäurehaltigen Getränke.

Noch eine halbe Stunde ist es bis zum fahrplanmäßigen Abflug. Von der Vorküche der Mitropa ist schon der Wagen mit den bestellten Gerichten, fest in Thermosbehälter verschraubt, eingetroffen. „Sobald ich weiß, wann der Flug geht und wie lange er voraussichtlich dauern wird, mache ich meine Bestellungen", erklärt der Steward. „Sofort nach dem Start fange ich dann schon mit dem Anrichten an — die Schräglage spielt dabei keine Rolle —zwanzig Minuten später können schon die 20 oder 30 Fluggäste essen, als säßen sie zu Hause, denn . . ." und er zieht einen Bleistift aus der Tasche und stellt ihn hochkant auf. „Genau so habe ich den Bleistift während des Fluges auf die Tischkante gestellt, und er ist nicht umgekippt . . ."

# Die Arie auf dem Operationstisch

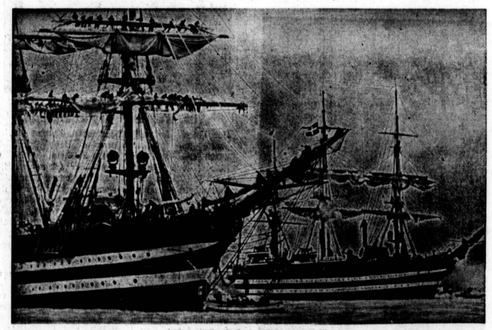
*Gesangsproben im Krankenbett — Die schwerverletzten Donkosaken lassen sich nicht unterkriegen*

Es soll drüben überm großen Teich Sanatorien für Mißmutige und Lebensmüde geben, in denen Kuren gegen Sorgenfalten und griesgrämige Gesichter verabreicht werden und das Lachen sozusagen ärztlich verordnet wird. In Deutschland gibt es gegenwärtig zwei Krankenhäuser, in denen trotz dem Weh und Ach der Patienten manchmal selige Stimmung herrscht, dann nämlich, wenn aus einem Krankenzimmer prachtvolle Stimmen fremdartige Lieder erklingen lassen, die bald schwermütig und voller Melancholie wie das Rauschen eines Steppenwindes, bald heiter und jauchzend wie eine sprudelnde Quelle durch Gang und Säle dringen. Die Städte Koblenz und Neuwied bergen diese sonst so stillen Häuser. Seitdem aber die bei einem Autounfall so schwer verunglückten Donkosaken hier gezwungenermaßen ein Gastspiel geben, haben sich so manche Mienen kranker und verzagter Menschen geglättet, denn die weltbekannten Chorsänger können selbst auf ihrem Schmerzenslager das Singen nicht lassen.

Aerzte und Schwestern freuen sich über diese Unverwüstlichkeit ihrer Pfleglinge, denn wenn es auch nur Galgenhumor, vermischt mit Langweile, ist, was sie trotz ihres wenig beneidenswerten Zustandes zu ihren Gesangsproben bewegt, so weiß man doch aus Erfahrung, daß solche Beweise des Lebenswillens heilsamer als alle Medizin auf den wunden Körper wirken.

„Die Köpfe hat es ja nicht gekostet!", meint der Tenor Rusnak lächelnd, der mit einem schweren Schädelbruch darniederliegt. „Und den Mund hat man uns Gottseidank nicht verbunden!", brummt dazu der Bassist Wassilewski, dessen ehrfurchterheischender Bart wohl jedem Besucher der Donkosaken-Konzerte in Erinnerung ist. Jetzt ist diese männliche Zierde unter weißen Mullbinden tief vergraben, die von seinem Gesicht überhaupt nur Auge, Nase und Mund freilassen. Außerdem ruht der rechte Arm in der Binde. Man lernt den Bassisten als den Spaßvogel unter den verletzten Sängern kennen. Ein Schädelbruch kann seinem Humor eben keinen Abbruch tun, hat er doch schon zwei solche Verletzungen hinter sich, „die nicht von Pappe waren", wie er sagt. Selbst als Wassilenki in schwerer Narkose auf dem Operationstisch lag und die Aerzte sich eben zu ihrer Arbeit anschickten, begannen sich seine Lebensgeister in einer Arz zu regen, wie man es von Schwerverletzten sonst nicht gewohnt ist. Er begann mit seinem tiefen Baß plötzlich eine Opernarie zu singen, und zwar so laut, daß nicht nur das Operationszimmer von der Kraft seiner Stimme erdröhnte, sondern auch noch in den Krankenzimmern sein Gesang vernommen wurde. Der Patient wußte natürlich von nichts als ihm beim Erwachen dieser Vorfall erzählt wurde, aber er konnte sich daran erinnern, daß er von einer heiteren Oper geträumt hatte.

Nur eine Sorge haben die verletzten Sänger, die sie immer ihrem Führer Serge Jaroff vordringen: Am 22. September geht das Schiff, das die 33 Donkosaken zu einer Tournee nach Amerika bringen soll. Ob sie bis dahin hergestellt sein werden? Natürlich werden sie, aber dann wird es wieder stille sein in den Krankenhäusern von Koblenz und Neuwied, und mit Wehmut sieht die Belegschaft schon heute dem Tag des Abschiednehmens entgegen.



**Italienische Schulschiffe in Kiel**

**„Amerigo Vespucci" und „Christoforo Colombo", die beiden Segelschulschiffe der italienischen Kriegsmarine, sind zu einem dreitägigen Besuch im Kieler Kriegshafen eingelaufen.**
**(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)**



# Bauern am Schienenstrang

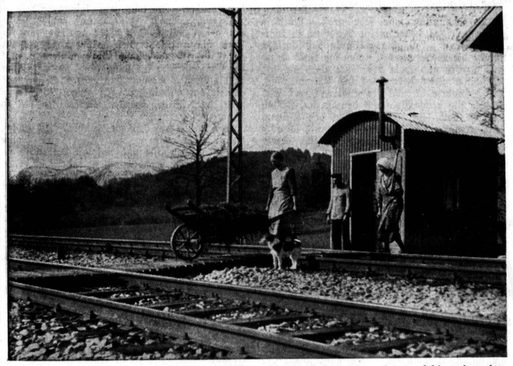
*200 000 Kleinlandwirte in der Deutschen Reichsbahn*

**Die ganze Familie muß mitarbeiten, wenn Not am Mann ist.**

Wir fahren mit der Eisenbahn und unsere Blicke schweifen durch die Fenster über die Landschaft. Man kann reisend das deutsche Land in seinem wechselnden Charakter studieren und die verschiedenen Arten der Landbestellung wahrnehmen. Wer intensiv hinausschaut, stellt immer wieder fest, daß an den Bahndämmen, besonders in der Umgebung von Blockhäusern und Stellwerken, auch rund um einsam liegende Bahnwärterhäuser herum, anspruchslos gut gepflegte Streifen wertvollen Bodens zu sehen sind. Da sind Gärten mit blühenden Blumen, zwischen Obst- und Maulbeerbäumen nimmt man Bienenhäuser wahr, ein paar Kühe stehen auf schmalem Weideland, ein Bahnbeamter pflügt den kleinen Acker, ja sogar kleine Getreide- und Kartoffelfelder grenzen bis dicht an den Schienenstrang. Wir fahren nun schon 100 Kilometer durch das Land und immer wieder zeigt dasselbe Bild sich unseren aufmerksamen Blicken. Sollte hier nicht ein besonderes System der Bodenausnutzung vorliegen?

Was wir rechts und links vom Bahnkörper sehen an gut bestelltem Ackerland, ist der Arbeit einer Organisation zu verdanken, die bereits seit 25 Jahren zu den sozialsten Einrichtungen der deutschen Reichsbahn gehört: Es ist dies die Kleinlandwirte-Organisation innerhalb der Reichsbahn.

Jeder Quadratmeter Erde muß heute mehr denn je der allgemeinen Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden. 70 000 Hektar Boden gehören der Reichsbahn. Diese Flächen liegen in Schmalstreifen an den tausenden Kilometern Schienensträngen rechts und links der Bahnkörper. Eine unendliche Mühe und Arbeit kostete es, diesen Boden bis zum letzten Meter urbar und fruchtbar zu machen. Und die, die diese Arbeit leisten, sind die Eisenbahner, die an den Bahndämmen wohnen. Sie erfüllen nach ihrem Berufsdienst in ihren Freistunden eine besondere Pflicht am Staat und Volk, indem sie durch ihre kleinlandwirtschaftliche Tätigkeit zu ihrem Teil mit dazu beitragen, die Ernährung des Reiches sicherzustellen. Denn jeder Bahnbeamte — es gibt im ganzen ca. 200 000 Kleinlandwirte in der Reichsbahn) — der seine paar Morgen Land zu bestellen hat, der seine zwei Kühe, Ziegen oder Schweine hält, sein Obst, Gemüse, Korn und seine Kartoffeln ernten wird, der seine Bienenzucht treibt usw. —, entlastet durch diese wohlorganisierte Selbstversorgung den allgemeinen Markt der Nahrungsmittel. Er ist ein Pionier auf deutschem Grund und Boden, dem die Arbeit auf eigener Scholle im Kreise seiner mithelfenden Familie ein Gefühl von Zusammengehörigkeit im gleichen Dienst gibt und vor allem Freude an der eigenen erntespendenden Erde. — Carolus.



**Eigener Mist hat Goldes Wert! So denkt auch der Bahnwärter, als er sieht, wie seine Frau und Tochter eine Karre Dung über die Geleise fahren.**

**In der Pause bis zum nächsten Zuge werden die Kühe auf die Weide geführt.**
Fotos (5): Carolus.

**Eine gesunde Jugend wächst am Bahndamm heran.**

**Feierabend am Bahnwärterhaus! Alles hilft den kleinen Hausgarten bestellen, und Vater freut sich am Glück seiner Familie.**

# Ich war der „ROTE TEUFEL"

**Mit 100 km an der senkrechten Wand**

**Dem Todesfahrer T. L. nacherzählt von Max Lippold**

Die Maschine riß stark nach oben, und jetzt wußte ich auch, wozu der rote Strich, etwa sechzig Zentimeter vom Rand entfernt, da war. An ihn mußte man sich halten. Eine Kleinigkeit höher bedeutete Absturz und Tod. Damit das Rad nicht über den Rand hinaus in die Zuschauer flog, war das Drahtseil gezogen. Geriet man gegen dieses Seil, stürzte man stets nach unten.

Ich hoppte, stand. Ueber uns prasselte der Beifall. Jack faßte mich wütend an der Schulter. „Du bist ein leichtsinniger Patron!" knirschte er. „Hast du vergessen, was ich dir sagte? Glaubst du, es ist für uns von Vorteil, wenn wir jeden Tag ein Unglück haben?"

Dann bestiegt er seine Maschine, und Thea setzte sich auf den Tank. Ein Arbeiter, der sich in der Bahn befand, trat auf mich zu und sagte: „Du fährst ungeheuer unsicher, Lorenz. Ich rate dir, den Anweisungen Jacks genau zu folgen, denn er trägt für alles, was hier geschieht, die Verantwortung. Uebrigs nicht, daß du erst ein Anfänger bist. Uns stand der Atem still, als du zweimal dicht am Seil entlang gingst. Diesmal hast du noch Glück gehabt."

### Akrobatik mit Thea

Der „Rote Teufel" fährt, mit Thea auf dem Lenker. Er geht nur bis zur Mitte der Bahn hinauf. Plötzlich streckt Thea die Hände aus, auch Jack läßt den Lenker los — und mein Herzschlag setzt für eine Sekunde aus. Daß so etwas möglich ist?! Beide fahren in rasender Fahrt in waagerechte Lage freihändig an der Steilwand! Man stelle sich das vor! Ich hatte dies noch nie gesehen und zitterte beim Anblick mehr als vorher, da ich selbst fuhr.

Die beiden Fahrer kommen herab und stehen. Das Mädchen lächelt, aber Jack scheint gornig zu sein. Ich bin so begeistert von dieser Nummer, daß ich beiden die Hand reichen möchte. Oben donnert noch immer der Beifall. Geldstücke und allerlei Waren vom Rummel werden herabgeworfen, so begeistert ist die Menge.

Schon knattert erneut die Maschine. Der „Rote Teufel" fährt jetzt allein, und das Schauspiel, das ich nun sehe, peitscht meine Nerven auf bis zum äußersten. Jack rast bedeutend schneller als vorhin um die senkrechte Wand, stößt bis dicht zu den Köpfen der Zuschauer hinauf, kommt durch die halbe Bahn herab, um an der anderen Seite wieder hochzurasen. Es ist eine Zickzackfahrt im Hundert-Kilometer-Tempo.

Die ganze Bude schaukelt, und einen Augenblick muß ich die Augen schließen. Als ich wieder öffne, sehe ich Jack freihändig auf und ab kurven. Er breitet die Arme aus, steckt sie dann wieder in die Taschen, und die Maschine rast von oben nach unten und von unten nach oben. Er geht so dicht am Drahtseil entlang, daß ich jeden Augenblick das Unglück erwarte.

**Aus! Im Leerlauf kreist Jack noch einmal und kommt herab. Die erste Vorstellung des Tages ist vorbei. Ich habe Motorradakrobatik in höchster Vollendung gesehen und komme mir gegen den „Roten Teufel" wie ein kleiner Junge vor. Meine Bewunderung hielt aber nicht sehr lange an, und bald sollten sich die Dinge ändern. Ein brennender Ehrgeiz erfüllte mich von dieser Stunde ab, und ich beschloß, es ihm nachzumachen und ihn womöglich zu überbieten. Seit diesem Tage hatte ich mich dem Todesfahrerberuf mit Leib und Seele verschrieben.**

### Drei Monate später

Am meisten wunderte sich Jack über meine Fortschritte. Es vergingen vier Wochen, und während dieser Zeit hatte ich so viel gefernt, daß ich ohne weiteres imstande war, dieselben Leistungen zu vollbringen, die ich am ersten Tage bei Jack bewundert hatte. Jack wußte dies und ließ sich oft von mir vertreten.

Wir waren längst fort von Berlin, hatten mehrere deutsche Großstädte besucht und fuhren jetzt nach Wien. Unser Chef hatte für den Winter eine kleine Ruhlandreise vor.

Wenn ich mich auch schon längst mit dem „Roten Teufel" messen konnte, so war ich doch noch immer der zweite Fahrer und hatte stets nur eine belanglose Arbeit zu leisten, während Jack noch immer die Todesspirale fuhr und die Massen begeisterte. Daß er auch eine bedeutend höhere Gage bezog, war selbstverständlich. Meine Gage war übrigens auch schon längst erhöht worden, und ich konnte sehr gut leben.

In diesen drei Monaten, die ich nun schon Todesfahrer war, hatte ich alle meine Kameraden des Unternehmens sehr gut kennengelernt. Ich wußte, daß Jack ungeheures Geld verbrauchte und öfter Zuschüsse zu seiner Gage verlangte und auch ohne weiteres erhielt. Der Chef konnte sich nicht auf Differenzen mit ihm einlassen, denn ohne ihn ging es nun einmal nicht. Zu mir hatte der Chef noch kein rechtes Vertrauen, obwohl er wußte, daß ich genau dasselbe leistete. Einmal sagte er, ich fahre wohl gut, hätte aber noch nicht die große Sicherheit, die Jack besäße.

Er kam übrigens nur selten in die Bahn. Die Kasse war ihm die Hauptsache, Kasse und Reklame. Er wußte ja auch, daß er sich auf Jack voll und ganz verlassen konnte.

### Die große Gelegenheit

Wir waren also, wie gesagt, in Wien, als Jack einer Erkältung wegen feiern mußte und ich das ganze Programm zu bestreiten hatte. Ich mußte die Spirale fahren, ich mußte mit Thea auf dem Lenker um die Bahn rasen, kurz, ich klebte etwa zwanzig Minuten lang mit kurzen Unterbrechungen an der Steilwand. Das war natürlich sehr anstrengend. Wer diese Gelegenheit mußte ich wahrnehmen, um mein Können zu zeigen; denn schon längst hatte ich daran gedacht, neue, noch nie gesehene Kunststücke an der Todeswand zu vollführen. Ich wollte nicht länger als zweiter Fahrer gelten.

Die Gelegenheit war jetzt günstig, um dem Chef meine Fähigkeiten zu zeigen. Ich durchdachte noch einmal alles und fuhr am anderen Morgen in Gegenwart einiger Arbeiter Probe. Es gelang alles vorzüglich.

Alle Kräfte, bis auf den kranken Jack, fanden sich kurz vor der ersten Vorstellung ein, die heute auf 8 Uhr festgesetzt war. Ich ging zum Chef und bat ihn, sich diese Vorstellung anzusehen, da ich neue Sachen bringen würde.

„Was wollen Sie denn machen?" fragte er.

„Nun, das wird sich zeigen."

„Nur keine waghalsigen Spielereien, das sage ich Ihnen!" schrie er mich an. „Fahren Sie, wie Sie immer fuhren! Bedenken Sie doch: Jack ist krank. Wenn Sie stürzen, steht das Geschäft vor dem Ruin."

„Na, na", mußte ich lächeln. „Diese alten Klappermaschinen dürften doch bereits ein nettes Säckelchen gefüllt haben. Wie wäre es mit einer neuen Maschine?"

„Ja, wenn sie notwendig ist, behelle ich sofort eine, heute noch. Gut, Lorenz, daß Sie es sagen. Nur nicht das Schicksal herausfordern wollen! Fort mit den Karren, wenn sie nicht mehr sicher sind!"

In dieser Beziehung war unser Chef ein Prachtkerl. Das stritt, wurde im Augenblick beseitigt. Nichts fürchtete er so sehr wie ein Unglück. Es hatte Wochen gedauert, bis er den Todessprung meines Vorgängers damals in Berlin überwunden hatte. Er war sich wie ein Mörder vorgekommen und wannte und bei jeder Gelegenheit vor Wagemut und Leichtsinn.

Ob er sich nun die Vorstellung ansehen würde?

### Der Kuß an der Steilwand

In der Bahn war er nicht, als ich die Maschine bestieg, aber er konnte sich ja unter den Zuschauern befinden.

Zuerst fuhr ich wie immer, mit Thea auf dem Tank. Sie lehnte sich schön zurück und legte den Kopf etwas schräg auf meinen linken Arm. Weiß der Teufel, woher mir der Gedanke kam, sie während der Fahrt zu küssen. Und ich küßte sie zum erstenmal, nicht im Park bei Mondenschein und Nachtigallenschlag, sondern in rasender Fahrt in waagerechter Lage an der Steilwand! Später machten wir dies bei jeder Vorstellung, und um die Sache noch spannender zu gestalten, schlang sie ihre Hände um meinen Hals.

Der Beifall war sehr stark. Offenbar gefiel dem Publikum so ein Kuß, der unter Umständen uns verhängnisvoll werden konnte, besser als jener der Filmhelden auf der Leinwand. Ich muß gestehen, daß dieser Augenblick des Küssens genau so gefährlich war wie das, was ich nachher setzte. Aber schließlich gewöhnte man sich an diese Sekunde, in der man die Maschine dem Gefühl überließ.

Nachdem ich eine kleine Pause eingelegt hatte, startete ich allein. Der Reklamemann hatte in dieser Pause darauf hingewiesen, daß das, was ich jetzt zeigen werde, noch nirgends auf der Welt gezeigt worden wurde. Ich hörte mit Genugtuung, daß er mir bereits den Titel „Roter Teufel" zuerkannte.

### Die Todesspirale im Seitensitz

Die Spannung war sehr groß. Lautlose Stille herrschte, bevor meine Maschine zu knattern begann. Ich ging gleich in der zweiten Runde die Wand hinauf, nahm die linke Hand vom Lenker und legte das linke Bein auf die Maschine. Dies hatte Jack nie fertiggebracht. Dann steuerte ich mit der anderen Hand und brachte das rechte Bein auf den Lenker, so daß ich das Rad jetzt nicht zwischen den Beinen, sondern unter mir hatte. Jetzt konnte ich auch beide Hände von der Maschine lassen. Dann tat ich die Beine und machte eine Viertelsdrehung nach links, so daß ich jetzt seitwärts auf dem Sattel saß, wohlgemerkt, nur auf dem Rand des Sattels, denn das Rad traf ja an der senkrechten Wand immer waagerecht. Den Fahrer allerdings fühlt die waagerechte Bahn nicht so. Für ihn scheint die Fahrbahn waagerecht, obwohl sie in Wirklichkeit ja genau senkrecht ist. Die Geschwindigkeit drückt Maschine und Fahrer, wie immer er auch sitzt, gegen die Wand.

Ich saß also seitwärts und fuhr freihändig. Es war ein Gefühl, als wenn man schwerelos durch die Luft schwebt. Trotz des Motorengeräusches vernahm ich den Beifall der Zuschauer. Dies erfüllte mich gleichzeitig mit großer Zufriedenheit.

Ich stoppte. Die Bude tobte wie noch nie. Thea schrie vor Begeisterung, sprang auf mich zu und küßte mich vor mehreren hundert Augen. Ein Geldregen setzte unaufgefordert ein, dazwischen warf man mir Schokolade, Zigaretten, Keks und dieses andere zu.

Ich verneigte mich, dankte und blickte hoch. Da stand der Chef und neben ihm der kranke Jack, ein großes Tuch um den Hals gewickelt. Glücklicher bin ich nie gewesen in meinem Leben als in diesen Minuten meines ungeheuren Erfolges.

Beifall und Geschrei wollten kein Ende nehmen. Keiner der Zuschauer verließ die Tribüne. Ich mußte also eine Zugabe geben.

Und ich fuhr. Ich fuhr noch verwegener als vorhin, fuhr, was die Maschine hergab und zeigte noch einmal dieselbe Akrobatik. Und was ich vorhin noch nicht gewagt hatte, jetzt wagte ich es: Ich fuhr die Todesspirale freihändig ausführen konnte. Ich fuhr mit Todesverachtung. Später habe ich nicht mehr gewagt, diese Spirale mit Seitensitz zu fahren. Es entzieht sich auch meiner Kenntnis, ob es einen Steilwandfahrer auf der Welt gibt, der dies heute zeigt.

Noch immer wollte das Publikum nicht gehen, aber jetzt machte ich Schluß. Die Tür wurde geöffnet, und wir traten aus der Bahn. Oben tobten die Menschen ununterbrochen.

### Ist Jack eifersüchtig?

In diesem Augenblick kam Jack hastig auf mich zu und sah Thea und mich starr an. Im nächsten Augenblick hob er die Hand, als ob er das Mädchen schlagen wollte, aber dann machte er wortlos kehrt. Ich war maßlos verblüfft.

Wir hatten an diesem Tage wenig freie Zeit zwischen den Vorstellungen. Es hatte sich wohl bereits herumgesprochen, was hier geboten wurde, denn die Kasse wurde buchstäblich belagert, so daß sie von Zeit zu Zeit gesperrt werden mußte. Es war ein lebensgefährlicher Andrang. „Amor" erklärte, daß er jetzt schlafen gehen würde, die Bude brauche ihn für heute nicht. Und er verschwand tatsächlich bis zur Dämmerung. Niemand vermißte ihn. Als die Polizeistunde da war, ging ich mit Thea in die Stadt. Es war das erste Mal, daß wir gemeinsam ausgingen. In einem Lokal nahmen wir Platz, tranken Kaffee und aßen Kuchen.

Wir kamen auf Jack zu sprechen. Ich wußte bisher nicht, daß er mit Thea seine freien Stunden verbrachte und daß die beiden so etwas wie Liebe verband. Jetzt erfuhr ich es.

Thea sprach ganz offen zu mir.

(Schluß folgt.)

# Sachen machen die Leute, Sachen...

**Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:**

Vor dem Verwaltungsgericht der Wojewodschaft Lublin kam dieser Tage eine Anzeige gegen einen Friseur zur Verhandlung. Die Richter, Zeugen und den Angeklagten durch alle trübe Stimmungen riß und laute Heiterkeitsstürme auslöste. Dabei war das Delikt, das gesühnt werden sollte, ein verhältnismäßig harmloses. Ein Friseurmeister in Chelm hatte die Sonntagsruhe nicht eingehalten. Er war von einem Polizisten, der eine Revision vornahm, bei der verbotenen Arbeit überrascht worden und hatte sich nun zu verantworten.

Zunächst nahm alles den normalen Verlauf. Die Anklage wurde verlesen, die Personalien wurden festgestellt. Der Friseurmeister nickte nur mit bedrotem Gesicht. Er schien entschlossen, die Strafe anzunehmen. Aber dann kam der Polizist, der die Revision vorgenommen hatte, es kamen die anderen Zeugen. Und im Handumdrehen wurde aus der nüchternen Verhandlung eine Groteske.

Der Polizist berichtete, wie er den Angeklagten überführt hatte. Er war am Sonntagvormittag vor dem Friseurgeschäft erschienen. Die Rolläden waren heruntergelassen, aber durch eine verräterische Spalte schimmerte Licht. Man hörte von draußen auch deutlich das Surren eines Apparates. Doch als der Polizist gegen die Tür klopfte und Einlaß verlangte, brach wie auf einen Schlag in dem Friseurladen eine geradezu beklemmende Sonntagsruhe aus. Niemand öffnete, niemand schien den Donner der gegen die Tür trommelnden Polizistenfäuste zu hören. Es blieb dem Beamten schließlich nichts anderes übrig, als Gewalt anzuwenden mit einem in der Nähe wohnenden Schlosser den Eingang zum Laden freizumachen.

Auch in der Wohnung des Friseurs herrschte tiefe Sonntagsstille. Wohnung und Geschäft schienen wie ausgestorben, aber plötzlich öffnete sich eine Tür und der Friseur erschien in Hemd und Unterhosen. Er tat aufs äußerste erstaunt, als er den Polizisten vorfand und die mit Nachdruck gegen ihn geschleuderten Beschuldigungen vernahm. „Ich habe nichts gesehen", meinte er, „ich habe geschlafen. Kein Mensch hat bei mir gearbeitet . . ." Aber ehe er noch ausgeredet hatte, erscholl aus einem großen Schrank ein fürchterliches Niesen. Und als der Polizist die Schranktür aufriß, taumelte daraus ein Bürger der Stadt Chelm ins Zimmer. Er hatte noch den Friseurmantel um und auf seiner linken Backe klebte der dicke Seifenschaum von der plötzlich unterbrochenen Prozedur des Rasierens.

*

Auf einem Pariser Rummelplatz ist zurzeit eine „Geisterbahn" in Tätigkeit. Besonders die Damen fahren gern auf dieser Bahn, deren „Schrecken" ihnen Leute Scheere entlocken, aber das waren keineswegs Angstschreie, das Gruseln war ihnen in diesem Falle gar nicht unangenehm, denn es wurde dadurch hervorgerufen, daß während der Fahrt im Dunkeln plötzlich unsaahnt ihnen eine Hand liebkosend über das Haar und die Wangen fuhr. Die Männer wollten diese aufsehenerregenden Vorgänge nun natürlich auch ausprobieren, aber ihnen ergings es ganz anders. Sie erhielten von dem „Geist" einen kräftigen Knuff. Eines Tages kam nun ein Kriminalbeamter auf die Idee, mit dieser Geisterbahn zu fahren. Ihm ergings es besonders übel. Er erhielt einen so kräftigen Hieb auf den Kopf, daß er diese sonderbare Vergnügungsstätte bald benützt wieder verließ. Natürlich war der Polizeibeamte dazu nicht still. Er wies sich aus und verlangte vom Unternehmer das radiate Gespenst zu sehen. Er wurde zu einem hünenhaften Kerl geführt, und der durch diesen Anschauungsunterricht sehr in Verlegenheit geratene Geisterbahnbesitzer betauerte wiederholt, daß er den Riesen nicht zum Schätzen, sondern nur zum Streicheln angestellt habe. Anscheinend hatte der Mann den Kriminalbeamten erkannt und wollte sich für irgendetwas auf diese Art rächen. Er erhielt eine hohe Geldstrafe.

*

„Meine Frau braucht ab und zu eine tüchtige Tracht Prügel", war die Verteidigung John Ebenstis, der sich in Southampton vor dem Strafrichter wegen Mißhandlung seiner Frau zu verantworten hatte. Ebenstis, ein hier kultisch gebauter Dockarbeiter, grinste dabei über das ganze Gesicht und hielt seine Vertheidigung zweifellos für eine sehr witzige und schlagfertige Verteidigung. Nicht so der Richter, der sich bei diesen Worten erboben hatte und auf den Angeklagten aufschritt. „Und Sie seit recht", sagte er, und im gleichen Augenblick landete seine Faust am Kinn des Frauenprügelers. Der Haken saß gut. Ebenstis taumelte, sein Gesicht war wutverzerrt. Das versammelte Auditorium hatte atemlos vor Spannung der Dinge, die sich nun ereignen würden. Denn der Angeklagte kam wankenden Schrittes auf den Richter zu, entschlossen, für den empfangenen Schlag Rache zu nehmen. Der Ausgang des zu erwartenden Boxkampfes war zumindest zweifelhaft, denn wenn der Richter auch den Vorteil hatte, das Ebenstis durch den ersten Schlag schon einigs benommen war, so war der Angeklagte doch rund zwanzig Jahre jünger und entschieden robuster als der grauhaarige Richter. Keiner der Anwesenden griff ein, der Sportgeist des Engländers hinderte sie daran, diesen Boxkampf zu unterbrechen. Doch Ebenstis sollte gar nicht dazu kommen, angegriffen zu werden, denn schon traf ihn ein zweiter wohlgezielter Schlag am Kinn. Der dritte — diesmal war es ein linker Haken — sandte den Angeklagten endgültig auf die Bretter. Als er wieder zu sich kam, fragte ihn der Richter, ob ihm diese Lehre genüge. Ebenstis bejahte, sichtlich zerknirscht, worauf ihn der Richter freisprach mit der Verwarnung, daß er eine Wiederholung für ihn nicht so „glimpflich" wie diesesmal ausgehen werde.

Sachen machen die Leute! Sachen . . .

Xaver Xanten.



# DAS AUGE Jnras

2. Fortsetzung

*Kriminal- und Abenteuerroman*

*von Erich Karl*

„Sie haben recht, lieber Brandis!" stimmte Seifert zu. „Ich muß gestehen, ich alter Mann vom Bau habe mich tatsächlich ein paar Augenblicke von den widerspruchsvollen äußeren Umständen blenden und ablenken lassen. Gehen wir also geradewegs auf das Ziel los! Wer kann der Täter sein?"

Er rückte an seiner Brille und ordnete dann an: „Sie, Ebersbach, durchsuchen die Korrespondenz des Toten nach irgendwelchen Anhaltspunkten. Es ist möglich, daß Sie irgendetwas finden, das uns vorwärtsbringt. — Sie, Brandis, holen Sie noch einmal das Ehepaar Müller! Die beiden alten Leute können vielleicht doch noch Aufschluß geben."

Kurz darauf erschienen die beiden Müllers wieder zur Vernehmung. Frau Müller hatte sich in der Zwischenzeit etwas gefaßt.

Kriminaloberinspektor Seifert sah die beiden Leute einen Augenblick an. „Vollkommen vertrauenswürdig und zuverlässig!" stellte er bei sich fest.

„Es könnte nun doch möglich sein", begann er dann, „daß Herr Fehrmann nicht Selbstmord verübt hat, wie wir zuerst annahmen, sondern, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Wir müssen also den Mörder suchen, um ihn seiner Strafe zuzuführen. Ist . . ."

„Aber wie ist denn das möglich?" wandte Frau Müller ein. „Das Zimmer war doch von innen geschlossen! Und dann hätten wir doch etwas hören müssen!"

„Möglich oder unmöglich, das wollen wir jetzt nicht entscheiden", fuhr Seifert fort. „Nun zur Sache! Wissen Sie, ob Herr Fehrmann Feinde hatte?"

„Feinde?" wiederholte Müller ungläubig ablehnend. „Herr Fehrmann war ja selten in Deutschland. Aber so ein guter Mensch, wie der war! Ich glaube nicht, daß er irgendeinen Feind hatte."

„Oder wissen Sie, ob jemand von ihm etwas haben wollte, Geld oder dergleichen?"

Müller überlegte eine Weile, dann schüttelte er den Kopf. Doch plötzlich kam ihm eine Erinnerung.

„Jawohl, Herr Oberinspektor!" erklärte er. „Gestern war der Neffe des Herrn Fehrmann hier. Er wollte seinen Onkel um Geld bitten. Ich habe es zufällig draußen im Flur gehört. Der Neffe des Herrn Fehrmann ist öfter mal in Geldverlegenheit. Sein Onkel . . ."

Er unterbrach sich und fuhr dann schnell hinzu: „Aber mit dem Mord hat das bestimmt nichts zu tun, ganz bestimmt nicht! Das kommt gar nicht in Frage!"

„So, das meinen Sie?" erklärte Oberinspektor Seifert bedächtig. „Hat Herr Fehrmann seinem Neffen Geld gegeben? Wissen Sie etwas darüber?"

Müller wurde unruhig. Anscheinend merkte er, daß seine Worte eine besondere Bedeutung bekommen könnten. Aber er mußte doch hier sagen, was er wußte."

„Nein!" hatte er nach kurzer Ueberlegung. „Herr Fehrmann war sehr böse deswegen. Ich habe gehört, wie er sagte, daß er kein Geld geben würde."

„Das haben Sie ja sehr genau gehört!" meinte Oberinspektor Seifert anerkennend. „Haben Sie vielleicht an der Tür gehorcht?"

Müller bekam einen roten Kopf.

„Nein", erklärte er. „Gehorcht habe ich nicht. Ich war gerade auf dem Flur. Herr Fehrmann sprach sehr laut. Der Detektiv Luermann war auch da. Der hat . . ."

In diesem Augenblick kam Kriminalinspektor Ebersbach aus dem Arbeitszimmer mit einem Brief in der Hand.

„Von Luermann!" erklärte er und übergab ihn seinem Vorgesetzten.

„Luermann!" rief der erstaunt. „Was hat denn der damit zu tun?" Dann faltete er den Bogen auseinander.

„Der Brief ist vor vierzehn Tagen geschrieben", bemerkte er. Dann las er:

„Agentur Luermann" — Detektiv-Institut. Ermittlungen, Beobachtungen, Schutz.

Sehr geehrter Herr Fehrmann!

In Beantwortung Ihres telefonischen Anrufes, der mich persönlich leider nicht erreichte, werde ich mir erlauben, morgen abend gegen 9 Uhr bei Ihnen vorzusprechen. Sie dürfen versichert sein, daß es mir gelingen wird, die von Ihnen angedeutete Aufgabe zu Ihrer vollster Zufriedenheit zu lösen.

Empfangen Sie inzwischen die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

Luermann."

Eine Weile schwiegen alle. Dann wandte sich Oberinspektor Seifert wieder an Müller. „Also der Detektiv Luermann war gestern hier? Wissen Sie, in welcher Angelegenheit?"

„Ich glaube, Herr Fehrmann hatte sich zu eine Art Sicherheitsdienst einrichten lassen. Ueberall haben die Leute von Luermann aufgepaßt. Herr Fehrmann war sehr ängstlich und vorsichtig geworden. Das war, seitdem der Inder hier war!"

„Ein Inder?" Oberinspektor Seifert nahm mit einem Ruck seine Brille ab und putzte sie lebhaft. „Was wollte der denn?"

„Ja, das weiß ich nicht", erwiderte Müller. „Ich selbst habe ihn gar nicht gesehen. Da müssen Sie Fräulein Linholt fragen, die an den Tagen immer für Herrn Fehrmann geschrieben hat. Die hat den Inder zu Herrn Fehrmann hereingelassen."

„Die Sache kommt ins Rollen!" erklärte Seifert befriedigt zu seinen Inspektoren. „Wir haben jetzt verschiedene Leute zu befragen, die uns wohl alle etwas Wichtiges zu sagen haben. Zuerst diese geheimnisvolle Person, der Inder! Den werden wir noch bekommen. Dann dieses Fräulein Linholt. Das ist doch nicht etwa eine Tochter des bekannten Industriellen Linholt?"

„Seine Nichte", berichtete Müller. „Sie wohnt in der Villa ihres Onkels. Ganz in der Nähe."

„Herholen! Als Zeugin!" gebot Seifert eifrig.

„Dann ist da noch dieser etwas zweifelhafte Neffe! Wie heißt er? Wo wohnt er?"

„Walter Wehrsdorf!" erklärte Müller. „Seine Mutter war die Schwester des Herrn Fehrmann. Er war bisher in Hamburg in einem Büro beschäftigt. Wo er hier in Berlin wohnt, weiß ich nicht. Vielleicht in irgendeinem Hotel."

„Das werden wir schon herausbekommen", nickte Seifert befriedigt. „Haben Sie den Namen notiert, Brandis? . . . So, und schließlich also noch Luermann! Unangenehm, daß der uns wieder hier in den Weg läuft! Der weiß wahrscheinlich jetzt schon mehr von den Hintergründen dieses Verbrechens als wir alle zusammen. Wenn ich ihn rufen lasse, bildet er sich vielleicht noch ein, die Polizei wolle ihn um Rat fragen! Seine großen Erfolge machen ihn noch übermütig. Immerhin, rufen Sie ihn an! Er soll gleich kommen!"

„Was ist eigentlich mit diesem Luermann?" „Gestern war der Neffe des Herrn Fehrmann hier. Er wollte seinen Onkel um Geld bitten. Ich habe es zufällig draußen im Flur gehört. Der Neffe des Herrn Fehrmann ist öfter mal in Geldverlegenheit. Sein Onkel . . ."

Er unterbrach sich und fuhr dann schnell hinzu: „Aber mit dem Mord hat das bestimmt nichts zu tun, ganz bestimmt nicht! Das kommt gar nicht in Frage!"

„So, das meinen Sie?" erklärte Oberinspektor Seifert bedächtig. „Hat Herr Fehrmann seinem Neffen Geld gegeben? Wissen Sie etwas darüber?"

Müller wurde unruhig. Anscheinend merkte er, daß seine Worte eine besondere Bedeutung bekommen könnten. Aber er mußte doch hier sagen, was er wußte."

„Nein!" hatte er nach kurzer Ueberlegung. „Herr Fehrmann war sehr böse deswegen. Ich habe gehört, wie er sagte, daß er kein Geld geben würde."

„Das haben Sie ja sehr genau gehört!" meinte Oberinspektor Seifert anerkennend. „Haben Sie vielleicht an der Tür gehorcht?"

Müller bekam einen roten Kopf.

„Nein", erklärte er. „Gehorcht habe ich nicht. Ich war gerade auf dem Flur. Herr Fehrmann sprach sehr laut. Der Detektiv Luermann war auch da. Der hat . . ."

In diesem Augenblick kam Kriminalinspektor Ebersbach aus dem Arbeitszimmer mit einem Brief in der Hand.

„Von Luermann!" erklärte er und übergab ihn seinem Vorgesetzten.

„Luermann!" rief der erstaunt. „Was hat denn der damit zu tun?" Dann faltete er den Bogen auseinander.

„Der Brief ist vor vierzehn Tagen geschrieben", bemerkte er. Dann las er:

„Agentur Luermann" — Detektiv-Institut. Ermittlungen, Beobachtungen, Schutz.

Sehr geehrter Herr Fehrmann!

In Beantwortung Ihres telefonischen Anrufes, der mich persönlich leider nicht erreichte, werde ich mir erlauben, morgen abend gegen 9 Uhr bei Ihnen vorzusprechen. Sie dürfen versichert sein, daß es mir gelingen wird, die von Ihnen angedeutete Aufgabe zu Ihrer vollster Zufriedenheit zu lösen.

Empfangen Sie inzwischen die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

Luermann."

Eine Weile schwiegen alle. Dann wandte sich Oberinspektor Seifert wieder an Müller. „Also der Detektiv Luermann war gestern hier? Wissen Sie, in welcher Angelegenheit?"

„Ich glaube, Herr Fehrmann hatte sich zu eine Art Sicherheitsdienst einrichten lassen. Ueberall haben die Leute von Luermann aufgepaßt. Herr Fehrmann war sehr ängstlich und vorsichtig geworden. Das war, seitdem der Inder hier war!"

„Ein Inder?" Oberinspektor Seifert nahm mit einem Ruck seine Brille ab und putzte sie lebhaft. „Was wollte der denn?"

„Ja, das weiß ich nicht", erwiderte Müller. „Ich selbst habe ihn gar nicht gesehen. Da müssen Sie Fräulein Linholt fragen, die an den Tagen immer für Herrn Fehrmann geschrieben hat. Die hat den Inder zu Herrn Fehrmann hereingelassen."

„Die Sache kommt ins Rollen!" erklärte Seifert befriedigt zu seinen Inspektoren. „Wir haben jetzt verschiedene Leute zu befragen, die uns wohl alle etwas Wichtiges zu sagen haben. Zuerst diese geheimnisvolle Person, der Inder! Den werden wir noch bekommen. Dann dieses Fräulein Linholt. Das ist doch nicht etwa eine Tochter des bekannten Industriellen Linholt?"

„Seine Nichte", berichtete Müller. „Sie wohnt in der Villa ihres Onkels. Ganz in der Nähe."

„Herholen! Als Zeugin!" gebot Seifert eifrig.

„Dann ist da noch dieser etwas zweifelhafte Neffe! Wie heißt er? Wo wohnt er?"

„Walter Wehrsdorf!" erklärte Müller. „Seine Mutter war die Schwester des Herrn Fehrmann. Er war bisher in Hamburg in einem Büro beschäftigt. Wo er hier in Berlin wohnt, weiß ich nicht. Vielleicht in irgendeinem Hotel."

„Das werden wir schon herausbekommen", nickte Seifert befriedigt. „Haben Sie den Namen notiert, Brandis? . . . So, und schließlich also noch Luermann! Unangenehm, daß der uns wieder hier in den Weg läuft! Der weiß wahrscheinlich jetzt schon mehr von den Hintergründen dieses Verbrechens als wir alle zusammen. Wenn ich ihn rufen lasse, bildet er sich vielleicht noch ein, die Polizei wolle ihn um Rat fragen! Seine großen Erfolge machen ihn noch übermütig. Immerhin, rufen Sie ihn an! Er soll gleich kommen!"

„Was ist eigentlich mit diesem Luermann?" „Gestern war der Neffe des Herrn Fehrmann hier. Er wollte seinen Onkel um Geld bitten. Ich habe es zufällig draußen im Flur gehört. Der Neffe des Herrn Fehrmann ist öfter mal in Geldverlegenheit. Sein Onkel . . ."

Er unterbrach sich und fuhr dann schnell hinzu: „Aber mit dem Mord hat das bestimmt nichts zu tun, ganz bestimmt nicht! Das kommt gar nicht in Frage!"

„So, das meinen Sie?" erklärte Oberinspektor Seifert bedächtig. „Hat Herr Fehrmann seinem Neffen Geld gegeben? Wissen Sie etwas darüber?"

Müller wurde unruhig. Anscheinend merkte er, daß seine Worte eine besondere Bedeutung bekommen könnten. Aber er mußte doch hier sagen, was er wußte."

„Nein!" hatte er nach kurzer Ueberlegung. „Herr Fehrmann war sehr böse deswegen. Ich habe gehört, wie er sagte, daß er kein Geld geben würde."

„Das haben Sie ja sehr genau gehört!" meinte Oberinspektor Seifert anerkennend. „Haben Sie vielleicht an der Tür gehorcht?"

Müller bekam einen roten Kopf.

„Nein", erklärte er. „Gehorcht habe ich nicht. Ich war gerade auf dem Flur. Herr Fehrmann sprach sehr laut. Der Detektiv Luermann war auch da. Der hat . . ."

In diesem Augenblick kam Kriminalinspektor Ebersbach aus dem Arbeitszimmer mit einem Brief in der Hand.

„Von Luermann!" erklärte er und übergab ihn seinem Vorgesetzten.

„Luermann!" rief der erstaunt. „Was hat denn der damit zu tun?" Dann faltete er den Bogen auseinander.

„Der Brief ist vor vierzehn Tagen geschrieben", bemerkte er. Dann las er:

„Agentur Luermann" — Detektiv-Institut. Ermittlungen, Beobachtungen, Schutz.

Sehr geehrter Herr Fehrmann!

In Beantwortung Ihres telefonischen Anrufes, der mich persönlich leider nicht erreichte, werde ich mir erlauben, morgen abend gegen 9 Uhr bei Ihnen vorzusprechen. Sie dürfen versichert sein, daß es mir gelingen wird, die von Ihnen angedeutete Aufgabe zu Ihrer vollster Zufriedenheit zu lösen.

Empfangen Sie inzwischen die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

Luermann."

Eine Weile schwiegen alle. Dann wandte sich Oberinspektor Seifert wieder an Müller. „Also der Detektiv Luermann war gestern hier? Wissen Sie, in welcher Angelegenheit?"

„Ich glaube, Herr Fehrmann hatte sich zu eine Art Sicherheitsdienst einrichten lassen. Ueberall haben die Leute von Luermann aufgepaßt. Herr Fehrmann war sehr ängstlich und vorsichtig geworden. Das war, seitdem der Inder hier war!"

„Ein Inder?" Oberinspektor Seifert nahm mit einem Ruck seine Brille ab und putzte sie lebhaft. „Was wollte der denn?"

„Ja, das weiß ich nicht", erwiderte Müller. „Ich selbst habe ihn gar nicht gesehen. Da müssen Sie Fräulein Linholt fragen, die an den Tagen immer für Herrn Fehrmann hereingelassen."

„Die Sache kommt ins Rollen!" erklärte Seifert befriedigt zu seinen Inspektoren. „Wir haben jetzt verschiedene Leute zu befragen, die uns wohl alle etwas Wichtiges zu sagen haben. Zuerst diese geheimnisvolle Person, der Inder! Den werden wir noch bekommen. Dann dieses Fräulein Linholt. Das ist doch nicht etwa eine Tochter des bekannten Industriellen Linholt?"

„Seine Nichte", berichtete Müller. „Sie wohnt in der Villa ihres Onkels. Ganz in der Nähe."

„Herholen! Als Zeugin!" gebot Seifert eifrig.

„Dann ist da noch dieser etwas zweifelhafte Neffe! Wie heißt er? Wo wohnt er?"

„Walter Wehrsdorf!" erklärte Müller. „Seine Mutter war die Schwester des Herrn Fehrmann. Er war bisher in Hamburg in einem Büro beschäftigt. Wo er hier in Berlin wohnt, weiß ich nicht. Vielleicht in irgendeinem Hotel."

„Das werden wir schon herausbekommen", nickte Seifert befriedigt. „Haben Sie den Namen notiert, Brandis? . . . So, und schließlich also noch Luermann! Unangenehm, daß der uns wieder hier in den Weg läuft! Der weiß wahrscheinlich jetzt schon mehr von den Hintergründen dieses Verbrechens als wir alle zusammen. Wenn ich ihn rufen lasse, bildet er sich vielleicht noch ein, die Polizei wolle ihn um Rat fragen! Seine großen Erfolge machen ihn noch übermütig. Immerhin, rufen Sie ihn an! Er soll gleich kommen!"

„Was ist eigentlich mit diesem Luermann?" „Gestern war der Neffe des Herrn Fehrmann hier. Er wollte seinen Onkel um Geld bitten. Ich habe es zufällig draußen im Flur gehört. Der Neffe des Herrn Fehrmann ist öfter mal in Geldverlegenheit. Sein Onkel . . ."

Er unterbrach sich und fuhr dann schnell hinzu: „Aber mit dem Mord hat das bestimmt nichts zu tun, ganz bestimmt nicht! Das kommt gar nicht in Frage!"

„So, das meinen Sie?" erklärte Oberinspektor Seifert bedächtig. „Hat Herr Fehrmann seinem Neffen Geld gegeben? Wissen Sie etwas darüber?"

Müller wurde unruhig. Anscheinend merkte er, daß seine Worte eine besondere

**Nr. „Wie meinten Sie das übrigens, die Ihnen wären ihm zuvorgekommen?"**

Luermanns Gesicht mit den farblosen Augenbrauen lächelte, wobei sich die beiden senkrechten scharfen Falten um den Mund kreisförmig auseinanderzogen.

„Fragen Sie mich jetzt als Zeugen oder als hilfsbereiten Sachverständigen, Herr Kriminaloberinspektor?" fragte er dann. „Sollte Ihnen dieser Fall mehr Schwierigkeiten machen, als man einem normalen Verstande zumuten darf?"

Oberinspektor Seifert kochte innerlich vor Wut. Dieser Luermann wurde durch seine Erfolge direkt unverschämt!

„Sie stehen hier als Zeuge!" erwiderte er gereizt. „Wir haben festgestellt, daß Herr Fehrmann sich bedroht gefühlt hat und darum Ihr Institut zu seinem Schutz verpflichtet hat. Und er ist doch ermordet worden! Er hätte klüger getan, sich einfach an die Polizei zu wenden; wahrscheinlich lebte er dann jetzt noch!"

„Ihr abfälliges Urteil trifft mich keineswegs!" erklärte Luermann nun ernst. „Tatsächlich hat der unglückliche Herr Fehrmann mich beauftragt, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Aber anstatt nachmittag hat er diesen Schutzdienst gekündigt. Es war ihm lästig, immer meine Leute um sich zu haben. Vielleicht wurde der Schutz ihm auch auf die Dauer zu kostspielig. Kurz, er hat mich gestern telefonisch hergebeten mit dem Ersuchen, die Rechnung für die bis dahin geleisteten Dienste mitzubringen. Die quittierte Rechnung muß unter seinen Papieren zu finden sein. Hätte er den Schutz nicht gekündigt, er würde mir jetzt vielleicht dankbar sein können!"

Seifert biß sich auf die Lippen. Der Detektiv hatte den Angriff geschickt pariert.

„Also nun zur Sache!" lenkte er ein. „Herr Fehrmann hatte Sie beauftragt, ihn zu schützen. Er wird Ihnen mitgeteilt haben, von wem er einen Angriff erwartete und warum."

„Herr Fehrmann hat von seiner letzten Reise eine Art Heiligtum, einen kostbaren Diamanten, gewissermaßen als Beute aus Indien heimgebracht. Die Hüter des Tempels haben ihm nun einen Gesandten nachgeschickt, der den Auftrag hat, diesen heiligen Edelstein, der wohl Millionenwert hat, um jeden Preis zurückzuholen. Er hat Herrn Fehrmann in seinem Arbeitszimmer aufgesucht. Fehrmann weigerte sich, den Diamanten herauszugeben. Der Inder hat mit dunklen Gewaltmaßnahmen und mit göttlicher Rache gedroht. Darauf hat sich Fehrmann an mich gewandt, um sich gegen alle Angriffe zu schützen. Ich habe dann zwei Wochen lang einen gut organisierten Schutzdienst eingerichtet. Kein Verdächtiger hat sich sehen lassen. Wahrscheinlich genügte die bloße Tatsache, daß ich mit meinen Leuten wachte, um die Angreifer abzuhalten. Wie ich schon sagte, hat Herr Fehrmann gestern nachmittag den Schutzdienst gekündigt.

Und nun komme ich zu einem Umstand, der für Sie vielleicht von Wichtigkeit ist!

In der vergangenen Nacht, etwa gegen 1 Uhr, hat Herr Fehrmann telefonisch bei mir angerufen!

Da ich bereits schlief, nahm mein Sekretär, der gerade Nachtdienst hatte, den Anruf auf. Fehrmann war außerordentlich erregt. Er fühlte sich unmittelbar bedroht und verlangte nach mir. Mein Sekretär erwiderte, ich schlafe zwar, könne aber jederzeit geweckt werden. Darauf erklärte Fehrmann, das sei unnötig, er solle mich ruhig schlafen lassen, im Falle äußerster Not werde er noch einmal anrufen. Wahrscheinlich hat ihm das kurze Gespräch mit einem Menschen wieder etwas Selbstvertrauen gegeben. Er hat dann nichts mehr von sich hören lassen. Erst durch Ihren telefonischen Anruf erfuhr ich von dem Tode des Forschers."

„Für mich wird die Sache allmählich klar. Wenn nur nicht das Geheimnis mit der verschlossenen Tür wäre!" sprach Seifert, fast mehr für sich.

„Ach, Sie meinen den merkwürdigen Umstand, daß Fenster und Tür beide von innen fest zugeschlossen waren, als Fehrmann tot im Zimmer lag?" fragte Luermann beinahe ironisch. „Der alte Müller, der das Haus betreut, hat bereits davon berichtet". fügte er hinzu, als er das Befremden des Kriminalbeamten über seine Kenntnisse bemerkte. „Für mich ist das alles klar!"

„Wieso klar?" fragte Inspektor Ebershach. „Wie soll denn der Mörder nach seiner Tat entkommen sein? Dann müßte die Tür beihilfsweise offengestanden haben oder von außen zugeschlossen gewesen sein, aber nicht von innen!"

„Haben Sie niemals etwas von Fakirkünsten gehört?" fragte Luermann spöttisch zurück. „Oder auch nur ganz einfach von Suggestion oder Hypnose? Ein Inder wollte den ungeheuer wertvollen Diamanten haben, der zudem noch heilig war. Fehrmann verweigerte die Herausgabe. Der Inder droht mit der Rache des Gottes. Kommen Sie nicht auf die Idee, daß dieser Mann einfach seine übermenschlichen geheimen Fähigkeiten benutzt hat, um die Rache auszuführen?"

„Ich habe selbst einen Augenblick an Hypnose oder dergleichen gedacht", gestand Oberinspektor Seifert. „Aber dann müßte klarer Selbstmord vorliegen! Es handelt sich hier aber nicht um einen Selbstmord, sondern nur um einen vorgetäuschten Selbstmord. Der Dolch, der in der tödlichen Wunde steckte und dessen Griff der Ermordete umklammert hielt, ist gar nicht das Mordinstrument. Die Stichwunde rührt von einem anderen, größeren Dolch her!"

„Donnerwetter, alle Hochachtung vor dem außerordentlichen Scharfsinn der Polizei!" rief Luermann, scheinbar um seine Verlegenheit über seine Niederlage in diesem Meinungskampf zu verbergen. „Trotzdem bleibe ich bei meiner Meinung, daß der Inder damit zu tun hat! Vielleicht hat er tatsächlich den Mord ausgeführt und dann durch seine Fakirkünste die rätselhaften Umstände bewirkt. Er ist doch wohl der einzige Verdächtige, meine ich."

„Ich hatte Sie nicht hergerufen, um Ihre fachliche Meinung zu diesem Mordfall zu hören!" erwiderte Seifert bissig. „Ich wollte Sie nur als Zeuge vernehmen. Uebrigens ist der Inder nicht der einzige Verdächtige!"

Die Tür, die vom Hausflur her unmittelbar in das benachbarte Arbeitszimmer führte, wurde plötzlich geöffnet. Walter Wehrsdorf stürmte ins Zimmer und kniete sogleich neben der Leiche seines toten Onkels nieder. Der Tod des Mannes, der ihm als einziger auf der Erde wohl nahegestanden hatte, schien ihn erschüttert zu haben. Behutsam strich seine Hand über die bleiche und kalte Stirn.

Dann erst bemerkte er die Personen im Nebenzimmer. Verwirrt stand er auf und trat heran.

„Mein Name ist Walter Wehrsdorf", stellte er sich vor. Seine Stimme klang heiser. „Entschuldigen Sie, bitte, mein etwas formloses Eindringen. Ich kam ahnungslos, um meinen Onkel zu besuchen, und hörte gerade erst durch Frau Müller von dem schrecklichen Mord.

„Aha, der Neffe des Ermordeten!" bemerkte Oberinspektor Seifert und stellte dann sich und die übrigen Herren vor. „Und hier, Fräulein Linholt, ich weiß nicht, ob Sie sich bereits kennen."

„Wir haben uns gestern gesehen, als Herr Wehrsdorf seinen Onkel besuchte", erwiderte Erna Linholt schnell.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen zunächst zu dem so plötzlichen und schrecklichen Tode Ihres Onkels mein herzliches Beileid ausspreche!" erklärte Seifert, wobei er das Gesicht des jungen Mannes scharf beobachtete. „Nehmen Sie doch, bitte, hier Platz!" setzte er dann hinzu. „Sie werden gewiß ein Interesse daran haben, daß der Täter so schnell wie möglich seiner gerechten Strafe zugeführt wird. Ich bitte Sie daher um Verzeihung, wenn ich genötigt bin, einige Fragen an Sie zu richten, die vielleicht zu einer Aufklärung des abscheulichen Verbrechens führen können."

„Fragen Sie nur!" erklärte Walter Wehrsdorf mit gepreßter Stimme. „Es sollte mich freuen, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte."

Oberinspektor Seifert räusperte sich und fragte dann mit fast leiser Stimme, als ob er so schonend wie möglich vorgehen wolle:

„Sie haben gestern um Nachmittag Ihren Onkel besucht. Ist Ihnen etwas Besonderes in seinem Benehmen aufgefallen? War er vielleicht nervös oder gereizt?"

Walter Wehrsdorf überlegte kurz und antwortete dann:

„Na, er erschien mir anfangs gereizt und aufgeregt."

„Ist es vielleicht indiskret, zu fragen, worüber er sich aufregte?" Oberinspektor Seifert hatte sich vorgebeugt, als ob er die Antwort aus dem Gesicht des jungen Mannes lesen wollte.

„Das ist allerdings indiskret; aber ich kann es Ihnen ruhig sagen", erwiderte Walter Wehrsdorf gelassen. „Ich war zu meinem Onkel gekommen, um ihn um geldliche Hilfe zu bitten. Er hat diese Hilfe anfangs sehr aufgeregt verweigert; doch gleich darauf zeigte er sich verständlicher und versöhnlicher."

„Hat Ihnen Ihr Onkel seine geldliche Hilfe fest zugesagt?"

Walter Wehrsdorf zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Der Beamte fragte etwas unbequem. Sollte er ihm einfach eine beruhigende Erklärung geben? Doch dann richtete er sich auf.

„Nein!" erwiderte er. „Er hat mir nichts fest versprochen. Aber er wollte noch einmal mit mir darüber sprechen. Darum bin ich jetzt auch gekommen, da ich von dem Mord nichts wußte."

„Was haben Sie getan, als Sie gestern nacht das Haus Ihres Onkels verließen?"

„Ich bin erst ein Stück Wegs gegangen und dann wieder umgekehrt. Ich wollte versuchen, ob ich meinen Onkel noch gleich allein sprechen könnte. Als ich wieder vor dem Hause stand, war alles dunkel. Ich bin daraufhin zu Fuß zu meinem Hotel gegangen."

„Wie heißt das Hotel? Wann sind Sie angekommen?"

„Kurfürstenhotel in der Nürnberger Straße", antwortete Walter Wehrsdorf, während ihm eine Blutwelle ins Gesicht schoß. Dann setzte er hinzu: „Herr Oberinspektor, Ihre Fragen gleichen nicht mehr einer Zeugenvernehmung, sondern eher dem Verhör eines Angeklagten!"

„Mein lieber Herr Wehrsdorf", entgegnete Seifert ruhig, „wenn Sie sich für verdächtig halten, tut es mir leid. Ich stelle nur Fragen, um mich zu informieren. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich keinerlei Verdacht gegen Sie ausgesprochen habe. Wann sind Sie also in Ihrem Hotel angelangt?"

Diese Postkarte kam diese Tage auf unseren Redaktionstisch! Sie zeigt, daß die Filmschauspielerin

**Gusti Huber**

— wer hätte sie auf der Leinwand noch nicht bewundert! — den Lesern und Leserinnen des „7. Tages" einen herzlichen Filmgruß geschickt hat.

Vielen Dank, Gusti!

Walter Wehrsdorf preßte die Lippen aufeinander.

„Gegen halb drei", antwortete er. „Der Portier wird es Ihnen bestätigen können."

„Sind Sie die ganze Strecke zu Fuß gegangen, oder haben Sie ein Auto benutzt? Der Weg ist ziemlich weit!"

„Ich bin zu Fuß gegangen. Ich hatte allerlei Eindrücke empfangen, die ich erst verarbeiten mußte. Der Weg war weit; aber ich gehe gern zu Fuß!"

„Ihr Onkel ist gegen 2 Uhr ermordet worden, beachten Sie das, bitte!" betonte Seifert. „Welche Zeugen können Sie dafür benennen, daß Sie den Weg zu Fuß zurückgelegt haben? Da der Weg zu Fuß etwa eineinhalb Stunden beanspruchen wird, so wäre damit klar bewiesen, daß Sie vollkommen ausscheiden!"

Walter Wehrsdorf biß sich auf die Lippen. Wieder dieser unausgesprochene Verdacht! Und doch konnte er ihn nicht entkräften.

„Ich habe keinen Zeugen dafür, Herr Oberinspektor", erwiderte er. „Wenn ich daran gedacht hätte, daß die mich heute danach fragen würden, so hätte ich selbstverständlich für Zeugen gesorgt!" fügte er ironisch hinzu. „Ich habe übrigens einen weiteren Umweg gemacht, sonst wäre ich früher in mein Hotel zurückgekehrt."

„Wir wollen die Erörterung darüber verschieben", erklärte Seifert. „Machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Sie noch einmal in mein Büro bitten werde, um mich weiter zu informieren. Für heute danke ich Ihnen."

Der Kriminalinspektor erhob sich.

„Was haben Sie da für Blut an Ihrem Aermel?" fragt er unvermittelt Walter, der gleichfalls aufgestanden war. „Da, am rechten Aermel, dicht unter dem Ellbogen!"

Walter sah ratlos und bestürzt auf die klebrige und schwarzglänzende Masse an seinem Rockärmel.

„Ich weiß wirklich nicht . . .", brachte er verwirrt hervor.

„Herr Wehrsdorf hat vorhin neben der Leiche seines Onkels gekniet!" erklärte Erna Linholt mit klarer Stimme. „Dabei hat er mit seinem Aermel das Blut gestreift, das aus der Wunde gequollen war."

Oberinspektor Seifert schien leicht verärgert.

„Ich bewundere Sie um Ihre treffende Beobachtung, Fräulein Linholt!" sagte er.

Walter Wehrsdorf sah Erna Linholt dankbar an; dann wandte er sich an Seifert.

„Ich darf nach diesem peinlichen Verhör nun wohl gehen, Herr Oberinspektor. Ich werde mein Hotelzimmer wegen der Kosten wohl aufgeben und mir ein möbliertes Zimmer suchen. Meine neue Adresse werde ich Ihnen dann sofort mitteilen."

Oberinspektor Seifert nickte zustimmend. „Ich hoffe, daß wir den wahren Schuldigen bald finden" sagte er, „damit Sie vollkommen rein dastehen."

Dann wandte er sich an Erna Linholt, die ebenfalls Anstalten zum Aufbruch machte.

„Leider muß ich noch Wert auf Ihre Anwesenheit legen, Fräulein Linholt. Ich möchte Sie noch um einige Aufskagen bitten. Ich habe Fräulein Wilhelmine Fehrmann, die Schwester des Ermordeten, rufen lassen. Sie muß jeden Augenblick eintreffen."

Dann wandte er sich zu seinen Beamten und gab ihnen einige Anweisungen. Gleich darauf machten sich zwei Beamte in Zivil auf den Weg. Sie hatten Anweisung, Walter Wehrsdorf unauffällig zu verfolgen und zu beobachten.

Eine Viertelstunde später traf Wilhelmine Fehrmann ein. Gleich als sie ihren Wagen verließ, zeterte sie über die Menge der Schaulustigen, die das Haus umlagerte. Als sie den Toten auf dem Teppich des Arbeitszimmers liegen sah, brach sie in lautes Jammern aus.

Doch dann wurde sie plötzlich ruhig. Entschlossen wischte sie mit ihrem Taschentuch die Tränen aus den Augenwinkeln und erklärte gebieterisch:

„Herr Oberinspektor, Ihre Pflicht ist es, den Mörder meines lieben Bruders so schnell wie möglich zu verhaften, damit er die ganze Strenge des Gesetzes zu spüren bekommt, mag er dem Toten auch noch so nahestehen! Ich werde jedenfalls dafür sorgen, daß nicht halbe Arbeit getan wird!"

Oberinspektor Seifert beschwichtigte:

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Fehrmann! Ich bereite, daß der Mörder Ihres ermordeten Bruders. Sie erregt hat. Im übrigen dürfen Sie versichert sein, daß wir unbedingt unsere Pflicht tun!"

Als sie sich etwas beruhigt hatte, erklärte der Beamte:

„Wir müssen nun den Geldschrank öffnen, um festzustellen, ob irgend etwas entwendet worden ist. Ich glaube es kaum; denn die Schlüssel zum Schrank fanden wir in der Tasche des Toten. Wir haben mit dieser Prüfung auf Ihre Ankunft gewartet, damit wir mit Ihnen diese Feststellung machen können. Vielleicht sind Sie ungefähr orientiert."

Er nahm das Schlüsselbund, das auf dem Tisch des Arbeitszimmers lag, und öffnete den schweren Geldschrank, der in der Ecke stand.

Im oberen Fach des Schrankes lagen unangetastet Aktien und Schuldverschreibungen von beträchtlichem Wert. Das mittlere Fach war leer!

„Gestohlen! Geraubt!" rief Wilhelmine Fehrmann mit schriller Stimme. „Der kostbare Diamant ist fort! Hier hat gestern abend um 12 Uhr das Etui mit dem Diamanten gestanden! Ein Wert von Millionen!"

„Fehlt sonst noch etwas?" fragte der Oberinspektor Seifert in unerschütterlicher Ruhe.

„Fünfzehntausend Mark in Tausendmarkscheinen. Mein Bruder hat sie gestern vormittag von der Bank geholt, um Verschiedenes für seine nächste Reise zu besorgen. Außerdem noch einige kleinere Schmucksachen, die ich aber nicht genauer gesehen habe."

„Es sind zum größten Teil Geschenke indischer Fürsten, die Herr Fehrmann am Anfang seiner letzten Forschungsfahrt erhalten hat", erklärte Erna Linholt. „Er hat sie damals gleich nach Deutschland geschickt. Ich habe sie Stück für Stück in der Hand gehabt. Sie sind übrigens photographiert. Sie sollten in dem Reisebericht, der bald gedruckt wird, abgebildet werden." (Forts. folgt.)



# Welt der Frau

**In den Fußstapfen der Männer:**

## Fliegende Frauen-Heldinnen der Lüfte

*Katherine Hepburn als Amelia Earhart — Wer flog zuerst über den Kanal? — Amy auf Rekordjagd — Der Gedenkstein von Hawai*

**Der amerikanische Filmregisseur und Um-die-Welt-Flieger Howard Hughes beabsichtigt, einen Film zu drehen, der das Leben der amerikanischen Fliegerin Amelia Earhart schildern soll. Der ersten Frau, die den Atlantic überquerte und die im vorigen Jahre auf einem Flug um die Welt über dem Pazifik spurlos verschwunden ist. Die Hauptrolle in dem Film soll Katherine Hepburn spielen von der behauptet wird, daß sie eine große Aehnlichkeit mit Amelia Earhart habe.**

Wer hätte noch vor wenigen Jahren gedacht, daß einmal der Tag kommen würde, an dem eine zarte, junge Frau irgendwo über Flugzeug besteigt, rasch noch einen Blick auf das Rohr für die Benzinleitung im Motor und auf das Rundfunkgerät wirft, den Propeller laufen läßt und davonbraust, durch die Lüfte, immer höher, immer weiter, hinüber über die Ozeane dieser Erde, ungeachtet des Gefühls der Einsamkeit und der grenzenlosen Verlassenheit, die den Menschen über diesen unendlichen Wassermüssen befällt, ungeachtet des Nebels, des Sturmes und widriger Winde, die ein Flugzeug weit von seinem Kurs abzudrängen vermögen, mitten durch Abenteuer und Gefahren?

Und doch haben wir dieses Wunder in den Tagen und Wochen erleben können, auch wenn es mit einer menschlichen Tragödie endete, als Amelia Earhart nicht mehr zurückkehrte. Irgendwie hat das Sterben dieser kühnen amerikanischen Fliegerin — die schon vorher dem Tode tausendfach ins Auge gesehen hat — eine symbolhafte Bedeutung gewonnen, denn gerade Amelia Earhart verkörperte in jener Verbindung von weiblichem Charme, persönlichem Mut, technischer Kenntnis und gereifter Erfahrung den Typ der modernen Frau, die längst in die Fußstapfen der Männer getreten ist.

### Vom ersten Augenblick an waren Frauen dabei

Im Grunde genommen haben sich die Frauen vom ersten Augenblick an für Fliegerei interessiert, auch als diese noch ganze in den Anfängen steckte. Man denke nur an die kapere Maikäferin Rosina Ferrario, die in jenen Tagen, da Flugzeuge noch eine kühne Ueberquerung der Alpen glückte, ihrerseits den Steuerknüppel eines Flugzeuges in die Hand nahm und was waren die Gindecker und Doppeldecker jener Zeit noch für lebensgefährliche Spielzeuge im Vergleich zu den technisch vollendeten Maschinen der Neuzeit — und davonflog, die sie im Nebel an eine Bergwand faste und einen größlichen Tod fand.

In Frankreich ist es die Baronesse de Laroche gewesen, die als eine der ersten Pionierinnen der Luftfahrt ihr Pilotenzeugnis erwarb, obgleich ihr dann eine Landsmännin, die packere Floriette Ouimby, mit dem Flug über den Aermelkanal, nach England hinüber, zuvorkam, was der Baronin Laroche bittere Tränen der Zerknirschung in die schönen Augen getrieben haben soll, als sie es erfuhr.

### Die Zeit der Ozeanflüge brach an

Dann kam der Krieg. Das Flugzeug mußte seine Eignung auch als Waffe, als gefährliche Waffe sagar, unter Beweis stellen. Das war keine Zeit für fliegende Frauen. Sie mußten zurückstehen, warten. Aber kaum war der Krieg zu Ende, da tauchten sie auch schon wieder auf, obgleich die Flugzeuge — auf Grund der Erfahrungen, die man im Krieg zu sammeln vermochte — nun schon Wunderwerke waren, zu deren Bedienung und Instandhaltung eine Fülle von technischen Kenntnissen einfach unentbehrlich geworden war.

Sie lernten. Bernten auch diese Wunderwerke der immer weiter fortschreitenden Technik beherrschen und brannten darauf, es Charles Lindbergh, der eben erst als erster Mensch den Atlantik überflogen hatte, möglichst rasch gleichzutun. Die erste Ozeanfliegerin ist wohl Miß A. Granjon, eine Nichte des Präsidenten Wilson, gewesen. Sie mußte ihren Mut mit dem Leben bezahlen, wie so viele nach ihr, die den kühnen Sprung von Erdteil zu Erdteil wagten, um mit dem Geheimnis um ihren Tod in den Fluten des Ozeans unterzugehen.

### Frauenrekorde überall

Aber alle diese Opfer vermochten auch die Frauen nicht zu schrecken. Schritt für Schritt kämpften sie weiter und eroberten sich die Lüfte. Ueber Meere und Kontinente rasten sie dahin, bald nach Osten, bald nach Westen, nach Nord und Süd, kreuz und quer über den Erdball. Sie waren verschollen und wurden wieder gefunden, stürzten ab und wurden wieder gerettet. Nichts konnte sie aufhalten. Rekorde kamen — und so setzte sich denn eines Tage Amy — die „fliegende Stenotypistin", wie sie die Engländer schon lange nannten — in die Kabine ihres Flugzeuges und brauste davon — von London nach Australien, in Rekordzeit! Und wer würde, wenn von solchen von Frauen vollbrachten Leistungen die Rede ist, die deutsche Rekordfliegerin Ella Beinhorn vergessen, die sich im Himmel Mexikos ebenso wohl fühlte wie über Afrika, Südamerika oder Indien . . .

Im übrigen wollten auch jene fliegenden Frauen nicht nur immer weiter in die lockende Ferne, sondern gleichzeitig auch immer weiter in die Höhe. 4000 Meter — 5000 Meter — 7000 Meter! Bis eines Tages die Meldung kam, daß die Französin Maryse Hilz auch diesen Rekord noch gebrochen habe, was dann wiederum das junge italienische Sportgirl Carina Negrone nicht ruhen ließ, bis sie es noch ein paar hundert Meter höher geschafft hatte.

### Immer neue Aufgaben und Ziele

Und dennoch — schon genügt das Motorflugzeug auch der modernen Frau nicht mehr. Sie sieht neue Aufgaben, strebt nach neuen Zielen. Schon betreiben die Frauen das gefährliche Fallschirmabspringen als sportlichen Sport, und die Sache soll ihnen nur dann wirklich Spaß machen, wenn sie aus möglichst großer Höhe abspringen und erst kurz vor dem Erdboden den reißenden Schirm öffnen dürfen.

In Deutschland haben sich Frauen und Mädels mit heller Begeisterung dem motorlosen Segelflug zugewandt und haben, wie z. B. Flugkapitän Hanna Reitsch, auf diesem Gebiet Rekordleistungen im Langstrecken- und Höhenflug vollbracht, die auf der ganzen Welt Erstaunen und Bewunderung erregen.

Am Strand von Honolulu steht ein Gedenkstein. Er wurde vor fünf Jahren errichtet, damals, als Amelia Earhart ihren ersten Ozeanflug über den Pazifik mit Erfolg durchführte.

Dieser Stein wurde vier Jahre später, als sie von der letzten Etappe ihres Fluges um die Welt nicht mehr zurückkehrte, zum Gedenkstein.

Nunmehr soll das Leben dieser heldenhaften Frau auch im Film eine Wiedergabe finden.

## Ein Leben in Liebenswürdigkeit

*Von Carola Baronin von Crailsheim-Rügland*

Dieser Tage fiel mir ein altes Büchlein in die Hand, das den Titel „Gedanken über die Liebenswürdigkeiten der Frauen" trägt. Es war anonym, aber nach einiger Mühe wußte ich doch mit Sicherheit, niemand anders als Henriette Feuerbach kann dieses kleine Werk veröffentlicht haben.

Es sind fast hundert Jahre her, seit das Büchlein in den Handel kam, seit Henriette Feuerbach über die Liebenswürdigkeit der Frauen nachdacht und uns nur ein Beispiel anzuführen, Rückerts Verse

„Tritt herein zu der Türe
Und erleuchte das Zimmer ganz.
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz.
Vor die gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld ist dein eigen,
Wenn du aufgehen einmal."

als gesellschaftliches Ideal gepriesen hat.

Der Vergleich mit dem Einst liegt nahe.

Wie steht es heute um die Liebenswürdigkeit der Frauen? Hat sie sich entwickelt, vervollkommnet? Gehören zum Erziehungsplan junger Töchter nicht nur Reisen nach der Schweiz, Italien oder England, sondern auch solche in das blühende Land der Liebenswürdigkeit? Wamit ich natürlich nur jene Liebenswürdigkeit meine, die um ihrer selbst willen lächelt, die sich ohne Zweck und Nutzen verschenkt und jeder Ernte so fern steht wie der Frühling dem Herbst? Gibt es heute noch Frauen, die wie im klassischen oder nachklassischen Weimar, nicht nur Geist sind, Liebenswürdigkeit um sich zu verbreiten, sondern deren Atmosphäre an sich die Liebenswürdigkeit ist? Nun, gottlob, wir sind nicht verbannt in eine Welt, aus der die Liebenswürdigkeit entflohen ist. Sie hat sich nur von nachempfundenen Empfindungen getrennt und von sonstigen altmodischen Schleifen an ihrem ewig blühenden Gewand. Jede Epoche blickt auf eine gute Zeit zurück und meint, dem heutigen Tag seien Grazien und Musen entflohen. Und doch entstehen unserer Gegenwart nur Dinge, die sie nicht mehr zu schätzen, ja nicht mehr zu erfassen vermöchte.

Das Saccharin wurde nicht erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts von einem Chemiker entdeckt. Es schmeckte schon lange vorher lästhenhaft wie Zucker. Es durchdringt heute noch Speisen, in denen Sparsamkeit an Stelle von Butter, Eiern und Zucker getreten ist. Es durch

# Kinderreiche Mütter haben es besser

## Kein Kind zu klein — um ein Helfer zu sein

**Mit Recht spricht man davon, daß die Frau die Seele des Hauses sei. Um aber die Wahrheit dieses Wortes zu ermessen, müßte man sie schon einmal bei ihrer Arbeit beobachten. Sie hat nicht nur viele, sondern auch große und verantwortungsvolle Pflichten zu erfüllen, indem sie außer der Kameradin des Mannes auch Dienerin am Volksganzen und der deutschen Familie ist.**

Alle Fäden des häuslichen Lebens laufen bei ihr zusammen, und wenn sie einmal nicht auf dem Posten ist, wird sich dieser Ausfall an Arbeitskraft sofort bemerkbar machen. Es ist halt so, als fehlte dann die Hauptperson oder irgend welche Voraussetzungen für einen geordneten Ablauf der Dinge. — Die Frau kennt keinen Gongschlag, bei ihr beginnt die Arbeit, wenn der erste Sonnenstrahl durchs Fenster tanzt, und sie endet erst in später Abenddämmerung. Und wollte man mathematische Berechnungen anstellen, ich glaube man würde gut auf einen 17-Stundentag kommen.

Duett beim Tellerwaschen

Sie hat ja nicht nur die Hausarbeit zu erledigen, nein, sie muß auch noch waschen und bügeln, nähen, stopfen und flicken. Außerdem müssen die Kinder besorgt werden, der Garten will gepflegt sein, und der Mann verlangt auch seine Ordnung.

Wirklich, Mutti hat viel zu tun! Erst recht, wenn sie von keiner Seite Hilfe hat.

Blitzeblank müssen sie sein

Schwesterchen spielt Mutter

**Wie gut ist es zum Beispiel, wenn eine Mutter mehrere Kinder hat. Sie ist zwar auch mit Arbeit überlastet, in der ersten Zeit auf jeden Fall, aber wenn die Buben und Mädels heranwachsen, dann sollt ihr mal sehen, was für ein Leben herrscht. Jedes Kind kann mithelfen und der Mutter manchen Handgriff abnehmen. Man erlebt dabei seine helle Freude, wenn man sieht, wie eifrig die Kinder bei der Sache sind. Sie helfen ja ihrer Mutter so gern!**

Wie stolz ist der kleine Helmut, wenn er mit seinen unbeholfenen Händchen Kaffee mahlen darf. Und wie wichtig fühlt sich das Liesl beim Bohnenabziehen und beim Staubwischen! Und wenn die Mutter ganz klug ist, läßt sie ihre Buben und Mädels an einer Sache gemeinschaftlich arbeiten. Der eine putzt die Türklinken, Peter und Gretel waschen das Geschirr ab, Lottchen reinigt mit Fritz die Schuhe für das ganze Regiment, und Lutz der Aelteste und noch dazu im Jungvolk, besorgt den „Außendienst".

Und wenn am Abend vom Kleinsten bis zum Größten, alle um den Tisch versammelt sind, gibt es viel zu erzählen, wie dies war und wie jenes war und wie man sich schon sicher durch den großen Straßenverkehr hindurchgeschlängelt habe, ohne von dem Schutzmann eine Verwarnung bekommen zu haben. Ja, ja, unsere Kleinen! Bringen sie nicht bisweilen mehr Arbeitsfreudigkeit auf als mancher von uns Erwachsenen? Und deshalb schmeckt auch das Essen noch einmal so gut! Ja sogar die Haferjuppe, die sonst nie so richtig „rutschen" wollte und daher oft Gegenstand des Streites war, macht keine Schwierigkeiten mehr.

Das Frühstück im Anrollen

Fotos (4): Engel



# Haus, Hof und Garten

## Der Kleintierzüchter im September

**Der Mausermonat ist da**

Nun ist der „Mausermonat" da. Einige fleißige Legerinnen legen wohl noch bis in den Oktober, ja vereinzelt sogar bis in den November hinein, jedoch mausern jetzt die meisten Altiere. Von den sehr frühzeitig erbrüteten Junghennen legen bereits einige, es ist aber möglich, daß sie nach dem Ablegen einer mehr oder weniger großen Eierserie nochmals in die Mauser kommen. In der heißen Jahreszeit und zur Mauserzeit läßt, nach der anstrengenden Legetätigkeit, die Lebenskraft und der Appetit der Hühner nach. Je weniger Futter die Tiere aufnehmen, desto eher kommen die noch nicht mausernden Tiere in die Mauser. Das müssen wir verhindern. Viel Grünzeug, Weichfutter auf verschiedene Arten angemengt, Butter- und Magermilch sowie Körner (darunter Sonnenblumenkerne und Mais), kurz ein vielseitig zusammengesetztes Futter muß die Tiere bei Appetit und Kräften halten, um die Mauser hinauszuzögern oder den Mauserprozeß zu beschleunigen. Das mausernde Huhn muß, auch wenn es nicht legt (einige besonders fleißige Hennen legen sogar während der Mauser), gut ernährt werden, denn es muß ja sein ganzes Federkleid erneuern. Hierbei spielen die Vitamine, Kalk, Fett, Phosphor und Eiweiß eine Rolle. Die Bekämpfung des Ungeziefers wird so lange weitergeführt, als es warm ist. An kalten, regnerischen Tagen müssen die mausernden Tiere im Stall und Scharraum Schutz finden, um Erkältungskrankheiten zu verhindern, denen gegenüber sie besonders empfindlich sind. Ställe und Scharräume müssen zugfrei sein, Ritzen abdichten! In den nun einsetzenden kühlen Nächten kommen auch die Glasfenster wieder vor die Fensteröffnungen.

Auch die Tauben sind jetzt in der Mauser. Der Zuchtbetrieb ruht. Nun, wo die Brutnester leer sind, wird an einem schönen warmen Tage nochmals eine große Reinigung des Schlages vorgenommen und aller in der Brutzeit angesammelte Schmutz sowie die Federn der Mauser entfernt.

Die Kaninchen kommen in die Haarung. Ein öfteres Durchbürsten des Felles fördert das Ausfallen des alten Haarkleides. Vorläufig ist an Grünfutter noch kein Mangel. Die Verfütterung der verschiedenen Kraut- und Knollarten tritt bei Beginn des Herbstes mehr in den Vordergrund. Auch das Fallobst, von dem wir allerdings in diesem Jahre durch die späten Fröste keinen Ueberfluß haben, hilft die Herbstfütterung abwechslungsreicher gestalten. Desgleichen wird alles beim Abräumen der Beete im Garten Verwertbare für die Kaninchenfütterung benutzt, also z. B. Bohnenlaub, Erdbeerranken, Unkraut, Wasserschosse von Birnen- und Apfelbäumen, die ausgebrochenen Dahlientriebe (überhaupt das Dahlienlaub, ehe es der erste Nachtfrost verdirbt), Sonnenblumenblätter usw. Bei der Verfütterung von Krautblättern und Rasolast sei immer etwas Vorsicht am Platze: das Heu soll dabei nicht vergessen werden. In den September fällt auch die Grummeternte, alle verfügbaren unbenutzten Raine usw. werden dabei berücksichtigt. Der Kleinhalter, der sich oftmals das Gras aus Privatgärten, Sportplätzen oder wo es ihm kostenlos oder nur gegen geringes Entgelt überlassen wird, holt und zu Haus wenig Mad hat, sollte vielmehr das Abtrocknen auf Reutern durchführen. Nun werden keine Häsinnen mehr gedeckt; abgesehen davon, daß die Tragezeit in die Haarung fällt, werden die Jungtiere in einer rauhen Jahreszeit geboren, zur Zeit der einsetzenden Nebel und Nachtfröste und des Ueberganges von der Sommer- zur Winterfütterung. Für den Kleintierzüchter bietet sich jetzt die beste Gelegenheit, preiswert junge Zuchttiere für die kommende Zuchtperiode zu kaufen. Jetzt ist auch die Auswahl noch groß.

Wie der Kaninchenzüchter, so ist auch der Ziegenhalter um das Einbringen von Winterheu bemüht. Auch er wird seinen Tieren aus dem Garten Bohnen- und Erbsenlaub, Wasserschosse, Erdbeerranken usw. bieten. An schönen Tagen kommen die Tiere noch auf die Weide, müssen aber im Stall hinreichend zugefüttert werden. Nun setzt bei den Ziegen auch die Brunst ein. Die jungen Ziegen sollen nicht zu zeitig, erst wenn sie genügend entwickelt und kräftig sind, zum Decken zugelassen werden.

W. Krebs.

## Futterreserven für die Schweinemast

Die Erhaltung bzw. Vergrößerung des bisherigen Bestandes an Mastschweinen ist in erster Linie eine Futterfrage. Man gab bisher in der Kartoffelmast satt Kartoffeln, dazu 500 bis 700 Gramm Getreideschrot und als Eiweißbeifutter Fischmehl oder Magermilch. In letzter Zeit ist nun bei der Knappheit an Getreideschrot öfters die Frage nach der Möglichkeit einer reinen Hackfruchtmast, d. h. einer Mast unter alleiniger Verwendung von Hackfrüchten und eines Eiweißbeifutters, aufgetaucht. Auch die beiden Versuchswirtschaften des Instituts für Milchverzeuauna in Kiel haben sich unter der Leitung von Prof. Bünger mit diesem Problem versuchsmäßig befaßt, und zwar wurde zunächst geprüft, wie sich eine Verfütterung von satt Kartoffeln mit dickfaurer Magermilch als alleiniges Beifutter auswirkt. Es wurde festgestellt, daß eine solche Mast durchaus möglich ist. Jedoch waren die Zunahmen nur mäßig. Es wurde daher die Angelegenheit, wie Diplomlandwirt Harre in den „Mitteilungen für die Landwirtschaft" (Heft 31/1938) schreibt, von einer anderen Seite her angefaßt. Das Schrotbeifutter in Höhe von 700 Gramm wurde beibehalten, jedoch wurde das Getreideschrot in abgestuften Mengen durch „Trockenhackfrüchte" ersetzt. Diese bestanden aus 50 Prozent Zuckerrübenschrot und 50 Prozent Kartoffelflocken. Der Versuch wurde mit 3 Gruppen von Mastschweinen durchgeführt, und zwar erhielt neben Kartoffeln und dem Eiweißbeifutter Gruppe 1 100 Prozent Getreideschrot, Gruppe 2 50 Prozent Getreideschrot + 50 Prozent Trockenhackfrüchte, Gruppe 3 100 Prozent Trockenhackfrüchte. In Gruppe 3 wurde also eine reine Hackfruchtmast ohne Verwendung von Getreideschrot betrieben. Als Eiweißbeifutter wurde diesmal Magermilch gegeben. Entsprechend dem geringeren Eiweißgehalt der Trockenhackfrüchte wurde für den beiden Gruppen mit dem Trockenhackfruchtanteil das Eiweißbeifutter um jedes mal 0,5 Liter Magermilch erhöht, so daß alle drei Gruppen in der Eiweißgabe gleichgestellt waren. Dieser Versuch brachte als Ergebnis die bedeutsame Tatsache, daß die Gruppen mit den Trockenhackfrüchten genau die gleichen Zunahmen hatten wie die Gruppe 1, die als Schrotbeifutter reines Getreideschrot erhielt. Die Zunahmen aller drei Gruppen lagen um 685 Gramm je Tier und Tag im Durchschnitt der ganzen Mast. Das bedeutet für die Praxis: In der Kartoffelmast kann man das Getreideschrot als Beifutter vollwertig durch die sog. Trockenhackfrüchte ersetzen.

## Katzen im Garten

Die Katze ist möglichst dem Garten, besonders Nachbars Gemüse- und Obstgarten fernzuhalten! Mit Mäusen allein nimmt sie trotz Beteuerung ihres Besitzers selten vorlieb. Neben dem Vogelstellen schadet sie im Gemüsegarten durch Ueberspringen frisch gelätteter Beete sowie durch Scharren in Gemüsebeeten. Zum Krallenschärfen benutzt die Katze gern unsere Obstbaumstämme, deren Rinde dadurch vielfach sehr geschädigt wird. Wenn für auch das Vogelstellen bei zeitigem Eingreifen schließlich abzugewöhnen ist, so ist doch Vorsicht geboten, damit der anzuerkennende Nutzen einer Katze nicht durch Schädigungen beeinträchtigt wird.

Es ist immer noch zu wenig bekannt, daß man diese nicht ohne weiteres einfangen und töten darf. Gewiß können wir lästig werdende Katzen in einer Kastenfalle (nicht Tellereisen) fangen, sind aber verpflichtet, den Besitzer, soweit bekannt, andernfalls die Ortspolizei innerhalb 24 Stunden davon zu benachrichtigen. Wird eine gefangene Katze vom Eigentümer nicht innerhalb von drei Tagen gegen Erstattung des Aufbewahrungsgeldes in Höhe bis zu 1 RM abgeholt, so kann seitens der Polizei die Tötung vorgenommen werden. In diesem Sinne sind die Bestimmungen im Reichsnaturschutzgesetz vom 26. Juni 1935 festgelegt. Ergänzend wird dort noch gesagt, daß es gestattet ist, fremde Katzen, die während der Zeit vom 15. März bis 15. August und solange der Schnee den Boden bedeckt, in Gärten, Obstgärten, Friedhöfen und Parkanlagen getroffen werden, unversehrt zu fangen und in Gewahrsam zu nehmen.

Auf der andern Seite besteht noch eine die Katzen betreffende Bestimmung des Reichsjagdschutzgesetzes vom 3. Juli 1934, die besagt, daß Katzen, die in einem Jagdbezirk in einer Entfernung von mehr als 300 Meter vom nächsten bewohnten Haus angetroffen werden, vom Jagdberechtigten getötet werden können. Auch werden Strafen bis zu 150 RM für denjenigen angedroht, der Katzen unbeaufsichtigt in einem Jagdbezirk laufen läßt. Wir sehen also, daß uns dieser nützliche Mäusefänger auch allerhand Sorgen bereiten kann. H. B.

## Der „7. Tag" gibt Tips

### Wie bekämpft man den Löwenzahn auf Weiden?

Beim Löwenzahn handelt es sich um eine Lückenpflanze, es kommt also darauf an, die Weidenarbe zu verdichten. Man erreicht dies durch abwechselnde Mähe-Weidenutzung, ferner durch reichliche Volldüngung. Außerdem müssen direkte Bekämpfungsmaßnahmen ergriffen werden. Im zeitigen Frühjahr, sobald die Blattrosetten des Löwenzahn entwickelt sind, gibt man eine Reindüngung von 2—3 Doppelzentner Kalkstickstoff oder 4—10 Doppelzentner Staubkainit pro Hektar, man kann auch beide Mittel im Gemisch streuen. Die Pflanzen müssen taufeucht sein. Beim Blühbeginn des Löwenzahn nimmt man eine einmalige scharfe Beweidung vor, möglichst mit Schafen. Alle stehengebliebenen Blütenköpfe müssen sorgfältig abgemäht werden, aber so zeitig, daß ein Nachreifen nicht erfolgen kann. Den Grasbestand läßt man dann bis zur vollen Schnittreife heranwachsen. Anschließend reichliche Stickstoffgabe, wieder unter Berücksichtigung übender Düngemittel.

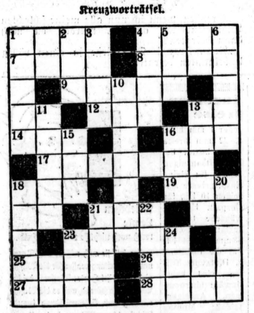
### Becherrostpilz am Beerenobst

Zu den sog. „wirtswechselnden" Rostpilzen gehört auch der besonders an den Stachelbeersträuchern auftretende Becherrost. Diese Erkrankung ist an den rötlichen, erhabenen Pölsterchen auf den Blättern zu erkennen und wird im Kleinen durch Abpflücken, sonst aber durch Bespritzungen mit Schwefelkalkbrühe oder Kupferkalkbrühe bekämpft. Die eigentliche Entwicklung dieses Pilzes benötigt einen „Zwischenwirt", und zwar ein Sauergras (Carex). Hier entwickeln sich die Sporen weiter, um für den nächstjährigen Befall der Beerensträucher reif zu werden. — Aehnliche Verbundenheiten finden wir auch bei dem Birnengitterrostpilz, der den Sadebaum (Juniperus Sabina), ferner den Getreiderost, der die Berberitze als Zwischenwirt benötigt. Wo man diese „Wirtspflanzen" in der Nähe genannter Kulturen fern halten kann, sollte es geschehen.

### Ein billiger Stockzwiebelersatz

Bedeckt man die frisch abgeschnittenen untersten Zwiebelscheiben, die meist achtlos als unverwendbar fortgeworfen werden, etwa 5 mm hoch mit Erde und bringt sie in den richtigen Abstand zueinander, so treiben diese Scheiben bald Wurzeln und entwickeln sich entsprechend der Bodenbeschaffenheit zu größeren oder kleineren Zwiebeln. Ein Versuch kostet nichts und lohnt!

## Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter: Waagerecht: 1. großer Raum. 4. Augenkrankheit. 7. Ballspiel. 8. Lautzeuge. 9. Schwimmvogel. 12. Fluß in Westengland. 14. chemischer Grundstoff. 16. Verweisendes 17. Teil des Kopfes. 18. Insel in der Irischen See. 19. längliche Vertiefung. 21. Fisch. 23. früherer ungarische Grenzprovinz. 25. Liebesgott. 26. Stadt in Bayern. 27. Teil des Rades. 28. Spitze eines Zuges — Senkrecht: 1. Großstadtvogel. 2. englisches Bier. 3. englischer Adelstitel. 4. deutscher Seeheld. 5. erdkundlicher Begriff. 6. Stadt in Frankreich. 10. fremdländischer Schwimmvogel. 11. Berliner Bildhauer. 13. Zeitangabe. 15. Herdentier der Lappen. 16. Vorfahr. 18. Raubvogel. 20. Hausvogel. 21. Nebenfluß des Rheins. 22. Bürde. 23. Sportgerät. 24. Heilmittel.

### Silbenrätsel.

a — an — be — da — der — erl — fa — fall — frau — ge — go — go — gor — gym — haus — im — in — fer — fo — le — le — mach — me — mer — mez — mo — na — nett — ni — nig — nim — nu — o — o — re — fa — fan — fan — satt — fchirm — fi — fpi — ta — ter — ter — ther — tri — turn — um — un — zo.

Aus vorstehenden 51 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. in ihrem Heim Tätige. 2. Fühlerlafange. 3. Sicherheitsvorrichtung in der Fliegerei. 4. Hühnervogel. 5. amerikanisches Pelztier. 6. Widerwärtigkeit. 7. fremdländischer Storchvogel. 8. Lehranstalt. 9. Ungeheuer in der griechischen Sage. 10. Bienenzüchter. 11. Ballade von Goethe. 12. Fußbekleidung. 13. Wandelstern. 14. Meßgerät. 15 Zwischenspiel. 16. griechische weibliche Sagengestalt. 17. altes Tasteninstrument. 18. indischer Dichter.

### Such die Wörter.

| | |
|---|---|
| G..r.a.d | männlicher Personenname |
| St...s. | besseres Hausmädchen |
| Sa... | Uferstraße |
| U.... | mit Bäumen bestandene Fläche |
| ....r..b. | Frohgefühl für etwas Bevorstehendes |
| B..ei..a | südlicher Teil Badens |
| St...n | männlicher Personenname |
| La.. | Stadt in Baden. |

Die gegebenen Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen. Hat man die angedeuteten Wörter gefunden, ergeben die betreffenden Buchstaben eine beherzigenswerte Mahnung.

## Magisches Kreuz.

a a a a, e e e e e e e e e e e, i i i, k k k, l l l l l, o o, p p p p, r r r r, t t t, u u

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Knollenpflanze, 2. Muse, 3. Klebemittel. 4. Stadt in Niederschlesien.

### Auf dem Markt.

8 Birnen, 16 Aepfel. —
So zählt des Händlers Schrei. —
Kann jeder von mir haben.
Zahlt er der Märker zwei!
Doch wählt er weil die Früchte
Ihn locken gar zu sehr,
So zahlt er auch nicht mehr! — —
Wer sagt mir nur geschwinde,
Sofern er's kann und weiß:
1 Apfel, 1 Birne,
Wie stehen die im Preis?

## Erdkundliches Kapselrätsel.

Schweinfurt — Perleberg — Treuenbrietzen — Schneidemühl — Kaiserslautern — Tangermünde — Gelsenkirchen — Sigmaringen — Wolgast — Aldamm — Neidenburg.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine Stadt am Harz.

## Literarisches Versteckrätsel.

Schlechtes Wetter ist sehr mißlich
Auf die Dauer — und verstimmt.
Doch verdrießlich wird es schließlich
Nur wenn man's verdrießlich nimmt.

Die in vorstehendem Vierzeiler fett gedruckten Buchstaben ergeben richtig miteinander verbunden den Verfasser desselben.

## Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. De1—e4 Sb2×e4. 2. Se5—d3 matt. a) 1. . . . Lf7×e4 (d5 ab). 2. Se5—g6 matt. b) 1. . . . Kf4×e5 2. De1—e7 matt. c) 1. . . . Sf4×e5. 2. De4×f7 matt. d) 1. . . . beliebig 2. De4×d4 matt.

Silbenrätsel: 1. Dobrudscha. 2. Ingraban. 3. Eibisch. 4. Ulema. 5. Hochebene. 6. Rabatte. 7. Mannai. 8. Ulysses. 9. Sanitär. 10 Zibetkatze. 11. Hogieia. 12. Elentier. — Die Uhr muß Herr im Haus sein.

Kreuzworträtsel: a) 1 Cello 5 Go 7 Brer 8 Bar 9 Liebung 11 Esse 12 Este 14 Stendal 17 Van 18 Erel 19 Feder; b) 2 Erz 3 Leisten 4 Lie 5 Gans 6 Orgel 8 Bussard 10 Wespe 13 Stab 15 Der 16 Lev.

Füllrätsel: 1 Rosine 2 Kalvin 3 Wiesel, 4 Ostern 5 Ferkel 6 Quarta 7 Kupfer. 8 Blende. — Silvesterkarpfen.

Kettenrätsel: Fiel-Schuß Schuß-Geld Geld-Stück Stück-Tour Tur-Tat Tat-Kraft Kraft-Wert Wert-Zeug Zeug-Haus Haus-Stand Stand-Ort Ort-Scheit Scheit-Holz Holz-Stock Stock-Fleck.

# „Vorzustellen zwischen 11 und 16 Uhr"

**Humoreske von H. A. Berger**

Meine Frau suchte eine neue Hausangestellte. Uebrigens die erste, die sie in ihrem Leben suchte. Denn unser bisheriger Hausgeist diente bis dahin seit Begründung unserer Ehe, also erst ein halbes Jahr.

Wir beschritten zu genanntem Zwecke den nicht mehr ungewöhnlichen Weg eines „Zeitungsinserats". Für einen Zweipersonen-Haushalt wird . . . usw. Zwei Mark nur kostete der Spaß, und es sollte wirklich ein Spaß werden.

„Vorzustellen zwischen 11 und 16 Uhr" hatte es dort geheißen. Aber wer zuerst kommt, mahlt zuerst, muß sich die blonde Rheinländerin gesagt haben, die schon kurz nach Mitternacht, das heißt also gegen acht Uhr, bei uns läutete. Trotzdem gefiel sie meiner Frau sehr gut, von allen Bewerberinnen — um das schon vorwegzunehmen — sogar am besten. Sie habe so liebe, treue Augen und sei — teure Heimat, sei gegrüßt! außerdem eine Landsmännin, berichtete mir meine Frau nachher.

Wir atmeten erleichtert auf ob der raschen Entscheidung und gelobten jeder im Stillen schon, zum Dank dafür die Zeitung, darin das glückbringende Inserat gestanden, vom nächsten Ersten ab zu bestellen.

Aber bis dahin war ja alles nur Einleitung, Auftakt, Stürzung des Knotens, wie sich im Laufe des selbigen Tages noch herausstellen sollte. Was für eine gute Nase hatte ich wieder einmal gehabt, daß ich entgegen dem Wunsche meiner Frau entschlossen war, mich an der Sichtung der dienstbaren Bewerberinnen zu beteiligen. (Mein Vorschlag, auch gleich in eine physiotechnische Eignungsprüfung einzutreten, wurde leider mit 5 Stimmenmehrheit der Gattin abgelehnt.) Unser sonst so friedliches — Ehrenwort! — Heim glich den ganzen Tag über dem Sprechzimmer eines überlaufenen Arztes oder sonstigen Spezialisten für erkrankte weibliche Wesen: jeden Augenblick von 11 Uhr ab klingelte es, je nach Temperament ein-, zwei- oder dreimal, verschlafen oder ungeduldig bis stürmisch.

Ein Glück, daß unsere Wohnung auf Friedensstand ist. Wo hätten wir sonst die drei Zimmer hernehmen sollen, von denen nun das eine meiner Frau, das Herrenzimmer mir und das Eßzimmer als Warteraum bei der arbeitsgeteilten Abwicklung des Unternehmens dienen mußten. Als nämlich meine Frau noch mit der zuerst erschienenen Bewerberin beschäftigt und bereits drei weitere Ankömmlinge — ich betraute sie an der dreistündigen Unterhaltung nebenan — gemeldet waren, forderte ich die hübscheste von ihnen auf, bei mir einzutreten.

Ein kokettes Bubikopf, die Hände vertraulich in die Taschen des Plüschmanteis gesteppt, ließ sie sich gar nicht schüchtern in den Klubsessel fallen, indem sie auf meine erste inquisitorische Frage antwortete, sie heiße „Fräulein Tilde Gordon". Während ich verdutzt noch mit Zweifeln kämpfte, ob da kein Mißverständnis vorliege, kramte sie schon aus ihrem niedlichen Täschchen ihre Zeugnisse heraus, deren erster Eindruck auf mich duftige Wölkchen von Patschuli waren.

Man begreift, daß ich in meiner vorsätzlichen Ansprache über die Pflichten und Aufgaben einer Hausangestellten, wie ich sie auffasse,

„Eins — zwei — drei!"
(„Saturday Evening Post")

einigermaßen aus dem Konzept geriet. Nein, wie sie so dasaß, die Beine übereinander geschlagen, mit dem süßesten Lächeln im Gesicht, konnte ich so banale Dinge nicht gut vortragen. Darum lenkte ich die Rede geschickt auf die neuesten Gesellschaftstänze und kam solcherart auf die nicht warm genug zu begrüßende Tatsache zu sprechen, daß endlich wieder der gute Wiener Walzer zu seinem Rechte komme. Gerade war ich dabei, ihn im Solotanz vorzuführen, als die Türe von nebenan aufging und — das bringt nur eine Ehefrau fertig — ein einziger vernichtender Blick das Idyll zerreißt.

Natürlich wurde es mit dem Gastspiel auf Anstellung nichts, die blonde Fee machte sich stehenden Fußes, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, aus dem Staub.

Den nächsten von mir zu bearbeitenden „Fall" bekam ich von meiner Frau zugewiesen: es war das gründliche Gegenteil von Fräulein Tilde. Aengstlich und leise schielend gab sie zu Protokoll, daß sie sich ausweislich ihres letzter Zeugnisses vortrefflich aufs Kochen mit allen Zutaten verstehe. „Herr Doktor werden bestimmt mit mir zufrieden sein!"

Nun hatte ich in meiner kurzen Exegese doch schon so viel abgesehen, daß es noch andere Künste in einem Haushalt zu vollbringen gibt, als bloß der Bratensauce die richtige Legierung zu geben. Leider wurden meine dahingehenden Fragen so ungnädig aufgenommen, daß wir das Dienstverhältnis, noch ehe es eingegangen war, in beiderseitigem Einverständnis lösten.

Ebenso erfolglos verliefen bedauerlicherweise all meine weiteren Bemühungen. Irgendwo fand einer der beiden Partner zuletzt doch noch ein Haar in der Suppe, irgend etwas wollte sich nicht zur reinen Harmonie fügen. Eine kramme, wirklich vertrauenerweckende Bewerberin z. B. hatte einen Schupo zum Bräutigam. Aber so mächtig mir der Schupo als persönliche Leibwache imponierte, so glaubte ich doch im Sinne meiner Frau zu handeln, wenn ich mir Bedenkzeit ausbat. Eine andere wollte sich, ausgerechnet auf unsere Kosten, vom Kinderfräulein, das sie bisher war, auf Dienstmädchen umstellen; ihre Nerven hätten zu sehr gelitten. Ich empfahl ihr ein namhaftes Sanatorium, worauf sie sich sofort auf den Weg machte.

In dieser und ähnlichen anstrengenden Tätigkeit, derweil meine Frau nebenan ebenfalls Frage- und Antwortspiel trainierte, ging die Sprechzeit rasend ihrem Ende zu. Eben hatte ich die letzte Bewerberin zur Tür hinausgeleitet, als eine pelzbesetzte Dame, noch auf dem Treppenabsatz, in wohlgesetzten Worten sich nach der Identität meines Namens mit dem von ihr gesuchten erkundigte. Da ich dienernd bejahte und sie eintreten hieß, glaubte ich noch immer, eine neue Freundin meiner Frau — das kommt ja stets überraschend für den Mann — vor mir zu haben. Ganz Dame, erzählte sie mir von einem hochgestellten Herrn in der Stadt, mit dem sie soeben — wenigstens mußte man das bis dahin vermuten — befreundet sei. Um erst im Nachsatz gewissermaßen, wobei sie sich eines verlegenen Lächelns nicht erwehren konnte, zu gestehen, daß sie bei jenem Herrn als Hausdame in Stellung war. Es war keine leichte Aufgabe für mich, dieser Dame eine ritterliche Absage erteilen zu müssen.

Ziemlich kleinlaut gab ich bald darauf, als auch sie mit ihren Recherchen zu Ende war, das klägliche Ergebnis meiner Bemühungen bekannt. Aber ich durfte zufrieden sein: auch sie hatte keine würdige Nachfolgerin für unsere Therese herausfinden können! Diesen Tiefpunkt unserer Seelenstimmung benutzte ich, meiner Frau den Vorschlag zu machen, trotz aller ihrer Mängel es mit der Therese auch weiterhin zu versuchen. Da wisse man doch, was man habe. Und wie nahm meine Frau diesen Vorschlag zur Güte auf? Teils mürbe gemacht, teils milde gestimmt nach dem Vorausgegangenen, ging sie sogleich darauf ein, während für mich nichts mehr zu tun übrigblieb, als Therese eine Lohnaufbesserung mit sofortiger Wirkung zu geloben.

Seitdem lebt Therese ihren schönsten Tag. Und wir, wir denken gar nicht daran, unsere „Perle" anderen Herrschaften zu gönnen!

**„Dieser rosa Hut, gnädige Frau, paßt herrlich zu Ihrem blassen Teint!" „Ich bin gar nicht blaß, ich habe nur aus Schreck über den Preis die Farbe gewechselt."** („Daily Mail")

Stoll trifft Groll.

„Gehen wir Mittag essen?" sagt Stoll.

„Ja", nickt Groll.

Sie gehen los. Nach einer ganzen Weile meint Stoll: „Wohnen Sie noch weit?"

„Wieso ich?" kraxelt Groll erstaunt. „Ich denke, wir gehen zu Ihnen?"

*

**Provokateur**

Federmann ist beim Rechtsanwalt. „Merkwürdig", schüttelt der Rechtsanwalt den Kopf, „vor anderthalb Jahren hat der Kaufhauer Sie öffentlich einen „Provokateur" genannt. Warum reichen Sie denn erst jetzt die Beleidigungsklage ein?"

„Ich habe", sagt Federmann, „ich habe den Band C bis P des Konversationslexikons erst vor acht Tagen geliefert bekommen."

*

„Wollen Sie mal etwas Interessantes sehen?" fragt der Sportsrat. „Dann kommen Sie mit zum Stadion."

Federmann geht mit zum Stadion. Im Stadion wird Rugby gespielt. Wie die Berserker fallen die Mannschaften übereinander her. Ein Sanitäter kommt und führt einen Mal-mann weg. Zwei andere Sanitäter schleppen eine Tragbahre heran.

„Aber Kinder!" sagt Federmann und guckt auf den Menschenknäuel, der sich um den Ball rauft, „das geht doch nicht. Habt ihr denn nicht mal einen zweiten Ball?"

Auf der Straße geht ein Mann mit einem Obstkarren. Ein großes Schild hängt daran: „Selbstgezogene Winteräpfel."

„Ein schöner Schwindler", sagt Müde, „man sieht es dem Mann geradezu an, daß er die Aepfel nicht selbst gezogen hat."

„Wieso?" fragt Federmann, guckt den Mann an und dann den Karren, „er sieht sie doch noch jetzt!"

*

Richter: „Angeklagter, wie war es eigentlich möglich, daß Sie so betrunken werden konnten?"

Angeklagter: „Ich war in leichtsinniger Gesellschaft geraten. Wir hatten zu viezen eine Flasche Likör, — und die anderen drei waren Abstinenzler!"

*

**Wrangel**

Nach 1864 wollte man dem Prinzen Friedrich Karl zu Ehren ein sogenanntes Subskriptionsessen geben, die Subskriptionen liefen aber so zahlreich ein, daß man vier Essen veranstalten mußte. Die Teilnehmer wurden gefragt, zu welchem sie kommen wollten. Papa Wrangel antwortete: „Ich komme auf allen vieren!"

*

Die nicht mehr jüngste Dame am Steuer hat die Kurve etwas zu schneidig genommen. Ein Krach und Erwachen im Krankenhaus. Am Bett stehen der Arzt und die Schwester.

**„Hurra! Endlich höre ich die andern nicht mehr hinter mir schnaufen. Ich liege weit vorn!"** („Dobry Wieczor")

„Notieren Sie, Schwester: Rippenbruch, Schulterausrenkung, Hautabschürfungen. . . . Wie alt sind Sie, gnädige Frau?"

„26", hauchte die Patientin.

„. . . . und schwerer Gedächtnisschwund", diktierte der Arzt zu Ende. (Koralle.)

*

Peter sitzt mit Herta auf einer Parkbank. Ein Mann naht, pflanzt sich vor den beiden auf und sagt:

„Stehen Sie sofort auf!"

„Fällt uns gar nicht ein!" meint Peter entrüstet.

„Gut", nickt der Mann, „da werde ich eben morgen weiterstreichen. Aber außerdem ist es auch noch Sachbeschädigung!" Neue J. Z.)

*

„Onkel, ich möchte mal etwas fragen."

„Na, schieß los, Kurtchen."

„Wenn deine Füße einschlafen, Onkel, machst du dann auch deine Hühneraugen zu?"

*

„Es ist eine schwere Operation", sprach der Professor feierlich zu dem Patienten. „Ungefähr sechs von zehn Leuten überleben sie nicht. Kann ich etwas für Sie tun, bevor wir beginnen?"

„Ja", antwortete der Patient, „lassen Sie mir Hut und Mantel bringen und ein Auto kommen." (Lustige Blätter.)

*

Minna möchte gern mager werden. Sie hat gemüllert, sie hat gerollert, sie ist gehüpft und gesprungen, aber es war verlorene Mühe. Minna ging zum Arzt.

„Wissen Sie keine Bewegung, die wirklich mager macht?"

„Doch."

„Welche?"

„Mit dem Kopf schütteln, wenn man Ihnen zu essen anbietet." (Die Woche.)

*

„Neulich habe ich bei Ihnen ein Pflaster gekauft, damit ich meinen Hexenschuß loswerde."

„Jawohl, mein Herr, ich erinnere mich. Hat es geholfen? Und womit kann ich Ihnen jetzt dienen?"

„Jetzt möchte ich was haben, damit ich das Pflaster loswerde." (Lustige Blätter.)

*

„So, Gretchen wir gehen jetzt ins Krankenhaus und besuchen Tante Frieda, die gestern Zwillinge bekommen hat", sagte die Mutter zu ihrer Kleinen.

„Ja, aber", machte Gretchen den Einwand, „ist das nicht ansteckend, Mutti?"

*

„Gretchen, wenn ich nun alle meine schlechten Angewohnheiten aufgäbe, würdest du mich dann heiraten?"

„Mein, Franz! Das hieße ja einen völlig Unbekannten heiraten."


**Recht deutliche Schrift**
erbitten wir bei Ihren Anzeigen-Manuskripten!

**Nehmen Sie bitte**
bei allen Bestell-, Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Angeigen d. „7 Tag" Bezug
Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben.

**Billige aber gute Uhren**
m. Garantie-Bel. Nickelrohwerk, Unterteil od. Gold verdeckt, Nr. 3 Herrentaschenuhr m. gepreßt. 30 Jahre Garantie-Schein, Nickel, M. 1.90
Nr. 4 Versilbert, Ovalboden, 7 verzahlt. Präzise, M. 2.30, Nr. 5, Remontoir, Werk, Nickel-Form, M. 3.40, Nr. 6, Sprungdeckel-Uhr, 7 Duck., verzahlt, M. 4.90 bessere Werk M. 7.40, Nr. 8, Armbanduhr, Nickel, in Lederimitation M. 2.60, Nr. 85, Dito, für Damen, kleine Form, mit Rüschband, M. 4.—, Nr. 99, Dito, Goldschalt, 8 Jahre Gar., Goldrand, für Damen, mit Rüschband, M. 5.90
für Herren, viereckige Form, M. 6.90
Nr. 642, Taschenuhr, moderne Form, 8-Jahre-Werk, Nickel gut, M. 6.—
Nr. 1461, Genf, Nickel, Präzisionswerk, 16 Steine, staubdicht verschl., M. 9.80
Nr. 1464, Genf, Präzisionswerk, 16 Steine, staubdicht verschl., Goldrand, M. 12.50
Nickel-Uhr — 15 Jahre Garantie, verzahlt, M. —.70, Kassel M. —.25.
Nr. 612, Monogramm-Gravierung für Damen oder Herren, versilbert, M. 1.10
Nr. 614, Gravierung, 6 Jahre Garantie, M. 1.30, Nr. 2805, Gravierung, monogramm Form, M. 1.40, Trauring, Gold, 333, M. —.90
Double-Ring mit Stein, M. —.50. — Alle Preise Postporto extra. Versand per Nachnahme. Jahresumsatz 20 000 Uhren, 20 000 Kunden.
**Fritz Heinecke Braunschweig** Abt. A 9

**Das kritische Alter...**
begünstigt unerwünschten Fettansatz. Kluge beugen vor, erhalten ihren Körper schlank, gesund, elastisch und fühlen sich stets frisch und wohl durch
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
auch als Drix-Tabletten - Drix-Dragees
Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

**Heiraten**
Selbst. Handw., Schreiner, 35 J., sucht bald. Möbel v. Lande zw. bald. **Heirat**
etw. Verm. erw. Ernstgem. u. ausf. Zuschr. w. mögl. m. Bild unter Nr. 1168/7 „Der 7. Tag", Paderborn.

**„DER 7. TAG"**
Auflage z. Zt. über 37 000
**HEIRATS-WUNSCHE**
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"**
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

**Die Unregelmäßigkeit des Stuhlgangs**
ist die Ursache vieler Krankheiten. Beseitigen Sie sie indem Sie regelmäßig Gebrauch von Kneipp-Pillen machen. Sie wirken sanft, ohne zu reizen, sind nur aus reinen Pflanzenstoffen hergestellt. Kneipp-Pillen wirken mild und sicher ohne Nebenerscheinungen und völlig reinigend. 80 Kneipp-Pillen nur RM. 1.— in allen Apotheken. Kneippbroschüre und Muster kostenlos durch Kneippmittel-Zentrale Wörishofen

**Anzeigenpreise**
Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erteilung v. Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl. Volksbl. Paderb. Hannover 3504.

**Friedchen Lemke**
weiß noch nicht so recht, ob sie Persil oder Weiße sein soll. Persil ist so rein, daß Dreck- und Leitungswasser für die Wäsche viel zu hart ist! Hartes Wasser ist bei der Wäsche sehr störend, weil es die Waschwirkung und Schaumbildung hemmt. Richtig schaumkräftig und damit gut waschen brauchen sie aber Wasser durch einige Hundertl Seife-Teilchen. Aber schon eine Tasse Persil bewirkt, daß das Waschwasser in Wasser verwandelt. So ist mit nur ein bißchen Persil die Wirkung von Seife voll da und bei dem kleinen Preis eine besonders weichkräftige und stark schäumende Lauge!


Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

Jahrg. — Nr. 37 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 11. Sept. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## ...or Tau und Tag

*Auf der heimlichen Fährte des Hirschs*

In trübem Grau gingen die Hundstage dahin, e Wärme und Sonnenschein. Schon wehte Wind über die Haferstoppeln, schon schim- te die Moorheide im Violett beginnender enpracht, und schon webte der beginnende bst ein gelbes Blatt in des Birkenlaubs in, da sprang eines Morgens, vor Tau und g, der Wind nach Südosten um, und als die ittagsstunde heraufzog, lachte die Sonne an em wolkenlosen, taubenblauen Himmel.

Mißhelligkeit und Unlust verflogen mit einem lage, und der blanke Tag rief die Sehnsucht ch nach dem lang entbehrten Pirschgang durch ft und Moor. —

*

In zitternden Kringeln spielen die warmen twellen auf dem blaugrauen Genabel der ten und dem satten Grün breitästiger Eichen d Buchen. Schattend wölbt sich über dem trüpp des Unterholzes das weit ausladende ist der Laubbäume.

Verwoben mit dem Zauber der schweigenden ilder, hingegeben an die brütende Stille des ittsommertags ziehe ich durch den ur- abgleichen Busch. Ich will dem heimat- en Feldstrich auf die Fährte kommen, um ten Stand festzustellen. —

Weiter ziehe ich, das Auge am Boden, auf Pirschsteig dahin. Der Laubwald lichtet . Gelbrote Föhrenstämme leuchten mit ent- gen, da surrt ein Gewimmel von Hirschfliegen r um den Kopf. Ich stehe auf des Rot- des frischem Wechsel, dicht neben den Betten Hirsche im hohen Farn. —

Fährtenbild und Himmelszeichen verraten , daß hier drei gute Geweihte ihren Tages- nd haben und durch die Dickungen rechts ben mir nach den Aesungsplätzen im Moor nüberwechseln. Neben der schwächeren Fährte Veitpirsche steht die starke des alten Platz- sches, die ich unter tausend Fährten heraus- de, so fest hat sich seit Jahren das Fährten- d dieses Hirsches in mein Gedächtnis ein- graben, dieses alten, heimlichen Gesellen, dem on so mancher Pirschgang, so mancher nächt- he Ansitz im fahlen Mondlicht gegolten hat.

Doch hier im Dämmerlicht des Moorwaldes nicht die Stätte für künftige Weidmannstaten. ch muß den Wechsel draußen im lichten Alt- fernbestand zwischen Bruch und Moor auf n Heidehügeln wiederzufinden suchen. —

Durch das hohe Holz hinter dem Bruchwald bt es rüstig den Hang hinauf. Lange dauert's cht, bis ich zwischen prangendem Rot und Gelb der Pilze am Holzrand den Wechsel der Hirsche wiederfinde, der von dort quer durch das Moor läuft und sich im Erlen- und Weidengebüsch des Bachufers inmitten des Grundes verliert. —

Hier im Kern des Reviers, am Rande des Moors, muß ich mein Heil auf den heimlichen Hirsch versuchen. —

In wohliger Müdigkeit strecke ich mich im Schatten mannshoher Findlingsblöcke ins Heidekraut. Die Bienen summen im nahen Stand. Des Bussards Katzenschrei dringt fern aus den Lüften zu mir herab. Einsamkeit und singende Heidestille umgeben mich. Die Augen fallen mir zu, als die Abendsonne golden die Blütenpracht der Heide überstrahlt.

*

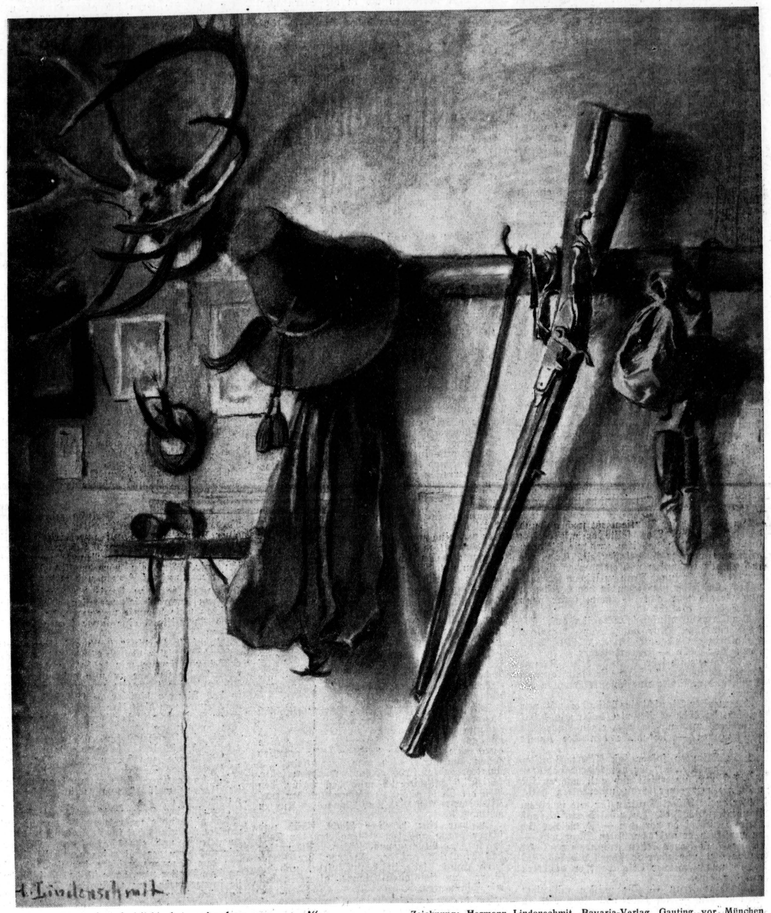
Kupferfarben steht der Mond über dem Bruchwald, als ich fröstelnd erwache. Aufspringend recke ich die steifen Glieder. Die Büchsflinte über die Schulter werfend, will ich heimwärts ziehen — da knackt es unter mir im Holz, und blitzartig durchzuckts mich: Die Hirsche.

Das leise Schürfen vom Anstreichen einer Geweihstange dringt an das lauschende Ohr. Dann tauchen zwei dunkle Schatten kaum zweihundert Gänge von mir entfernt auf der Wiese auf und gleich darauf ein dritter. Bis zum Halse hinauf schlägt mir das Herz. Jetzt will ich auch bis zum Einwechseln der Hirsche warten! —

Hinten im Nebelgrau des zart verschleierten Grundes verschwinden die drei Geweihten. Langsam pirsche ich bis zum Holzrande hinunter in die Nähe des Wechsels. — — —

Es wird Mitternacht; ein und zwei Uhr morgens. Geduldig sitze ich an den Stamm einer dicken Föhre gelehnt, während die tausend Stimmen der Nacht im Vollmondzauber dafür sorgen, daß es nicht langweilig wird. Gegen vier Uhr macht sich ein leichter Wind auf und bläst mir in den Nacken. Ich muß den Stand wechseln, pirsche mich hinunter zum Bachufer, um dort meinen Stand einzunehmen.

Verblassender Sternenhimmel und aufkeimendes Frühlicht ringen bereits miteinander. Ich muß hinein in das feuchte Gestrüpp der Erlen und Silberweiden, um aus dem Wind zu kommen. — Bis weit über die Knöchel tiefe ich im klebigen Bachgrund und hebe den Kopf vorsichtig über die Büsche.



„Die hohe Jagd hebt wieder an . . . !" Zeichnung: Hermann Lindenschmit, Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Mit dem Glas suche ich das Moor jenseits des Baches ab. Da hinten, zwischen den hell leuchtenden Birkenstämmen am Rande der Senke, ziehen schwarze, massige Wildkörper in den Grund hinein: die drei Hirsche. —

Sie kommen viel weiter oberhalb des Bachlaufes zurück, als ich erwartet habe. Aus der Deckung kann ich nicht treten, also den Bachlauf aufwärts! — Laut hämmert das Herz, und die Wangen glühen: Hirschfieber! —

Patschend wate ich vorwärts und sitze mit einem Male bis an den Leib in einem tiefen Loch. Heraus und weiter! — Naß bis an die Brust, bis an die Knie im eisigen Quellwasser, stampfe ich voran. Dann einen Augenblick Rast, um Atem zu schöpfen, und vorsichtig den Kopf über die Büsche gesteckt! Blitzschnell ziehe ich ihn wieder ein; denn vierzig Gänge vor mir zieht bereits der erste Hirsch auf den Bach zu, gefolgt von den beiden anderen.

Jetzt rumpelts in den Büschen vor mir, während ich atemlos lausche, die entsicherte Büchsflinte schußbereit. Der erste Hirsch rinnt durch den Bach. Dann rumpelts noch einmal, und auch der zweite Hirsch ist durch den Bach gezogen. Jetzt muß ich heraus aus dem Bachlauf. Auf dem Ufer drücke ich mich dicht an das Buschwerk.

Erstes Frührot blitzt im Osten auf. In verschwommenen Umrissen ziehen vor mir die beiden Hirsche eilig zu Holz.

Jetzt wieder ein Rauschen der Büsche vor mir, kaum dreißig Gänge entfernt, und der alte Platzhirsch steht, halb noch vom Buschwerk gedeckt, sichernd vor mir. —

In die Knie gegangen, den Büchsenlaufabzug gestochen, das Blatt ist verdeckt, also Halsanfatz! Atem angehalten! Feuer! —

Im Gellen des Schusses bricht der starke Hirsch wie vom Blitz getroffen in sich zusammen.

Ich aber stehe, in Andacht versunken, im aufsteigenden Frühlicht, ergriffen und überwältigt von der toten Pracht des gefällten Hirsches. —

F. Freitag.

# Nicht nur deswegen...

*Von Renate Sylvester*

Langsam glitt der Sportwagen mit der fremdländischen Nummer durch die stille Villenstraße. 13 — 14 — 15 . . . dies also war das Haus!

Die Freude, Gerald nach so langer Zeit wiederzusehen, ließ Albert Paulsen schneller die Stufen zu der kleinen Villa hinaufsteigen, als es sonst seine Art war. Ein freundliches Mädchen öffnete.

„So — Herr Hofer ist verreist —?" Die Enttäuschung stand dem Besucher recht deutlich auf dem Gesicht geschrieben, als er erfuhr, daß sein Freund nicht vor Ende des Monats zurückerwartet würde! Nur die Sehnsucht, dem ehemaligen Kameraden wieder einmal die Hand drücken zu können, hatte ihn dazu bewogen, auf seinem Europatrip auch in Berlin Station zu machen.

„Ja, ist denn gar niemand von den Herrschaften da, damit ich wenigstens . . ."

„O doch! Bitte, treten Sie einen Augenblick näher!"

Das Mädchen führte ihn in eine große lichte Wohndiele mit weitem Blick in den parkähnlichen Garten und ließ ihn allein.

Albert Paulsen sah sich in dem mit feiner Kultur ausgestatteten Raum um. So also wohnte Gerald! Einen guten Geschmack hatte er immer schon gehabt, der Junge. Zu schade, daß er nicht da war.

Was wollte er eigentlich hier? Den Freund konnte er nicht sehen — vielleicht sich mit dessen Frau unterhalten, die er nicht einmal kannte . . .? Albert wußte nichts mit Frauen anzufangen, und in seinem mit Arbeit und Pflichten ausgefüllten Leben, von dem die Existenz so vieler anderer Menschen da drüben in Uebersee abhing, war auch wenig Zeit dazu gewesen. Er erinnerte sich lächelnd, daß Gerald ihn oft damit geneckt und einen Weiberfeind genannt hat . . .

Eine weibliche Stimme riß Paulsen aus seinen Betrachtungen.

Er fuhr zusammen und blickte durch die offene Verandatür in den Garten, wo er zehn Schritte von sich die Gestalt eines Mädchens gewahrte.

Schlank, sehr zierlich war sie, steckte in einem grellen, aparten Wollkleid.

Paulsen schüttelte den Kopf. Dieses kindhafte Wesen mit den flirrenden Haaren war also die Frau seines Freundes . . .?

„Sarah", hörte er ihre Stimme. Er saß sich nach dem Knaben oder Mann Harald um, konnte aber niemand entdecken. Also meinte sie wohl den riesigen Hund an ihrer Seite. „Harald, wir beide werden jetzt um die Wette laufen — bis zu der großen Eiche dort! Ich zähle bis drei . . ."

„Oh — es ist eine Schande, Harald", erklang ihre klare Stimme bis zu ihm. „Daß du mit deinen vier Beinen nicht schneller laufen kannst, als ich mit meinen beiden!"

Am liebsten wäre Paulsen jetzt noch auf und davon gegangen. Was sollte er mit diesem Geschöpfchen reden, das ihm zart wie Filigran erschien, trotz aller Ausgelassenheit. Er würde ja doch den Gedanken nicht loswerden können, wie wenig diese junge Frau zu seinem Freunde paßte! Er selbst war schon in den dreißigern und Gerald war acht — nein, sogar neun Jahre älter als er!

Ein leises Geräusch schreckte ihn auf. Sie stand vor ihm. Nun ganz Dame, die zarte Gestalt in ein elegantes Kleid gehüllt. Diese Frau war schön — begehrenswert —.

„Ich freue mich sehr, Geralds besten Freund kennenzulernen . . ." sagte sie mit großem Ernst, und er fühlte eine schlanke Hand in der seinen.

„Aber wollen Sie nicht eine Tasse Tee mit mir trinken, da läßt es sich viel besser plaudern! Allerdings müssen Sie mich einen Augenblick entschuldigen — ich mache den Tee immer selbst . . ."

Zehn Minuten später saß Albert Paulsen, der Junggeselle, mit ihr am reizend gedeckten Teetisch und unterhielt sich mit ihr, wie er sich noch nie mit einer Frau unterhalten hatte.

Der große Albert Paulsen saß wie in einem Zauberkreis, bis es ihm plötzlich einfiel, daß dieses Geschöpf da vor ihm — in welches sich zu verlieben er auf dem besten Wege war — ja die Frau seines besten Freundes war! Er mußte fort, und zwar so schnell wie möglich!

Mit unnatürlicher Eile trank er den Rest aus der Tasse.

„Gnädige Frau — Sie müssen mich jetzt entschuldigen — ich habe noch sehr viel zu tun . . ."

„Aber, Herr Paulsen", lachte die helle Stimme. „Sie haben mir doch erst vor fünf Minuten versichert, daß Sie nichts weiter in Berlin zu tun hätten, als Gerald zu besuchen!"

Als sie aber sah, daß es ihm wirklich ernst war, daß er wirklich aufstand, sehr höflich und korrekt, da legte sich ein Schleier über ihre eben noch so alltäglichen Züge . . .

Schon hielt er die Türklinke in der Hand, als eine kleine und nicht mehr überflüssige Stimme seinen Namen rief. Flehend blieb er stehen.

„Herr Paulsen — ich muß Ihnen etwas gestehen: Ich bin gar nicht Geralds Frau — sondern nur seine Schwägerin . . ." Das Geständnis schien ihr schwer zu fallen — wie mit Blut übergossen bis in die Stirn stand sie da . . .

„Ja, aber — warum haben Sie . . ." — die Stimme des Mannes klang heftig auf.

„Sie haben ganz recht, böse auf mich zu sein", flüsterte das Mädchen, „aber, Sie haben mich ja gar nicht gefragt, ob ich Geralds Frau sei. Und — ich war so gespannt auf Sie! Gerald hat uns nämlich schrecklich viel von Ihnen erzählt — geschwärmt hat er beinahe von Ihnen . . ." — und sie lachte leise — „. . . . er hat sich immer darüber lustig gemacht, was für ein schrecklicher Frauenfeind Sie seien. Er behauptet sogar, daß die schönste Frau der Welt Sie nicht dazu bringen würde, sich fünf Minuten mit ihr zu unterhalten es sei denn, daß Sie es aus Höflichkeit tun müßten! Nun, wenn Sie gleich erfahren hätten, daß ich nicht Geralds Frau bin, so hätten Sie es sicher nicht für schrecklich unhöflich gehalten, nach ein paar Worten zu flüchten — und ich wollte Sie doch so gern länger als fünf Minuten hier festhalten . . . Sind Sie mir nun sehr böse, Herr Paulsen?!"

Aengstlich schaute sie in sein Gesicht, welches sich bei ihren letzten Worten verfinstert hatte.

Diese beglückenden Minuten sind also nichts weiter gewesen, als ein Experiment dieser kleinen Dame —! Schon öffnete er die Lippen zu einer bitteren Antwort . . .

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Paulsen", unterbrach sie sehr ernst und schaute ihn an. „Sie irren sich aber, es war nicht nur ein Spiel, genügt Ihnen das?"

Er beugte sich über ihre Hand.

„Darf ich jetzt noch fünf Minuten bleiben — ich habe nämlich wirklich nichts in Berlin zu tun . . ."

„Nur deswegen?" lachte sie froh.

„Nein — nicht nur deswegen!"

# Schicksal durch einen grünen Stein

*Von Karl Andreas Frenz*

„Trinken Sie noch ein Glas Whisky mit mir", sagte Chagall, „dann will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen zeigt, daß es Begegnungen gibt, die gleichsam vom Schicksal gewollt sind."

Ich nickte und zündete mir eine neue Zigarette an. Chagall rief den Steward heran.

„Ein Freund hatte mich damals nach Monaco eingeladen", begann er. „Ich war mit dem Mittagszug angekommen und hatte gehofft, daß mich Joachim auf dem Bahnsteig erwarten würde. Aber ich sah ihn nirgends stehen. Ich dachte, daß er sich etwas verspätet habe, und ging an der Sperre auf und ab. Als sich der Strom der Reisenden verlaufen hatte, trat ein junger Mann auf mich zu.

„Monsieur Chagall?" fragte er mich.

„Ja bitte!" entgegnete ich.

Er überreichte mir mit einer kurzen Bemerkung einen Brief von Joachim und verabschiedete sich mit einer Verbeugung. Ich brach den Brief auf und las, daß Joachim unerwarteterweise verreisen mußte, in spätestens drei Tagen sei er jedoch wieder da und dann stünde er restlos zu meiner Verfügung. Ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß ich einige Tage ohne Joachim sein würde und suchte ein Hotel auf. Ich kleidete mich in meinem Zimmer um, ging zum Essen hinunter und sah mir am Nachmittag die Stadt an. Vom Meer bedrückt nahm ich auf einer Terrasse mit Palmen und blühenden Agaven Platz, um eine Stunde in stiller Beschaulichkeit zu genießen.

Am Abend entschloß ich mich, nach Monte Carlo hinauszufahren. Ich wollte das Kasino kennenlernen und auch ein wenig mein Glück versuchen. Ich sah anfangs nur dem Spiel zu und beteiligte mich dann auch daran. Ich hatte, wie das häufig bei Anfängern der Fall ist, Glück und gewann eine hübsche Summe. Als ich zuletzt mein Glück noch einmal versuchen wollte, flüsterte mir eine hinter mir stehende Blondine zu: „Fordern Sie das Glück nicht heraus!"

Ich ließ mich durch ihre Worte tatsächlich davon abhalten zu setzen, und um der Versuchung nicht von neuem zu erliegen, verließ ich das Kasino. Daß ich mich der Blondine durch eine Einladung dankbar hätte erweisen sollen, kam mir erst jetzt zum Bewußtsein. Ich überlegte, ob ich in das Kasino zurückgehen sollte, schließlich entschied ich mich doch dafür, den Rest der Nacht allein zu bleiben und den zwei Kilometer weiten Weg nach Monaco zu Fuß zu gehen.

Es war eine herrliche Nacht. Süß und schwer drang aus den Villengärten der Duft der üppigen Blumen und Blüten. Silbern lag das Mondlicht auf den Straßen, der Nachtwind raunte leise in den Wipfeln, und die Sterne am tiefblauen Himmel funkelten wie Diamanten.

Ich geriet unversehens von der Straße ab und in einen schmalen Seitenweg hinein, der stellenweise mit Gras bewachsen war. Er führte an einer Gartenmauer entlang, die zu einem dahinterstehenden weißen Haus gehörte. Ein Fenster desselben war noch erleuchtet. Es war weit geöffnet, und ich sah, wie sich der Vorhang im Wind leicht bewegte. Nahe der Mauer trat ich plötzlich auf einen kleinen harten Gegenstand. Er sprang unter meinem Schuh weg und blieb einige Schritte vor mir liegen.

Ich hielt ihn für einen Stein und wollte achtlos daran vorbeigehen. Aber ich wurde doch auf seinen seltsamen grünen Glanz aufmerksam. Ich bückte mich und hob den Stein auf, und da im nächsten Augenblick eine schwarze Dogge mit Riesensätzen an die niedere Mauer gesprungen kam und laut in die Nacht heulte, steckte ich ihn, ohne ihn weiter zu beachten, in die Tasche. Fast unwillkürlich beschleunigte ich gleichfalls meine Schritte, bis ich die eigentliche Straße wieder erreicht hatte.

Da ich am nächsten Tag einen anderen Anzug anzog, vergaß ich den grünen Stein in meiner Tasche. Durch die Bekanntschaft mit einer eleganten, hübschen, schlanken Frau, die mir schon an jenem Mittag, an dem ich angekommen war, in der Hotelhalle auffiel, war ich dann so in Anspruch genommen, daß ich weder Joachim vermißte, noch an den grünen Stein dachte. Ja, ich wünschte fast, daß Joachim einige Tage länger, als er schrieb, ausbleiben möchte. Aber am Morgen des vierten Tages klopfte er, nachdem ich ihm inzwischen auf seinen Brief geantwortet hatte, an meine Tür. Ich war noch mit dem Ankleiden beschäftigt.

Wir setzten uns auf den Balkon vor meinem Zimmer, der hell in der Morgensonne lag, und erzählten uns, wie es uns in der Zeit, in der wir uns nicht mehr gesehen hatten, ergangen war. Ich hatte jenen Anzug an, den ich im Kasino getragen hatte. Gedankenlos langte ich unter dem Gespräch in eine Tasche. Dabei entdeckte ich den grünen Stein, den ich auf dem Heimweg vom Kasino aufhob. Ich nahm ihn heraus und an seinem von innen heraus leuchtenden Glanz erkannte ich im Sonnenschein sofort, daß ich einen sehr wertvollen großen Edelstein in der Hand hielt.

Fast gleichzeitig sagte Joachim: „Ah, ein Smaragd!"

Ich erzählte Joachim, wie ich in den Besitz desselben gekommen war, und trug ihn am Nachmittag in das Fundbüro."

Chagall aezdrückte den Rest seiner langen dünnen Zigarette und nahm einen Schluck von dem Whisky.

„Natürlich des Smaragds war auf dem Fundbüro bereits eine Verlustanzeige gemacht worden", sprach Chagall weiter. „Er gehörte einer Dame, der er auf unerklärliche Weise abhanden gekommen war. Ich wollte ihren Namen wissen, aber der Beamte verweigerte ihn mir. Auf ein vorgedrucktes Formular notierte er meinen Namen und meine Adresse.

Nun, ich hatte zu Hause die Angelegenheit mit dem Smaragd fast vergessen, es waren inzwischen viele Monate vergangen, da ließ sich eines Nachmittags eine junge Dame bei mir melden.

„Annabella Lardina" stand auf ihrer Karte. Ich hatte diesen Namen bis dorthin niemals gehört und konnte mir deshalb nicht denken, weshalb die Fremde zu mir gekommen war. Ich band eine Krawatte um und ging zu ihr in das Zimmer hinüber. Sie saß im Sessel am Fenster und hielt ihre Handschuhe und ihre graue Handtasche in der Hand. Ich war durch ihre Erscheinung etwas befangen und blieb wortlos im Zimmer stehen. Sie merkte es und erhob sich mit einem liebenswürdigen Lächeln.

„Ich komme, um Ihnen zu danken", brach sie danach das Schweigen.

Ich blickte sie zunächst erstaunt an. „Darf ich fragen, wofür?" wandte ich mich dann an sie.

„Na, für den Smaragd!" entgegnete sie.

Ich weiß nicht mehr, was ich darauf antwortete, jedenfalls bat ich sie, doch wieder Platz zu nehmen und etwas abzuwarten. Während mir uns dann angeregt sahen und sie einiges von dem Smarand erzählte, der ein Andenken an ihre Mutter war, hatte ich das Gefühl, daß sie immer mehr ihre anfängliche Scheu verlor und sich irgendwie bei mir geborgen fühlte. Sie trank eine Tasse Tee und rauchte eine Zigarette und dabei sah sie mich mit ihren schönen dunklen Augen, über denen ein leichter zarter Schleier lag, häufig wie unter einem inneren Zwang an."

Chagall nahm einen Ring vom Finger und reichte ihn mir hin. Es war ein goldener Ring mit einem Smaragd.

„Sehen Sie", sagte er danach, „eigentlich wollte mir Annabella an jenem Nachmittag nur diesen Ring geben. Aber es wurde Nacht und sie war immer noch da. Wir hatten uns mit jeder Stunde mehr zu sagen. Sie wurde später meine Frau, und Sie werden sie bei der Ankunft des Schiffes kennen lernen."

## Der Tintenfisch mit dem Lösegeld

Aus Japan kommt eine Geschichte, die man wohl als Anglerlatein bezeichnen könnte, wenn die Polizei in Kowe sich nicht für ihre Wahrheit verbürgen würde. Als Fischer aus Kowe einen großen Tintenfisch an ihren Angelhaken emporzogen, streckte sich einer der Arme des Tieres ihnen mit einer Handvoll japanischer Banknoten entgegen. Der Wert der Zehnyen-Noten beträgt nach deutschem Geld ungefähr 70 Mark. Die Fischer nahmen das Lösegeld des Tintenfisches entgegen und ließen das Tier wieder ins Meer fallen.

# Dies nebenb

Als Miß Molly Morison vor einigen chen an der Küste von Moray Firth s ren ging, dachte sie gewiß nicht daran, just an diesem Nachmittag ihr zukünft Bräutigam aus den Wolken her schweben würde. Leutnant D Balden, Fliegeroffizier Seiner Majestät, das Mißgeschick, daß seine Maschine lich in Flammen aufging. Während d obachter in dem brennend abstürz Flugzeug ums Leben kam, vermochte B noch rechtzeitig mit dem Fallschirm springen. Erst in letzter Sekunde r tete sich der Schirm, und der Anpral dem der Pilot etwa 300 Meter von der entfernt im Wasser landete, war so h daß er das Bewußtsein verlor. Molly den treibenden Fallschirm beobachtete, ledigte sich kurz entschlossen ihrer K und schwamm hinaus, um den Abgest zu retten. Tatsächlich gelang es ihr ohnmächtigen Offizier ans Land zu bri und seinen sofortigen Transport in das spital von Cromarty durch die mittler herbeigeeilten Landarbeiter anzuordnen. am selben Abend besuchte sie ihren S ling, der nicht unbeträchtliche Verletz erlitten hatte. Sie pflegte Leutnant B mit rührender Sorgfalt, denn sie hatte auf den ersten Blick in den jungen P verliebt. Nun hat vor wenigen Tagen Molly den Mann, der vom Himmel fiel dem sie das Leben gerettet hat, geheira

*

In Monticelli an der Küste von New sey erregt es seit einigen Monaten u sames Aufsehen, daß nicht nur der Ste sondern auch die Hauptstraßen der Stadt jungen Mädchen und Frauen bevölkert den, die lediglich mit einem Brusttuch reichlich kurzen Höschen bekleidet Nicht nur die Geistlichkeit nahm an d spärlichen Tracht Anstoß, und man ers wiederholt Bürgermeister de Hoyos, ein sprechendes Verbot zu erlassen. Stadtoberhaupt wollte sich nicht durch allgemeines Verbot von Shorts lächer machen. Aber er fand einen Ausweg, dem er allenthalben am Strand und in Straßen Monticellis Plakate anbringen mit der Aufschrift: „Hiermit wird verkün daß nur Müttern und Frauen reife Alters gestattet ist, Shorts zu tragen. übrigen weiblichen Personen müssen Röcken bekleidet sein." Lachend versic der Bürgermeister, daß seit diesem T niemand mehr in kurzen Höschen in M celli spazieren geht. Denn welche F wollte durch das Tragen von Shorts ben, daß sie bereits zu den „älteren S stern" gehört!

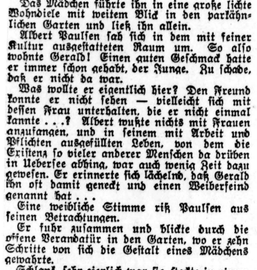
*

Reiche Amerikaner müssen sich in P vorsehen, wenn sie nicht der kleinen A von Gaunern in die Hände fallen wollen. ständig auf der Suche nach Opfern Auch der Millionär Melvin Sigafoose, von Mexiko aus einen Europa-Bummel a treten hatte, machte in Paris schlechte fahrungen. Ein englisch sprechender M machte sich an ihn heran und verkaufte 350 Dollar einen Anteil an fünf Diam ten, die angeblich aus dem Schatz e russischen Großfürsten stammten. Zu entdeckte Herr Sigafoose, daß die Diam nur aus Glas bestanden. Der Betrüger längst über alle Berge, und die Pariser lizei zuckte bedauernd die Achseln. Man hinter diesem Schwindler schon lange erklärte man, der mit seinem Diamanten wohlhabende Fremde prellte. Aber es stehe wenig Hoffnung, seiner habhaft werden. Mit diesem Bescheid zog der M kaner wieder ab, aber er stammte nicht sonst aus dem Land, in dem der Grund gilt: „Hilf dir selbst!" Zufällig entdeckt nämlich, als er einen Tag später über Boulevard spazieren ging, den Gauner ihn hereingelegt hatte, wieder. Und zeigte er sich als echter Sohn seines ra Vaterlandes. Anstatt einen Polizisten zu fen, erledigte er alles selbst. Er schlug überraschten Schwindler, einen Perser mens Wagram Kachiami, mit einem w gezielten Schlag k. o., lud ihn sich inm des Großstadtverkehrs über die Schulter lieferte ihn persönlich auf der Polizeidi tion ab. Man hatte Mühe, den Betr wieder ins Leben zurückzurufen.

*

Das hat sich der Fleischergeselle Orb kes auch nicht träumen lassen, daß er einmal Angestellter desselben Gefängn werden würde, in das er kürzlich als S ling eingeliefert wurde. Er hatte sich weinseliger Stimmung in der nordamer nischen Stadt Falls City mit einigen Ti kumpanen in Händel eingelassen, die sch lich in Handgreiflichkeiten ausarteten. schlug solange zu, bis seine Gegner k unfähig und die Polizisten zur Festst seiner Personalien geschritten waren. gebnis: Acht Tage Haft. Im Gefän wurde er der Gärtnerei zugeteilt, wo er mit der Pflege der Blumenbeete und R zu beschäftigen hatte. Dabei zeigte er so anstellig und geschickt, daß das W wollen des Gefängnisdirektors, der ein Bier Blumenfreund war, auf ihn fiel. Al dem Sträfling schließlich gelang, eine Gießkanne zu konstruieren, die das Be sern der Blüten in besonders guter W zuläßt, gewann er vollends die Sympath des Vorstehers. Und am Tag der Ent sung machte dieser treffliche Beamte Häftling den Vorschlag, er solle sich stellvertretender Verwalter des Gefän gebäudes weiterhin um die Blumen- Rasenpflege kümmern. Orb Dykes hat gesagt.

J-



„Hilf mir! Du kennst dich in Diamanten aus. Wen von beiden soll ich heiraten?" (Weekly.)

**Riesenmodellbauten für das Deutsche Stadion in Nürnberg**

Im romantischen Hirschbachtal bei Oberklausen in Oberfranken sind Teilmodelle des Deutschen Stadions in Nürnberg aufgebaut, die zum ersten Mal die riesigen Ausmaße dieser gewaltigen Sportanlage zeigen, deren Bau beim Parteitag 1937 verkündet wurde. Wir sehen hier zwei verschiedene Versuche einer Lösung des Tribünenprofils. Links: Oberste Sitzreihe 76,65 Meter, rechts: 70 Meter über dem Spielfeld. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

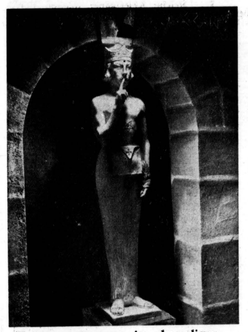
## Der Führer in Nürnberg

Bild links:
**Der Führer auf der Fahrt durch die Stadt**
(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

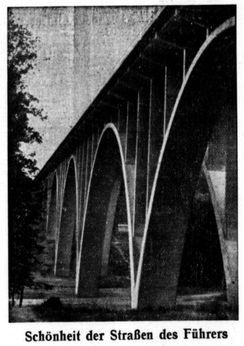
Bild rechts:
**Auf dem Balkon des Hotels „Deutscher Hof" stehend,**
wird der Führer von der Menschenmenge begrüßt.
(Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Bild unten rechts:
**Der Empfang im Nürnberger Rathaus**
Von links: Stabschef Lutze, der Führer, Rudolf Heß und Gauleiter Streicher
(Presse-Hoffmann, Zander-M.)

**„Das ganze Deutschland soll es sein"**
In diesem Zeichen stand der große Festzug, mit dem die 6. Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart ihren Abschluß fand. — Einer der Festwagen des Gaues Wien. (Presse-Bildz., Z.-M.-K.)



**Freimaurermuseum im ehemaligen Logenhaus in Nürnberg**
Im ehemaligen Logenhaus zu Nürnberg ist eine Ausstellung über die Freimaurerei zu sehen, die dieser internationalen Organisation ihren Nimbus nimmt. — Die Figur des Schweigens im Tempel der Andreas-Maurerei. (Scherl-Bilderd.)



**Schönheit der Straßen des Führers**
Dieses Bild von der Rohrbachbrücke der Reichsautobahn bei Stuttgart, die mit 37 Meter Höhe und 365 Meter Länge auch eines der größten Bauwerke der Reichsautobahn darstellt, gibt einen Begriff von der technischen Schönheit der Straßen und Bauten des Führers. (Presse-Hoffm., Zander-Multiplex-K.)

**Französische Tanks im Manöver**
Die schnellen französischen „As de Pic"-Tanks bei den großen Armeemanövern bei Besancon in Ostfrankreich (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

**Italiens Kampf gegen die Juden tritt in ein neues Stadium**
Während die italienische Regierung Maßnahmen gegen die ausländischen Juden in Italien beschlossen hat, greift die italienische Presse verstärkt in den Kampf gegen die Juden ein. Der „Corriere della Sera" veröffentlicht augenblicklich Auszüge aus dem Buch „Spanische Arena" von William Foss und Cecil Gerahti, das auf Betreiben jüdischer Kreise in England zurückgezogen werden mußte. Unser Bild zeigt die erste Veröffentlichung des Blattes unter dem Titel: „Die Hydra mit den vielen Köpfen: die Juden!" Die Unterschrift des Bildes in der Mitte weist darauf hin, daß die Demonstranten eines Kommunistenumzuges in London offensichtlich Juden sind. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

„O Nürnberg, du viel edler Fleck! Deinesgleichen wird nicht gefunden, nein!" So rief Hans Rosenplüt begeistert aus.

Bereits Ende des 14. Jahrhunderts wurde Nürnberg auf 10 000 Einwohner geschätzt; es stand damit auf der gleichen Stufe wie Frankfurt und Hamburg. Die erste systematische Zählung, es war die erste dieser Art in Deutschland überhaupt, fand 1449—1450 statt; sie ergab eine Verdoppelung der Bürgerzahl und ließ Dresden mit seinen 5000 Einwohnern weit hinter sich. Am eindringlichsten geht wohl die frühe Bedeutung Nürnbergs daraus hervor, daß der Krönungsschmuck der deutschen Kaiser schon 1424 in die Obhut seiner Ratsherren gegeben wurde, in der er bis 1796 verblieb. Da die Krönungsstadt Frankfurt war, wurden die Reichskleinodien bei jeder Krönung mit feierlichem Geleit von Nürnberg dorthin und wieder zurückgebracht. Bei diesen Anlässen ergaben sich natürlich mannigfache Formstreitigkeiten.

Eine für damalige Gepflogenheiten ungewöhnlich großzügige Handelspolitik sicherte den Nürnberger Erzeugnissen vielfach Zollfreiheiten und ein durchaus modern anmutendes System gegenseitiger Meistbegünstigung. So finden wir in jenen Tagen Nürnberger Kaufleute in Venedig und Genua, in Valencia und Barcelona. Sehr bald wurde Nürnberg als „das weitberühmte und löbliche Gewerbshaus Deutschlands" bezeichnet: hier war schon im 14. Jahrhundert das Drahtziehen erfunden worden, hier arbeiteten so vielseitige und erfindungsreiche Bastler wie Hans Hautsch, Peter Henlein und Hans Lobsinger. Ueberhaupt hat sich der Erfindungsgeist des deutschen Handwerks nirgends so glänzend bewährt wie in Nürnberg. Die Herstellung von Taschenuhren, Kunstschlössern, Meßinstrumenten und spielerischen Kleinkunst erlebte in den Händen Nürnberger Meister schon im 16. Jahrhundert überraschende Vollendung.

Es kann daher nicht überraschen, daß die Innungen an den öffentlichen Lustbarkeiten der lustenfreudigen Stadt stark beteiligt waren. Die Plattner hatten ihr Turnier, die Messerer ihren Schwerttanz und die Metzger ihren Maskenzug, das Schembartlaufen. Zu den nicht minder beliebten Schützenfesten und die Stadtobrigkeit felder ein und stiftete wertvolle Preise. So fanden sich 1458 auf dem Tisch der Sieger kostbare Becher, Halsbänder, Schalen und Ringe. Die Gesellschaft der Nürnberger Büchsenschützen legte im 16. Jahrhundert eine Bildnisreihe ihrer hervorragenden Schützen an.

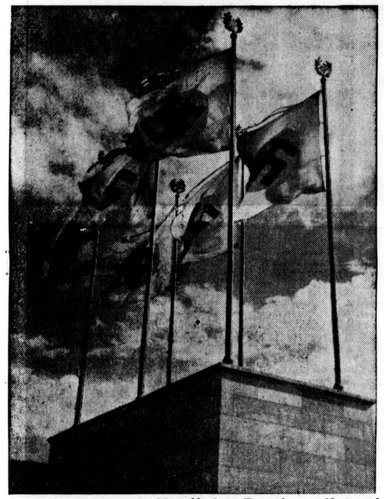
Um beträchtige Bürger vor den mitunter ganz willkürlich hohen Zinslasten zu schützen, wurde 1490 ein städtisches Leihhaus gegründet, das Darlehen auch ohne Zinsleistung gab. Ebenso war man zeitig um die Stadtarmen bemüht. Es entstanden große Stiftungen, eine der frühesten war das von Konrad Mendel 1388 erbaute Brüderhaus, dessen berühmtes Porträtbuch von 1444 uns wertvolle Einblicke in die bürgerliche Welt Alt-Nürnbergs vermittelt. Nicht minder groß war die Sorge um eine hinreichende Gesundheitspflege. So mußte 1553 ein junger Arzt von den Ratsherren den Bescheid hinnehmen, er möge sich erst in kleineren Städten die genügende Erfahrung sammeln. Früh wurde auch eine Apothekerordnung geschaffen und eine Kontrolle der Lebensmittel durchgeführt. Den Schönen Brunnen speiste man mit Grundwasser aus dem Reichswald und leitete das gesunde Wasser durch Pumpwerke in die anderen Stadtteile. Nürnbergs Feuerordnung, die uns Tuchers Baumeisterbuch von 1449 schildert, geht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Die Stadt wurde daher fast ganz von jenen schrecklichen Bränden verschont, die andere Orte damals mitunter ganz in Asche legten.

Im Schulunterricht setzten bereits 1485 Reformbestrebungen ein. Schon zu jener Zeit besaß Nürnberg vier lateinische Stadtschulen, von denen die zu St. Aegidien es 1496 auf 230 Schüler brachte, ein erstaunlicher Zuspruch, da man ja eine allgemeine Schulpflicht nicht kannte. Einer solchen Förderung allgemeiner Bildung entsprach das hohe wissenschaftliche Interesse in den Nürnberger Patrizierkreisen. Bereits vor Erfindung der Buchdruckerkunst gab es in vielen vornehmen Bürgerhäusern ansehnliche Büchereien. So hinterließ der Jurist Künhofer 151 Bände — eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, daß zu gleicher Zeit die Heidelberger Universität insgesamt nur über knapp 1000 Werke verfügte. Die Wende des 15. Jahrhunderts läßt uns mit dem Aufblühen der Geisteswissenschaften eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten in Nürnberg finden: die Humanisten Celtes und Regiomontanus, Maximilians Ratgeber Willibald Pirckheimer, den Stadtarzt Schedel, der mit seiner „Weltchronik" ein Dokument umfassender Gelehrsamkeit geschaffen hat, und Hans Sachs, das Urbild des bildungsbeflissenen Bürgers zur Zeit der deutschen Reformation, dessen Schwänke und Spiele uns noch heute mit ihrer drastischen Lehrhaftigkeit ergötzen.

Die Kunst des Nürnberger Kulturkreises steigerte sich in Dürer zur Weltgeltung. Zwar begegnen wir auch bei ihm jener für Nürnberg besonders kennzeichnenden Art des Strebens nach Ausdruck und Schärfe der Formen, wie sie uns schon bei den Nürnberger Altmeistern Pleydenwurff und Wohlgemut auffällt. Aber bei Dürer wuchs das malerische Bekenntnis zum ersten Male in der deutschen Kunstgeschichte zu einem solchen Maß von seelischer Kraft und menschlicher Würde, daß die in religiöser Andachtskunst befangene Konvention daran zerbrach und dem bildenden Künstler den Weg zur Wirklichkeit seiner bürgerlichen Umwelt freigeben mußte. Von diesem Geist befruchtet, erlebte der Nürnberger Holzschnitt und Kupferstich nicht minder seine Blüte, wie die Plastik des Veit Stoß und Adam Krafft oder der Erzguß Peter Vischers und die Glasmalerei Veit Hirschvogels, sowie die Fülle der Kleinmeister, die von Nürnbergs Ruhm ebenso beredt zu künden wissen wie von Deutschlands unvergänglicher Schöpferkraft.

Werner Fuchs-Hartmann

Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage, im Mittelalter


Stolz wehen die Fahnen Großdeutschlands an Tausenden von Masten auf dem unabsehbaren Gelände des Reichsparteitages

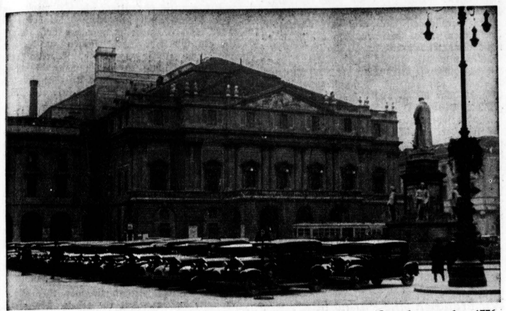
Die Türme der alten Burg Nürnberg, Zeugen großer Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands
(Nach Holzschnitten von Ragimund Reimesch (2)

Burg Nürnberg über dem Giebelmeer der Altstadt



# DIE MAILÄNDER SCALA

*Das faschistische Italien hat die berühmteste Oper der Welt*


Der Platz vor dem Gebäude der Mailänder Scala, des weltberühmten Opernhauses, das 1776 bis 1778 auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia gebaut wurde. (Photo: Carolus.)

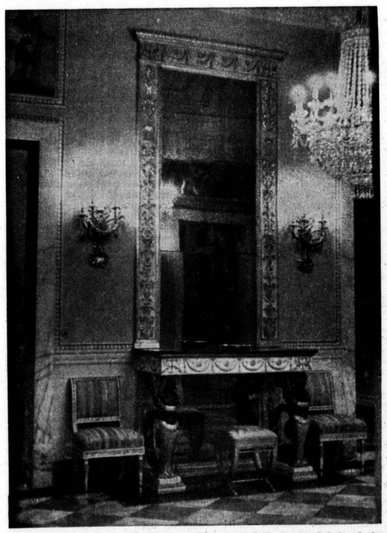
Probe im Uebungssaal der berühmten Mailänder Ballettschule.

Der Zuschauerraum mit der Königsloge und den sechs Rängen im Stil des 18. Jahrhunderts.

Wer eben noch die Raumgröße des Domplatzes in Mailand mit den hochragenden weißen Pilastern der Marmorkathedrale bewunderte und dann durch die menschenerfüllte, riesenhafte Galleria Vittoria d'Emanuele, in der Stadt Mailand in den Abendstunden flaniert — sich mühsam hindurchgewunden hat, der gelangt schließlich auf einen mäßig großen Platz, auf dem rund um das Denkmal Leonardo da Vincis (von Pietro Magni 1872 geschaffen) viele Autos parken. Im Dämmer der neunten Abendstunde leuchten die Fenster eines großen Bauwerks im neuklassischen Stil: es ist das Scala-Theater, die berühmteste Opernbühne Europas.

Auf diesem Platze, wo einst die alte Kirche und das Kloster Santa Maria alla Scala stand, ließ die Kaiserin Maria Theresia durch ihren Architekten Piermarini im Jahre 1776 ein Theater erbauen, das mit der Oper „Europa riconosciuta" von Antonio Salieri am 3. August 1778 eröffnet wurde, also vor gut 150 Jahren. Man ahnt es kaum, wenn man vor diesem Gebäude steht, welche Ausmaße es schon in der Anlage hat. Der Zuschauerraum, der in ursprünglicher Größe und Stil vollkommen erhalten ist, faßt ca. 3000 Zuschauer. Die Erweiterungsbauten, von Albertini im Jahre 1930/31 hergestellt, vergrößerten das Bühnenhaus und statteten diese Doppelbühne mit den modernsten technischen Mitteln aus, mit versenkbarer Bühne, Rundhorizont und einer Beleuchtungsanlage, die alle Phantasiebedürfnisse des Publikums befriedigt. Auf dieser Scala-Bühne ist alles, was an Werken Namen hat in der europäischen Komponistenwelt, zur Aufführung gekommen. Mit traditioneller Großzügigkeit gelangen hier alle ausländischen Komponisten mit ihren Musikdramen zu Gehör. Die Scala ist ein Brennpunkt nicht nur der italienischen Opernkunst, sondern auch der ganzen Welt, ein Haus, das unter der Leitung des verdienstvollen Gavazzeni Maestro de Sabata fest, in dem ein Mozziato, Faccio, Ferrari, Toscanini das berühmte 100-Mann-Orchester der Scala dirigierten. — ein Raum, der erfüllt war von den göttlichen Stimmen eines Frenci, Gelletti, Stabile, Caruso, ein Raum, der heute widerklingt von den Tönen eines Pertile, Gigli, einer Besanconi, Caronio, einer Rasa und Callas —, wer zählt die Größen — die Scala war und ist ein Kunsttempel, der vom ersten Solisten bis zum letzten Chorsänger eine Kultur dokumentiert, die eine einzigartige Harmonie verkörpert, Plastik im Bühnenbild, Vollendung im Stimmaterial der Sänger und in der Musikauffassung der Dirigenten, Vollkommenheit in der Tanzkunst des Balletts verdienen den Ruhm, den sie haben. Sogar das kleinste Ballettmädel wird eine große Künstlerin, die aus einer achtjährigen Schulzeit des Ballo della Scala hervorgeht. Auch auf diese Kultivierung der charmanten Kunst des Tanzes haben die verantwortlichen Direktoren der Mailänder Scala ihre Pflege und Sorgsamkeit gerichtet. Stil und Ausdruck der Tanzbewegung hatte in Mailand schon seit dem 17. Jahrhundert eine erste Pflegestätte. Tanzmeister und Choreographen von Weltruf wie Noverra, Ertelli, Ricci kultivierten den pantomimischen Tanz im Rahmen des Scala-Theaters. Seit dem Gründungsjahr 1813 hat das Scala-Ballett nur Tänzerinnen größten Formats hervorgebracht. Man denke an Carolli Mauri, Taglioni, Fanny Elsler, Attilia Radice, Vali, deren Schönheit und Kunst den Ruhm des Mailänder Balletts über die Welt trugen. Und heute ist die erste Ballettmeisterin und Lehrerin Citerina Mazziechelli, die ihre Schülerinnen in strengster Disziplin durch acht Lehrjahre zum erfolgreichen „Passo d'addio", zum Abschiedstanz und damit zur Weihe und Reife ins Reich der vollendeten Terpsichore bringt.

So wie mit der Einweihung der Scala im Jahre 1778 im Zeitalter der Dekadenz der übrigen Kunstarten Italiens, eine neue Epoche die Zeit der italienischen Musik und des typisch italienischen Musikdramas heraufdämmerte, so steht diese Bühne erst recht heute noch vielen, auch schweren finanziellen Schicksalen, gesichert im Schutze des faschistischen Italiens.


Spiegelwand im Foyer der Scala, noch ganz im Stile des 18. Jahrhunderts.

In malerischen eleganten Kostümen erwarten die Platzanweiser, Logenschließer und Portiers die Opernbesucher im Vestibül des berühmten Teatro alla Scala. (Photos Carolus.) →

# Ich war der „ROTE TEUFEL"

**Mit 100 km an der senkrechten Wand**

**Dem Todesfahrer T. L. nacherzählt von Max Lippold**

„Warum bist du dann mit mir ausgegangen, Thea?" fragte ich. „Warum hast du mir nicht gesagt, daß ihr zusammengehört? Dann wäre diese Küsserei nicht vorgekommen."

„Bin ich etwa seine Frau?" antwortete Thea. „Ich mache, was mir beliebt. Und übrigens hat er nicht den geringsten Grund gehabt, mir vor deinen Augen eine Szene zu machen. Ich dachte gar nicht daran, ihm untreu zu werden. Aber jetzt tue ich es! Das kannst du ihm sagen!"

„Du zerstörst unsere Kameradschaft, Thea, bedenke das!"

„Ich nicht, aber er!" sagte sie empört. „Er soll mich nur einmal anrühren!"

Unter diesen Umständen hielt ich es für angebracht, mich sofort von Thea zu verabschieden. Ich stand auf, zahlte und sagte, sie sollte zu Jack gehen und sich mit ihm aussprechen.

„Ich komme mit dir", antwortete sie und hängte sich an meinen Arm.

„Dann gehen wir beide und sagen ihm, wie es sich mit dem Kuß verhielt. Nichts liegt mir ferner, als euer Glück zu zerstören."

„Er soll sich erst bei mir entschuldigen."

„Das wird er nicht tun."

„Dann eben nicht", sagte sie trotzig.

Das gefiel mir nicht an dem Mädchen, und ich beschloß, selbst mit Jack zu sprechen.

### Aussprache unter Kameraden

Ich sah noch Licht in Jacks Zimmer und klopfte an. Seit er kränklich war, hatte ich jeden Abend noch eine Weile bei ihm geplaudert, wenn ich von der Arbeit kam.

Ich hörte seine Stimme und trat ein. Er lag im Bett, ein Wolltuch um den Hals geschlungen, und las in einem Roman.

„Guten Abend, Jack", sagte ich. „Wie geht's?"

„Ich bin wieder gesund", antwortete er wider Erwarten freundlich. „Sage dem Chef, daß ich morgen nachmittag fahren werde."

„Du solltest lieber noch ein paar Tage pausieren, Jack. Vergiß nicht, daß der Rückfall einer Grippe den Tod bedeuten kann. Uebrigens muß ich dir gestehen, weil du mir dein Verhältnis zu Thea verschwiegen hast. Es wäre nicht zu einem Kuß zwischen uns gekommen, wenn ich es gewußt hätte."

„Das Mädchen ist für mich erledigt, Lorenz", sagte er. „Auch du wirst nicht lange Freude an ihr haben. Meinetwegen versuch es."

„Du bist mir nicht böse?"

„Unsinn! Nur, daß du mich übertrumpft hast, will mir nicht recht in den Kopf. Uebrigens bin ich von deinem Können nicht so überrascht wie der Chef, denn ich wußte schon längst, eigentlich vom ersten Tag an, was in dir steckt. Ich hätte dir schon längst sagen können, daß du der geborene Steilwandfahrer bist."

„So. Ich danke dir!"

„Sieh, Lorenz, ich bin ein gewissenhafter Mensch, wie du weißt. Und ich meine, wenn jemand etwas besser macht als ich, kann ich ihn nur loben, niemals aber ihm böse sein. Du verstehst mich?"

Ich freue mich, daß er trotz dieses kleinen Zwischenfalles noch immer mein guter Kamerad war, und unterhielten mit diesem Tag ging ich zu Bett. Es war schon lange nach Mitternacht.

### Was hat Jack gegen mich vor?

Am nächsten Tag kam ich etwas zu spät zur Vorstellung, da ich bis zum Mittag geschlafen hatte. Um zwei Uhr sollte sie beginnen, und alles wartete mit größter Ungeduld auf mich. Wieder herrschte der gleiche Andrang der Zuschauer.

Als ich hastig zum Umkleiden schritt und im Vorübergehen einen Blick in die Bahn warf, sah ich Jack an meiner Maschine knien. Er war also doch wieder so weit hergestellt, daß er fahren konnte. War meine Maschine denn nicht in Ordnung? Ich wußte nicht, daß etwas an ihr fehlte. Der gewissenhafte Jack überprüfte sie wohl nur noch einmal.

Während ich mich umkleidete, kam Thea hereingestürzt. „Du", flüsterte sie, „Jack hantiert an deiner Maschine. Er ist ungeheuer böse auf uns, und ich fürchte . . ."

„Jack böse? Du irrst, Thea."

Ich traute meinen Augen nicht: Das Mädchen begann zu weinen. „Fahre nicht", schluchzte sie, „bevor du nicht deine Maschine selbst vollständig durchgesehen hast. Ich bitte dich."

„Ist, aber . . ."

„Höre auf mich, ich flehe dich an! Es gibt ein Unglück. Jack hat etwas gegen dich vor! Ich habe in dieser Nacht etwas Schreckliches geträumt."

Ich sah sie fassungslos an. War sie denn verrückt? Jack sollte ein Attentat gegen mich vorbereiten? Welch eine Verdächtigung!

„Er hat an deiner Kette gearbeitet, ich sah es", sagte Thea. „Ich gehe zum Chef und sage ihm, daß du erst in einer Stunde startest, gelt?"

„Das wirst du nicht tun. Ausgeschlossen. Ueberhaupt, ich habe volles Vertrauen zu Jack, er ist mein bester Kamerad, und ich dulde solche Verdächtigungen nicht! Schluß jetzt! Ich fahre!"

„Nein, ich sah es nicht zu!" schrie sie und stampfte mit dem Fuß. „Ich sage es dem Chef, augenblicklich, sofort! Jack will dich umbringen."

### Ein häßlicher Verdacht

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Jack trat ein. Er hatte wohl unser Gespräch belauscht. So zornig wie jetzt hatte ich ihn noch nie gesehen. „Ich werde dafür sorgen, daß du entlassen wirst, heute noch!" sagte er zu ihr mit einer Stimme, die vor Wut zitterte.

Dann wandte er sich um und rief im Hinausgehen: „Anfangen, Lorenz!"

Ich ging in die Bahn. Thea folgte mit verweintem Gesicht. Als ich mich über meine Maschine beugte, hörte ich Jack fagen, daß alles in Ordnung wäre. Ich solle zuerst starten.

Ich richtete mich auf und sah einen Augenblick in sein zorniges Gesicht. Seine Hände zitterten. „Ich habe ihre Verdächtigung gehört!" knirschte er. „Ich halte es hier nicht mehr aus!"

Ich muß gestehen, daß ich nahe daran war, auf Thea zu hören, als ich ihn so aufgeregt stehen sah. Sollte er gestern nur deshalb so freundlich gewesen sein, um sich nicht zu verraten? Wenn er wirklich etwas im Schilde führte, müßte es sich jetzt feststellen lassen. Nach dem Unglück konnte ihm kein Mensch etwas nachweisen.

Ich begann, die Ketten zu prüfen. Die Vorstellung verzögerte sich immer mehr, und schon hörte ich draußen die Stimme des Chefs.

„Anfangen!" Das Publikum oben wurde ungeduldig.

„Du verdächtigst mich also auch", hörte ich Jack sagen. „Das hätte ich von dir bestimmt nicht erwartet, Lorenz."

„Gib mir die Hand, Jack", sagte ich und gab das zwecklose Suchen an der Maschine auf. „Verzeih mir meine Verdächtigung. Im Grunde habe ich an dieses Geschwätz nicht geglaubt. Aber . . ."

„Fahre jetzt endlich!" antwortete er.

Ein fester, aufrichtiger Händedruck, der mich von einem beklemmenden Gefühl befreite — dann raste ich um die Steilwand. Dieser Händedruck hatte mir die Sicherheit wiedergegeben, und während ich noch fuhr und meine Akrobatik zeigte, schämte ich mich schon vor Jack, dem ich das Schlimmste angetan hatte, was man einem Kameraden antun konnte. Reinwaschung bedeutet die Vorstellung.

Als ich stoppte und Jack mich anfaß, konnte ich nichts anderes, als mich einen Lump nennen. „Schon gut", antwortete er und klopfte mir auf die Schulter.

### Wir brauchen eine Partnerin

Am Abend hörte ich, daß Thea fristlos entlassen war. Ein aufregender Tag fand damit seinen Abschluß.

Als Jack und ich ins Hotel gingen, begann er über Thea zu sprechen. Er hatte sie einige Monate, bevor ich damals in Berlin zu ihm stieß, kennengelernt und sich ihrer aus Mitleid angenommen, da sie sich arbeitslos herumtrieb. Mit unendlicher Geduld war es ihm gelungen, das Mädchen als Mittäterin auszubilden und damit eine gute Existenz für sie zu schaffen.

„Sie besaß damals nichts, als eine ungeheure Angst", sagte Jack. „Ich kleidete sie erst einmal auf meine Kosten ein. Ihre Freude und Dankbarkeit war unbeschreiblich. Ich beschenkte sie, wie ich noch kein Mädchen beschenkt habe. Aber Undank ist nun einmal der Welt Lohn. Sie wurde eine Dame und kaufte sich die teuersten Sachen. In letzter Zeit hatte ich so manchen Streit mit ihr. Aus einem lieben, dankbaren Mädel war ein trotziges eingebildetes Weib geworden. Da ich die Absicht hatte, sie später zu heiraten, verbot ich ihr den Besuch der Nachtlokale. Sie ging trotzdem ihre eigenen Wege. Das übrigens weißt du ja. Niemand kann mit seinen Mitmenschen zusammenarbeiten, wenn die Gemeinschaft vergiftet wird, am allerwenigsten wir Todesfahrer. Deshalb mußte sie fort. Der Chef war außer sich, als ich ihm ihre Verdächtigung erzählte. Es ist das erstemal, daß ich so etwas erlebe und hoffentlich auch das letztemal. Uebrigens kannst du morgen mit dem Mädchen Probefahren."

„Mit was für Mädchen?" fragte ich.

„Der Chef hat ein Inserat aufgegeben."

„Wird sich da jemand melden?"

„Für zwanzig garantiere ich. Du wirst dein blaues Wunder mit den schönen Kindern erleben, denn sie zieht ja nur die hohe Gage. Sie glauben hier reich werden zu können, ohne einen Finger zu rühren. Aber ich rate dir, recht vorsichtig zu fahren, denn die Neulinge klammern oft in ihrer Todesangst. Ich stürzte schon einmal dabei, weil mir ein Mädchen die Arme festhielt."

„Gut, daß du mich darauf aufmerksam machst. Ich hatte ja bisher noch keine Gelegenheit, die Mädchen auf Herz und Nieren zu prüfen. Hoffentlich finde ich morgen Theas Nachfolgerin."

### 29 Bewerberinnen zur Stelle

Am andern Morgen war ich früh auf und begann meine Koffer zu packen. Wir waren heute den letzten Tag in Wien. Auch Thea reiste ab, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Sie wollte nach Berlin zurück und in einem andern Beruf ihr Brot verdienen.

Unter Tränen gestand sie mir ihre Liebe. Ich sollte durchaus mit ihr gehen. Mag sein, daß sie mich wirklich liebte, dennoch wollte ich ihr nicht folgen. So trennten wir uns denn. Ich habe sie nie mehr gesehen.

Am frühen Morgen war ich in der Bahn, wo sich schon mehrere junge Mädchen eingefunden hatten. Einige waren sehr hübsch. Alle aber trugen wohl ihre besten Kleider.

Die Bewerberinnen konnten ja nicht wissen, daß bei uns Auftreten und Aussehen nichts galt. Der äußere Eindruck ist wohl im Leben gewöhnlich mit entscheidend bei einer Bewerbung. Die Mädchen brauchten keine Leistung zu vollbringen, keine besonderen Fähigkeiten zu besitzen, sondern einzig und allein ein wenig Mut und starke Nerven zu haben. Ihre ganze Arbeit bestand nur darin, bei jeder Vorstellung ein paar Runden auf der Maschine zu sitzen. Das, sollte man meinen, müßte jede können. Wir werden sehen, wie viele von den neunundzwanzig Mädchen das fertigbrachten.

(Schluß folgt.)

Xaver Xanten.

# Sachen machen die Leute, Sachen...

**Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:**

Es sind 25 Jahre her, da pflegte ein gewisser Jakob Ackermann in der Schweiz das Mädchen seines Herzens abends auf dem Rad zu besuchen. Er ließ sich den weiten Weg nicht verdrießen, eines Abends aber mußte er zu seinem Schrecken feststellen, daß ein Rabenaas der sein Rad zertrümmert hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als für die Rückfahrt für teueres Geld einen Wagen zu mieten. Vergeblich schwor er dem Bösewicht Rache, der ließ sich nicht finden. Später wanderte Ackermann nach Kalifornien aus, wo er ein Hotel gründete. Kürzlich kehrte ein Schweizer Maler bei ihm ein, und wie begreiflich, tauschten die beiden Männer Erinnerungen aus die Heimat, forschten von ihrer Jugend, ein Wort gab das andere, und schließlich stellte sich heraus, daß der Maler jener Bösewicht war, der das Rad zerstört hatte. Es kommt eben alles an den Tag!

*

In Tapolcza in Ungarn hatte ein Badegast in einem Schwimmbecken ein ungewöhnliches Erlebnis. Er überhörte das Signal, das den Schluß der täglichen Badezeit ankündigte. Der Bademärter glaubte, es sei niemand mehr im Wasser und ließ das Wasser ab. Plötzlich sah er aber, daß noch ein Mann im Wasser war, der vergeblich gegen die Strömung ankämpfte, die ihn infolge des raschen Abfließens des Wassers in das große Abflußrohr hineinzog. Dem Märter war es nicht möglich, den Badegast noch zu erreichen und herauszuziehen, bevor er in der langen Röhre verschwand. Entsetzt rannte der Märter zum Fluß, in den das Rohr 55 Meter tiefer mündet. Glücklicherweise gelang es dort, den fortgespülten Badegast herauszufischen. Er war allerdings ohnmächtig und hatte auch schon reichlich Wasser geschluckt, aber die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche hatten vollen Erfolg, so daß der Verunglückte ohne Schaden das Abenteuer überstand. Glück muß der Mensch haben!

*

In England und Amerika hat man in der letzten Zeit die Fettfleckung machen können, daß die Frauenschönheit im Preise steigt. Jedenfalls werden die Schadenersatzansprüche von Frauen, die Beschädigungen erlitten haben, immer höher geschraubt und bewilligt. Nicht nur Filmschauspielerinnen erhalten hohen Schadenersatz, sondern auch gewöhnliche Sterbliche.

Ein typischer Fall dieser Art erregte soeben in England großes Aufsehen. Eine Miß Nicolet Keyne hatte vor kurzem einen Motorrad-Unfall erlitten und sich dabei Schrammen an den Beinen zugezogen. Sie verlangte vor Gericht einen sehr hohen Schadenersatz mit der Begründung, daß sie nicht mehr ihre Beine zeigen könne. Der Richter erkannte die Forderung von 5000 Pfund auch ohne weiteres an. Er begründete das Urteil damit, daß junge Damen heute im Sommer ohne Strümpfe zu gehen pflegen und auch sonst ihre Beine am Badestrand zur Schau tragen.

Vor etwa 20 Jahren wäre ein solches Urteil ein Ding der Unmöglichkeit gewesen! Noch vor vier Jahren wurde einer jungen Dame ein Schadenersatz von nur 50 Pfund in einem ähnlichen Fall zugesprochen, obwohl sie sogar Verführdame im Sommer ohne Strümpfe zu gehen pflegen und auch sonst ihre Beine am Schadenersatz von nur 4000 Dollar im selben Fall zugesprochen, während heute für eine unbedeutende Verletzung an der Stirn eine junge Amerikanerin 10 000 Dollar Schadenersatz zugebilligt bekam. Sollte man's glauben?

*

Da haben sich kürzlich die Angestellten einer großen Bukarester Fabrik für medizinische Instrumente über einen seltsamen Auftrag ihres Chefs beraten, der von der Zollverwaltung einlief: 100 Hörrohre, wie sie die Aerzte zur Lungendiagnose gebrauchen, sollten umgehend an die verschiedenen rumänischen Grenzstationen geliefert werden, ein weiterer Auftrag wurde in Aussicht gestellt. — Ein großes Rätselraten hub an. Waren denn sämtliche Zollbeamte plötzlich schwerhörig geworden oder gar taub? Oder sollten in Zukunft sämtliche auf ihren Gesundheitszustand hin geprüft werden? — Nichts von alledem. Die Hörrohre, deren Anwendung zuerst wohl etwas kurios erschien, haben einen anderen Zweck. Mit ihnen werden versteckte Geldscheine in den Kleidern von gewerbsmäßigen Devisenschmugglern entdeckt! Während man bisher auf Stichproben angewiesen war, — bei der großen Zahl der die Grenze passierenden Reisenden konnte natürlich nicht bei jedem einzelnen eine genaue Leibesvisitation vorgenommen werden — kann man nun mit Hilfe der Hörrohre an dem verräterischen Knistern der Geldscheine beim Bewegen der Kleidung jeden Reisenden, der unerlaubterweise Devisen mit sich über die Grenze nehmen will, herausfinden. Es ist natürlich spaßhaft, zu sehen, wie die Zollbeamten mit ernsthafter Miene die Reisenden untersuchen und dabei die langen Lauschinstrumente an das Ohr drücken. Wie der rumänische Zoll mitteilt, sind mit der „Hörrohr-Methode" allein in den letzten Wochen vierundzwanzig Devisenschmuggler festgestellt worden, die man „belauscht" und bei denen man das verdächtige Knistern festgestellt hatte. Jetzt sollen sämtliche Zollstationen mit den „Lauschern" ausgerüstet werden . . .

*

Die beliebte französische Filmschauspielerin Simone Simon hat ihre Tätigkeit in Hollywood aufgeben müssen und ist nach Frankreich zurückgekehrt. An ihrem Mißerfolg in den USA waren zwei goldene Hausschlüssel schuldig. Von diesen erfuhr die Oeffentlichkeit durch einen Strafantrag, den die Filmdiva gegen ihre Sekretärin wegen Unterschlagung von 11 000 Dollar gestellt hatte. Die Angeklagte gab vor Gericht unumwunden zu, daß sie die 11 000 Dollar in der Abwesenheit ihrer Arbeitgeberin „verbraucht" habe. Sie behauptete aber, sie hätte geglaubt, ein Recht dazu zu besitzen, das Geld für sich zu verwerten, denn sie sei die vertraute Freundin der Diva gewesen und habe als solche allerlei delikate Aufträge auszuführen gehabt. So z. B. mußte sie für 700 Dollar zwei goldene Hausschlüssel zur Villa der Schauspielerin anfertigen lassen und diese beiden Schlüssel zwei Freunden Simone Simons aushändigen. Auch andere Geschenke für andere Männer habe sie besorgen müssen. Die als Zeugin vor Gericht anwesende Künstlerin konnte diese Behauptungen nicht ableugnen und gerief sichtlich in Verlegenheit. Das war ein gefundenes Fressen für die amerikanischen Frauenvereine, die sofort einen Boykott gegen alle Filme inszenierten, in der Simone Simons auftrat. Die Folge davon war, daß die Filmgesellschaft den Vertrag mit der Französin lösen mußte.

Xaver Xanten.



# DAS AUGE Indras

*Kriminal- und Abenteuerroman*

*von Erich Karl*

2. Fortsetzung

Oberinspektor Seifert setzte seine Brille ab und holte tief Atem.

„Jetzt ist es klar, daß Raubmord vorliegt. Was der Mörder erbeutet hat, wird ihm bestimmt zum Verhängnis. Wir können sicherlich auch noch die Nummern der Tausendmarkscheine durch die Bank feststellen lassen. Ich danke Ihnen, meine Damen!"

*

Die Nachmittagszeitungen brachten die Nachricht von dem Mord an dem bekannten Abenteurer und Forschungsreisenden in größter Aufmachung.

„Raubmord im Grunewald!", „Ermordung des bekannten Forschungsreisenden Fehrmann!", „Diamant von ungeheurem Wert gestohlen!", „Raubmord mit Rätseln!", „Raubmord oder Selbstmord durch Hypnose?" So lauteten die Schlagzeilen der Zeitungen.

Vor den Zeitungsgebäuden sammelten sich die Menschenmassen und besprachen das geheimnisvolle Verbrechen. Die rätselhaften Umstände der Tat wurden lebhaft diskutiert. Während die einen jede übersinnliche Einwirkung für unmöglichen Theaterbluff und den unbemittelten Neffen für den Mörder erklärten, berichteten die andern von unheimlichen spiritistischen Geschichten und selbst eigenen Erlebnissen, die diesen Fall noch als einfach und harmlos erscheinen ließen. Ein älterer Herr behauptete allen Ernstes, daß der unbekannte Inder es sicherlich fertiggebracht hätte, den Geldschrank durch die konzentrierte Kraft seines Willens zu entleeren. Wenn man den Inder erst hätte, wäre das ganze Verbrechen restlos geklärt; allerdings wäres es schwierig, den Mann zu verhaften; denn gewiß könne er sich entmaterialisieren, das heißt, vor den Augen seiner Verfolger verschwinden. Viele der Umstehenden hörten verblüfft mit offenem Munde zu, andere lächelten ungläubig.

*

Erna Linholt brachte die kleine Hilde zu Bett. Obwohl es erst 7 Uhr war und die Sonne noch schien, herrschte im Kinderzimmer doch eine angenehme Dämmerung; denn die schweren Vorhänge ließen das Tageslicht nur gedämpft herein.

Eben hatte die zweijährige Hilde in rührender Unbeholfenheit das kindliche Abendgebet nachgeplappert und den blonden Lockenköpfchen auf die seidenen Kissen gelegt, als das Studenmädchen leise die Tür öffnete und vorsichtig flüsterte:

„Fräulein Linholt, Sie werden telefonisch angerufen. Ich glaube, es handelt sich um den ermordeten Herrn Fehrmann."

Ohne irgendeine Hast oder Unruhe zu verraten, drückte Erna Linholt einen sanften Kuß auf die rundlichen Wangen ihres kleinen Schützlings und verließ dann auf den Zehenspitzen das Zimmer.

Am Apparat meldete sich Oberinspektor Seifert.

„Es tut mir leid, daß ich Sie noch einmal stören muß. Ich brauche Sie heute abend ganz dringend als Zeugin. Finden Sie sich, bitte, um 8 Uhr im Polizeipräsidium ein! Kann ich mich auf Sie verlassen? Ja? Danke!"

*

„Wohin fahren wir?" fragte Erna Linholt, als sie kurz nach acht Uhr in der Limousine saß, die ein Kriminalbeamter in Zivil steuerte.

„Zur Philharmonie!" erwiderte Oberinspektor Seifert. Als er ihr verwundertes Gesicht sah, fügte er lächelnd hinzu: „Nicht zu einem Konzert! Heute abend werden wir uns dort einen Experimentalvortrag anhören. Ein Inder wird über die Wunder des Willens sprechen und Vorführungen geben. Er heißt Gopal Nadavena und kommt aus Kathmara, der Hauptstadt Nepals. Merken Sie etwas?"

„Der Tempel, aus dem Herr Fehrmann den Diamanten geholt hatte, liegt in Nepal. Glauben Sie, daß dieser Inder derselbe wäre, der Fehrmann besucht hat? Ist er vielleicht der Mörder?" fragte Erna Linholt fast ängstlich.

„Ich weiß es nicht. Ich habe von der Vorführung erst so spät erfahren, daß ich vorher nicht genauer nachforschen konnte. Hoffentlich haben Sie eine genügend deutliche Erinnerung, daß Sie mit Bestimmtheit sagen können, ob er es ist!"

Als sie den Saal betraten, war der eigentliche Vortrag schon beendet, und die praktischen Vorführungen begannen. Ein Inder war damit beschäftigt, einige Hilfsgeräte heranzubringen, ein Becken, Stahlnadeln, eine Stütze, zuletzt schleppten drei Männer eine schwere eiserne Hantel im Gewicht von mehreren Zentnern.

„Er ist nicht dabei!" flüsterte Erna Linholt, die alles mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte.

Langsam zog er die Nadel wieder heraus, während seine Augen starr auf die Stichwunde gerichtet waren. Kein Tropfen Blut sickerte hervor. Offensichtlich konnte dieser Inder die Blutgefäße seines Armes willkürlich derart zusammenziehen, daß sie einfach kein Blut mehr führten.

Jetzt wandte er den Blick von der Wunde, und langsam tropfte das Blut herab. Nun betupfte er die Austrittsstelle mit einem blutstillenden Mittel.

Ein anderer Inder trat an das Kupferbecken, in dem anscheinend Holzkohlengluht leicht schwelte. Er goß Oel in die Glut, und sogleich züngelten Flammen auf. Ein Stück Papier, das er darüberhielt, entzündete sich sofort.

Nun streckte er den Arm aus und hielt die rechte Hand in die Flammen, ohne eine Miene zu verziehen. Man sah, wie die hellen Flammen die bloße Haut von allen Seiten anleckten. Das Publikum sah erregt zu. Man erwartete gräßliche Brandwunden, den üblen Geruch verbrannten Fleisches und Schmerzensschreie. Aber nichts von allem! Die Hand blieb unverletzt.

Beifall brauste spontan auf. Der Inder verneigte sich gelassen und schritt hinaus, während das Becken mit der Glut fortgetragen wurde. Es folgten mehrere Vorführungen, die das Publikum in Spannung hielten.

Eine schlanke, hohe Gestalt betrat nun die Bühne.

„Das ist er!" erklärte Erna Linholt mit gepreßter Stimme. „Ich erkenne ihn ganz genau!"

„Wir wollen abwarten!" erwiderte Oberinspektor Seifert, der etwas von den übermenschlichen Fähigkeiten des Verdächtigen sehen wollte.

Der Inder überblickte die Menge der Zuschauer und schien zu lächeln.

„Zum Schlusse der Veranstaltung", erklärte er mit seltsam klingender Stimme, „werde ich noch an zwei Beispielen zeigen, wie durch Willensübertragung die Unzulänglichkeit des Körpers überwunden und Leistungen erzielt werden können, die man normalerweise für unmöglich halten wird. Zunächst bitte ich eine Person von besonders zartem und schwachem Körperbau hierher auf das Podium zu kommen." Seine funkelnden Augen blickten in den mäßig erhellten Raum. Unter ihrem Zwange erhob sich ein junges Mädchen mit schmalen Schultern. Den schwachen Händen hätte man bestimmt nicht zugetraut, mehr als einen halben Zentner zu heben. Sie schien auch nur mit innerem Widerstreben zur Bühne zu kommen. Es war ihr offensichtlich peinlich und unangenehm, vor allen Menschen zu erscheinen und in ihren Blickpunkte zu stehen, und doch gehorchte sie.

Auf der Bühne lag die Hantel bereit, eine dicke eiserne Stange, an deren beiden Seiten schwere Eisenscheiben aufgeschraubt waren. Drei Zentner wog sie.

Der Inder gebot mit ruhiger Stimme:

„Heben Sie das Gewicht auf!"

Die schmalen Hände des Mädchens umfaßten unsicher die eiserne Stange der Hantel. Man sah, wie die schwachen Arme sich abmühten; aber die Hantel bob sich nicht um einen Millimeter.

„Spannen Sie nun alle Ihre Kräfte an!" befahl die Stimme des Inders, die nun wie ein unerbittlicher Befehl klang.

Das Mädchen holte tief Atem und riß das schwere Gewicht in einer unerhörten Anstrengung empor, etwa ein Meter über den Boden, hielt das schwere Gewicht eine Weile in dieser Höhe und ließ es dann langsam wieder hinab. Als es etwa noch ein Zentimeter über dem Boden schwebte, ließen die Hände die Eisenstange los, und mit donnerähnlichem Gepolter fiel die Hantel auf die starken Dielen der Bühne. Dröhnender Beifall füllte den Saal. Man wußte nicht, ob der unglaublichen Kraftleistung des schwachen Mädchens oder der wunderbaren Willenskraft des Inders galt.

Während das Mädchen mit hochrotem Kopf wieder dem Hintergrund des Saales zueilte, rief der Inder:

„Ich bitte jetzt eine Person mit schwachen Augen und zitternden Gliedern hierher!"

Sein Blick glitt suchend über die Menge und rubte dann befehlend auf einem älteren Herrn von vielleicht achtzig Jahren. Langsam stand der Greis auf und schritt zur Bühne.

Der Inder ergriff die Pistole und wies auf eine Zielscheibe in der Größe eines Tellers, die in ungefähr fünf Meter Entfernung aufgehängt war.

„Versuchen Sie, die Mitte dieser Scheibe zu treffen", sagte er mit beinahe verbindlicher Stimme.

Der Greis nahm die Pistole. Seine zitternden Hände vermochten sie kaum zu halten. Seine blinzelnden Augen bemühten sich vergeblich, das Ziel zu erkennen. Mehrmals setzte er wieder ab; schließlich drückte er los.

Der Inder nahm die Pistole, lud sie noch einmal und gab sie wieder dem Greise. Dann ging er zurück und trat dicht vor die Zielscheibe, die der erste Schuß verfehlt hatte.

„Zielen Sie jetzt auf die schimmernde Perle in der Spitze meines Turbans!" gebot er nun mit einer Stimme, die in die Seele zu dringen schien und unbedingten Einsatz aller Kräfte verlangte.

Der Greis, dessen Hand eben noch gezittert hatte, hob die Pistole ruhig und kraftvoll. Starr zielte er mit klarem Blick. Gleich darauf drückte er ab.

Die Kugel riß die Perle aus der Spitze des Turbans.

Das Publikum hatte in Angst und Spannung den Atem angehalten. Jetzt kannte der Beifall keine Grenzen.

Inmitten des Lärms gab Oberinspektor Seifert einem Herrn hinter ihm einen kurzen Blick. Es war Kriminalinspektor Brandis, der sich unauffällig erhob und einen Seitenausgang zustrebte.

Der Inder sprach noch einige Schlußworte. Das Publikum dankte erneut durch lauten Beifall, dann eilten alle hinaus zu den Garderoben.

Erna Linholt und Oberinspektor Seifert betraten kurz darauf den Raum, der bei Konzerten für den Aufenthalt des Dirigenten vorgesehen war.

Auf einem Stuhl saß ruhig der Inder, zu beiden Seiten stand je ein Kriminalbeamter.

„Ich muß Ihnen meine unbedingte Anerkennung für Ihre außerordentlichen Leistungen aussprechen!" erklärte Seifert. „Ich bin zur Zeit des Mordes, also zwischen 12 Uhr nachts und 3 Uhr morgens, aufgehalten haben?" fragte er dann.

„Jawohl!" lautete die ruhige und sichere Antwort des Inders. „Ich kann ein vollkommenes Alibi nachweisen. Ich war gestern abend Gast des Universitätsprofessors Dr. Sprengel. Um 9 Uhr betrat ich seine Wohnung. Da wir uns über einige philosophische und psychologische Fragen äußerst

„Sie erinnern sich vielleicht dieser jungen Dame", fuhr Seifert fort, in dem er Erna Linholt vorstellte, „die sehr überrascht war, in diesem großartigen Zauberkünstler den geheimnisvollen Gast wiederzuerkennen, der vor reichlich vierzehn Tagen Herrn Fehrmann einen so eindrucksvollen Besuch gemacht hat."

Der Inder nickte zustimmend, ohne etwas zu sagen.

„Herr Fehrmann ist vergangene Nacht ermordet worden!" erklärte Seifert weiter. „Alle Umstände dieses Mordes sind so unfaßbar und rätselhaft, unfaßbar wie Ihre wunderbaren Leistungen, daß ich glaube, Sie werden uns die Lösung des Rätsels geben können!"

Der Inder stand langsam und ruhig auf. „Ich habe Herrn Fehrmann besucht", erklärte er mit eintöniger Stimme. „Ich habe ihm die Rache unseres Gottes angedroht, falls er das Heiligtum Indras gegen angemessene Vergütung nicht auslieferen wolle. Er hat es nicht ausgeliefert, Indra, der Wahrer des Rechtes, der Richter allen Frevels, ist gerächt!"

„Kurz gesagt", erklärte Oberinspektor Seifert, „Sie geben zu, den Forschungsreisenden Helmut Fehrmann in der vergangenen Nacht in seiner Wohnung ermordet und aus seinem Geldschrank verschiedene Gegenstände, darunter einen großen Diamanten von außerordentlichem Wert, entwendet zu haben!"

„Keineswegs!" erwiderte der Inder. „Ich habe gesagt, der Frevel wäre gerächt worden. Ich morde und raube nicht! Wenn Indra die Entweihung seines Heiligtums bestraft, so sucht er sich sein Werkzeug. Ich war dieses Werkzeug nicht. Der Diamant, das Auge Indras, ist nun wohl in die Hände eines Raubmörders gefallen. Indra wird auch diese Tat rächen. Ich bin der Abgesandte des Tempels und habe den Auftrag, den Stein zurückzubringen. Ich werde hier nur warten, bis der Diamant in meine Hände gegeben wird."

Oberinspektor Seifert überlegte, während er mechanisch die Gläser seiner Brille putzte.

„Können Sie genau angeben, wo Sie sich zur Zeit des Mordes, also zwischen 12 Uhr nachts und 3 Uhr morgens, aufgehalten haben?" fragte er dann.

„Jawohl!" lautete die ruhige und sichere Antwort des Inders. „Ich kann ein vollkommenes Alibi nachweisen. Ich war gestern abend Gast des Universitätsprofessors Dr. Sprengel. Um 9 Uhr betrat ich seine Wohnung. Da wir uns über einige philosophische und psychologische Fragen äußerst

# Das ewige Brautpaar

**Alte Liebe rostet nicht — Zwei Herzen finden sich nach 60 Jahren**

In Pilling, einem Dörfchen des niederbayerischen Gäubodens, gibt es jetzt viel zu tuscheln. Zuerst hat man es ja als Scherz oder dummes Gerücht betrachtet, aber dann stand es ja schwarz auf weiß in der Zeitung, daß die älteste Einwohnerin des Ortes, die 83jährige Marie Urban, mit dem 80jährigen Güter Sebastian Gürster von Oeßmannszell die Ehe eingehen wolle. Und wenn man das kleine hutzelige Frauchen, dem Alter und schwere Arbeit den Rücken gekrümmt haben, auf der Dorfstraße mit ihrem Bräutigam trifft, der auch schon etwas schlecht auf den Beinen steht, wenn auch seine Hände noch tüchtig zupacken können, dann antworten beide auf die Frage, ob sie wirklich noch heiraten wollen, mit einem pfiffigen: „Dös sell wohl!", was nach 1000 Worte Bayerisch so viel heißt wie „Gewiß, selbstverständlich!"

Beide wissen, daß sie nicht mehr allzulange zu leben haben werden, und so wollen sie eben den Rest ihres Daseins vor dem Gesetz und ihrem Herzen gemeinsam verbringen. Ihre Geschichte ist eine jener rührenden Liebesromane, wie sie das Leben nur selten schreibt. Vor 60 Jahren schon hatten sie sich kennengelernt, es war Liebe auf den ersten Blick, wie sie sich in einem niederbayerischen Bauernhof zum ersten Mal sahen. Die „Mirzl" versah den Kuhstall, und er half zur Sommerzeit als Erntehecht aus. Geredet haben sie alle zwei nicht viel, und um allen Hänseleien und Redereien des Gesindes zu entgehen, trafen sie sich abends heimlich in der Tenne und schmiedeten ihre Zukunftspläne. Ein kleines Gütl wollten sie sich erarbeiten, irgendwo drinnen im Bayerischen Wald sollte es stehen, pausbackige Kinder sahen sie im Geiste um sich herumtollen. Aber bis zu diesem Ziele hieß es noch tüchtig schaffen. Wastl und Mirzl schworen sich ewige Treue, und einen Falscheid hätte keines übers Herz gebracht.

Als dann aber der Wind über die Stoppeln strich, schlug für den Erntehecht die Abschiedsstunde. Er wanderte weiter, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, und wo es etwas für ihn zu tun gab, da griff er mit festen Händen zu. Viele Sommer und Winter vergingen. Als Wastl mit einigen Erspartnissen wieder seine ehemalige Arbeitsstätte aufsuchte, um seine Mirzl als Frau heimzuholen, erlebte er eine Enttäuschung. Nein, die Magd sei schon vor ein paar Jahren fortgezogen, aber wohin sie sich verdingt habe, das wisse man nicht. Niederbayern steckt voller Bauernhöfe, wie sollte er da seine Geliebte finden? So heiratete Gürster eine andere. Auch die Maria Urban wurde gefreit. Keiner wußte etwas vom andern, aber vergessen hat man sich auch in der Ehe nicht.

Als der Wastl Witwer wurde, ging er wieder auf die Wanderschaft, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof. Er arbeitete sich alt. Eines Sonntags kam er auch in das Dorf Pilling. Auf dem Kirchgang erkannte er unter einem Dutzend alter Frauen seine einstige Braut, die ebenfalls längst ihren Mann verloren hatte und kärglich von ihrer Rente lebte. Es war freilich nicht mehr jung, stürmische Liebe, mit der sie ihr Wiedersehen feierten, aber das Wort, das Treue heißt, hatten sie nicht vergessen. Und so brauchte es nicht des vielen Hin und Her — Arm in Arm gingen sie zum Bürgermeister und gaben dem verdutzten Ortsvorsteher ihren Entschluß zur Ehe bekannt. Es wird natürlich noch einige Zeit dauern, bis die Greise, die beide ein entsätzliches Leben hinter sich haben, ihren Herzenswunsch erfüllt sehen, denn so manche Hindernisse sind noch da, die überwunden werden müssen. Aber die Pillinger freuen sich heute schon auf den Tag, da das ewige Brautpaar endlich zum Altar schreiten kann und die ewige Liebe und Treue zweier Menschen noch im Altersstübchen ihre Krönung findet.

lebhaft unterbielten, habe ich zu meinem Bedauern die Gastfreundschaft des Herrn Professors bis kurz nach 3 Uhr früh in Anspruch genommen. Privatdozent Dr. Kluge war ebenfalls zugegen."

„Wir werden uns sofort überzeugen", erklärte Oberinspektor Seifert kurz und gab Kriminalinspektor Brandis einen Wink. „Rufen Sie, bitte, bei den Herren an!"

Als Inspektor Brandis das Zimmer verlassen hatte, entstand ein peinliches Schweigen. Seifert trommelte nervös auf der Tischplatte. Erna Linholt kam sich sehr überflüssig vor, und doch wartete sie mit Spannung auf die Entscheidung der nächsten Minuten.

Bereits fünf Minuten später kehrte Inspektor Brandis zurück. Er erklärte:

„Ich habe die Herren angerufen. Sie bestätigten übereinstimmend die Angaben Herrn Radavenas. Sie sind bis um ¼4 Uhr in der Wohnung Professor Sprengels gewesen. Dr. Kluge gibt an, Herrn Radavena noch in seinem Wagen bis zum Hotel Excelsior gefahren zu haben."

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Sie ohne Grund verdächtigt habe", wandte sich Seifert an den Inder. „Man merkte ihm deutlich sein tiefes Bedauern an. „Sind Sie allerdings sicher, daß nicht ein anderer Inder Ihre Umgebung die Tat ausgeführt haben könnte?"

Radavena blickte den Oberinspektor fest an. „Kein Inder aus meiner Umgebung hat die Tat ausgeführt oder irgendwie gefördert!" erklärte er mit einer Stimme, die unbedingten Glauben einflößte. „Jeder Verdacht gegen mich oder meine Leute ist vollkommen haltlos. Davon sind auch Sie nun überzeugt!"

Seifert verbeugte sich leicht.

„Es ist gut", bestätigte er. „Sie sind frei von jedem Verdacht. Sie können ungehindert gehen."

Radavena verneigte sich würdevoll und ging langsam hinaus, während die Zurückbleibenden ihm unbeweglich nachsahen.

„Haben Sie den Mann vielleicht nicht doch zu früh gehen lassen?" gab Inspektor Brandis zu bedenken, als der Inder das Zimmer verlassen hatte. „Der Verdacht gegen ihn war äußerst schwerwiegend. Wenn er selbst auch die Tat nicht ausgeführt hat, so besaß er doch seine Helfer, die wohl zu manchem befähigt sind, das wir nicht begreifen!"

Oberinspektor Seifert erwachte wie aus einem Traum. Langsam sah er Brandis an. Dann meinte er:

„Sie wollen sagen, der Inder hätte mir die gute Meinung über ihn und seine Leute eingeredet oder gar durch seine Willenskraft aufgezwungen. Ich weiß es nicht. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß er unschuldig ist. Immerhin wollen wir ihn unter Bewachung halten."

Dann wandte er sich an Erna Linholt.

„Gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen. Sie haben uns heute einen Dienst erwiesen. Wenn wir auch durch Ihre Hilfe nicht gleich den Mörder Herrn Fehrmanns feststellen konnten, so verdanken wir es doch Ihnen, daß wir nicht länger auf einem falschen Wege zu suchen brauchen. Wenn Sie gestatten, wird mein Wagen Sie zu dieser leider schon späten Stunde nach Hause bringen."

*

**Walter Wehrsdorf hatte gleich am Tage nach der Ermordung seines Onkels sein Hotelzimmer aufgegeben und dafür ein bescheidenes möbliertes Zimmer genommen.**

Am Tage nach der Beerdigung erhielt er ein kurzes Schreiben Dr. Boltes, der ihn nachmittags 5 Uhr zur Testamentseröffnung in die Kanzlei des Notars lud.

Als er zur festgesetzten Stunde das helle und freundliche Büro betrat, saß Wilhelmine Fehrmann bereits steil und streng in einem der breiten Klubsessel. Das stumpfe Schwarz ihrer Trauerkleidung wirkte gegen den dunkelgrauen Anzug Walter Wehrsdorfs wie eine Anklage. Sie schien ihren Neffen überhaupt nicht zu bemerken. Ihre schmalen Lippen blieben fest aufeinandergepreßt, und ihre kalten Augen sahen starr an ihm vorbei ins Leere.

Dr. Bolte, ein fünfzigjähriger mit mächtigem Kopf, sah den jungen Mann einen Augenblick ruhig prüfend an, stand dann auf und reichte ihm zur Begrüßung teilnahmsvoll die Hand.

Als Walter Platz genommen hatte, räusperte sich der Notar kurz, öffnete das Testament und las dann die letztwilligen Verfügungen des nun Ermordeten langsam vor.

Es stellte sich heraus, daß das Testament vor etwa drei Wochen, also gleich nach der Rückkehr von der letzten verhängnisvollen Fahrt, geschrieben worden war.

Zunächst erfolgte eine Aufzählung aller Vermögenswerte, die eine bedeutende Zeit erforderte. Erwähnt wurde ein Bankkonto von rund achtzigtausend Mark, die Villa im Grunewald, Wertpapiere, die zum Teil im Geldschrank gefunden worden waren und einen Wert von siebzigtausend Mark darstellten, eine umfangreiche Sammlung von Waffen und Schmuckstücken aus allen Zeitaltern und Erdteilen und zum Schluß einige Verlagsverträge über die bisher bei zwei Verlegern erschienenen Reisebeschreibungen, aus denen auch noch beachtliche Einnahmen zu erwarten waren. Der riesige Diamant war mit keinem Wort erwähnt, obwohl sein Wert das gesamte übrige Vermögen um ein Vielfaches übertraf. Wahrscheinlich hatte Fehrmann gefühlt, daß dieser Stein nicht wirklich zu seinem Besitz gehörte.

Zum Schluß hatte Fehrmann bestimmt, daß sein gesamtes Vermögen zu gleichen Teilen seiner Schwester, Wilhelmine Fehrmann, und seinem Neffen, Walter Wehrsdorf, zufallen sollte. Für den Fall, daß einer der beiden Erben ausschied, sollte der andere alles erhalten.

Als der Notar nach der Verlesung des Testamentes die Bogen zusammenfaltete und aufblickte, stand Wilhelmine Fehrmann mit einem Ruck auf. Ihr Gesicht war noch um einen Schein bleicher als gewöhnlich. Sie war wütend, daß dieser „Bengel", dieser „Taugenichts" zu gleichen Teilen mit ihr das Vermögen ihres „lieben entschlafenen Bruders"-erben sollte.

„Die Wahrung meiner Interessen aus diesem Testament, das mein lieber Bruder etwas zu gutmütig und voreilig aufgesetzt hat", erklärte sie, „werde ich meinem Rechtsanwalt, Herrn Dr. Henning, übertragen, der auch bisher mein Vermögen verwaltet hat. Er wird sich mit Ihnen ins Benehmen setzen, damit meine Rechte auf keinen Fall weiter geschmälert werden!"

Damit ging sie steif hinaus.

Der Notar sah ihr unbewegt nach. Dann stand er auf und trat auf Walter zu, in dem die widerstrebendsten Gefühle kreisten, so daß er im Augenblick keinen klaren Gedanken fassen konnte.

„Ich darf nun wohl wenigstens Ihnen Glück wünschen zu dieser Erbschaft, die Ihnen Ihr Onkel, wie ich weiß, von Herzen gegönnt hat", sagte der Notar im Tone warmer Teilnahme und drückte seine Hand.

„Wie ich von Ihrem Onkel gehört habe, sind Sie bisher vom Glück wenig begünstigt worden. Wenn Sie irgendeinen Rat brauchen, so stehe ich Ihnen gern zur Verfügung!"

Walter erwiderte herzlich diesen Händedruck, der ihm wohltat.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit", erwiderte er etwas befangen. „Diese Erbschaft kommt mir so unerwartet, daß ich noch gar nicht weiß, was ich nun zu tun habe."

„Dann gebe ich Ihnen zunächst den guten Rat: Nehmen Sie sich einen tüchtigen Rechtsanwalt, und zwar einen energischen! Soweit ich Ihre Tante, Fräulein Fehrmann, kenne, ist das unbedingt erforderlich. Da nicht genau bestimmt ist, wie beispielsweise die Villa und die Sammlung geteilt werden sollen, könnten Sie leicht benachteiligt werden. Wenn Sie wünschen, gebe ich Ihnen die Adresse eines Anwaltes, den ich Ihnen sehr empfehlen kann."

Walter Wehrsdorf lächelte.

„Ich glaube tatsächlich, daß dieser Rat gut ist. Ich werde ihn also befolgen." Dann rötete sich sein Gesicht. „Ich muß nun gestehen, obwohl es mir peinlich ist, daß ich einen kleinen Teil des Geldes, das mir mein Onkel hinterlassen hat, recht bald brauchen könnte. Was kann ich da tun?"

„Ich werde alles so beschleunigen, daß Sie recht bald wenigstens eine kleine Vorauszahlung erhalten können. Ich werde mich morgen mit dem Rechtsanwalt Ihrer Tante in Verbindung setzen. Kommen Sie morgen gegen abend wieder! Ich werde Ihnen dann wohl eine Bescheinigung geben können, auf die Ihnen die Bank einen beachtlichen Vorschuß zahlen wird."

*

Die Nachmittagszeitungen brachten für das Publikum eine neue Sensation. In dichten Massen wurden die Geschäftsstellen umlagert, in deren Schaufästen die neuen Nummern ausgehängt waren.

„Fünfundzwanzigtausend Reichsmark Belohnung!

Fräulein Wilhelmine Fehrmann sichert demjenigen die obengenannte Belohnung zu, der den Mörder ihres Bruders so bezeichnen und durch Beweise überführen kann, daß er der verdienten Strafe durch die Gerichte verfällt."

Lebhaft wurde über diese gewaltige Belohnung debattiert. Gar mancher hätte gern das Geld verdient. Aber nur wie? Die Polizei selbst schien wohl nicht vorwärtszukommen.

*

Am Nachmittag des nächsten Tages unterhielten sich die Kriminalinspektoren Ebersbach und Brandis über die ausgesetzte Belohnung.

„Die Wilhelmine Fehrmann muß ihren Bruder wohl sehr gern gehabt haben, daß sie 25 000 Mark für die Bestrafung des Mörders geben will!" erklärte Ebersbach.

Brandis lächelte überlegen.

„Mag sein", erwiderte er. „Ich glaube, das Geld hat sie ebenso lieb oder noch lieber. Sie wirft mit der Wurst nach der Seite Speck, wie man sagt. Ich glaube, sie rechnet sehr fest damit, daß ihr Neffe Walter Wehrsdorf als Mörder festgestellt wird. Nach den Bestimmungen des Testamentes erben beide zu gleichen Teilen. Wenn nun der Neffe als Mörder seines Onkels gerichtlich verurteilt wird, scheidet er ohne weiteres als Erbe aus, und Wilhelmine Fehrmann erbt alles allein!"

„Donnerwetter! Das ist ja ganz raffiniert!" entfuhr es Ebersbach. „Glaubst du denn, daß Wehrsdorf der Mörder ist?"

„Es sprechen einige wichtige Tatsachen gegen ihn", erwiderte Brandis bedächtig. „Aber ich habe ganz persönlich den Eindruck, daß er ..."

In diesem Augenblick meldete der Beamte vom Dienst den Detektiv Luermann, der gleich darauf vorgelassen wurde.

Luermann rieb eifrig seine Hände mit den langen Fingern, die anscheinend immer froren, und erklärte mit glattem Lächeln:

„Meine Herren, ich habe wieder einmal schneller gearbeitet als die Polizei! Ich habe ihn!"

„Wen?" fragten Ebersbach und Brandis wie aus einem Munde.

„Den Mörder Fehrmanns!"

„Wer ist es?" fragte Ebersbach weiter.

„Einen Augenblick!" erklärte Luermann wichtig. „Ist Oberinspektor Seifert im Hause? Ich möchte meine Aussage nur in seiner Gegenwart machen."

Kurz darauf erschien Seifert.

„Also, was haben Sie auszusagen?" fragte er kühl und gelassen.

„Ich habe den Mörder des Forschers Fehrmann festgestellt und habe damit Anspruch auf die ausgesetzte Belohnung. Ich hätte mich sonst nicht unberufen in Ihre Untersuchungen gedrängt. Bevor ich meine Aussage mache, möchte ich die Zusicherung haben, daß ich dadurch tatsächlich allein Anspruch auf die Belohnung habe und daß es nicht nachher etwa heißt . . ."

„Herr Luermann!" schnitt ihm Seifert das Wort ab. „Sie stehen hier vor Beamten, die nicht in erster Linie auf die Jagd nach Belohnungen ausgehen. Ich habe über die Auszahlung der Prämie nicht zu bestimmen; aber Sie dürfen versichert sein, daß ich Ihre Verdienste ohne jede Einschränkung ~~weiterberichten werde~~."

Luermann lächelte beschämt und befriedigt zugleich. Dann erklärte er:

„So meine ich es ja nicht gerade. Also zur Sache! Man sieht mich anweilen ins Vertrauen, weil man weiß, daß ich durchaus diskret bin. Diesem Ruf habe ich es zu verdanken, daß vor etwa einer halben Stunde eine Dame bei mir anrief. Sie war anscheinend maßlos wütend. Sie erklärte, sie sei die Freundin des Herrn Wehrsdorf gewesen, des Neffen des Ermordeten. Walter Wehrsdorf habe seinen Onkel ermordet, nachdem er im Guten nichts von ihm bekommen konnte. Fünfzehntausend Mark und verschiedene kostbare Schmuckstücke habe er erbeutet. Am ersten Tage nach dem Morde habe er sehr freigebig und nett gezeigt, dann aber habe er sich gleichgültig von ihr gewandt. Wahrscheinlich habe er mit seinem Gelde andere Bekanntschaften gemacht. Und nun kommt ein Beweisstück, das nachgeprüft worden kann. Walter Wehrsdorf wohnt ja seit einigen Tagen in einem möblierten Zimmer im Hause Regensburger Straße 187. Er hat, so behauptet die junge Dame, einen Teil seiner Beute in einem kleinen Handkoffer untergebracht, der in seinem Kleiderschrank unter der Wäsche versteckt ist."

Luermann machte eine Pause, um Atem zu holen. Dann setzte er hinzu:

„Für die unbedingte Richtigkeit dieser Behauptungen kann ich natürlich keinerlei Verantwortung übernehmen. Immerhin glaube ich, daß man dieser Spur nachgehen könnte. Eiferlucht hat schon manchen Verbrecher verraten."

Oberinspektor Seifert wiegte bedächtig den Kopf.

„Wie heißt diese . . . Dame, die Ihnen diesen Tip gegeben hat?" fragte er.

Luermann lächelte wieder verbindlich.

„Erstens bin ich bekanntlich diskret, so daß ich den Namen leider nicht nennen dürfte. Zweitens hat mich diese Dame so nicht persönlich aufgefordert, sondern nur telefonisch angerufen. Ihren Namen hat sie nicht genannt. Ich könnte also höchstens ihre Stimme beschreiben, die dann noch durch die Erregung entstellt war. Wenn Sie allerdings meinen, daß meine Angaben aus diesem Grunde wertlos wären, so . . ."

„Keineswegs!" versicherte Seifert. „Wir werden uns sofort gemeinsam an der Wohnung Wehrsdorfs begeben und genau nachsuchen. Ebersbach, haben Sie die Liste mit den Nummern der gestohlenen Tausendmarkscheine? Wir werden dann gleich an Ort und Stelle nachprüfen können, ob das Geld tatsächlich aus dem Besitz des Ermordeten stammt. Für die Feststellung der Schmuckstücke brauchen wir die Hilfe Fräulein Linholts. Die junge Dame hat während ihrer Tätigkeit bei Herrn Fehrmann diese Schmuckstücke alle durch ihre Hände gehen lassen. Rufen Sie doch gleich an, Brandis! Sie möchte sich Regensburger Straße 187 einfinden und uns vor dem Hause erwarten!"

Eine knappe Stunde später stieß Erna Linholt in der Regensburger Straße auf die drei Kriminalbeamten, die gemeinsam mit dem Detektiv Luermann bereits auf sie warteten.

„Es tut mir wirklich leid, Fräulein Linholt", versicherte Oberinspektor Seifert entschuldigend, „daß ich Sie noch einmal bemühen mußte. Aber ich brauche unbedingt Ihr Urteil! Wollen Sie, bitte, hier mit uns hinaufgehen!"

Brandis und Ebersbach waren inzwischen vorgegangen und hatten der überraschten Wirtin mitgeteilt, daß eine genaue Durchsuchung der Wohnung ihres neuen Mieters erfolgen müsse. Kurz darauf waren alle in dem bescheiden eingerichteten Zimmer.

Ebersbach ging sogleich auf den schmalen Kleiderschrank zu und öffnete ihn. Ungeduldig schob er einen Stoß Wäsche beiseite. Gleich darauf zog er triumphierend einen dunkelbraunen Handkoffer hervor.

Er legte ihn behutsam, als ob etwas Zerbrechliches darin wäre, auf den Tisch. Er konnte ihn mühelos öffnen, da er ohne Schlüssel geschlossen war.

Zum Vorschein kamen ein paar Handschuhe, ein Prismenglas, einige Bücher und ganz unten zwei Tausendmarkscheine, daneben ein dicker goldener Ring mit einem kunstvoll geschnittenen grünen Jadestein und ein silbernes Anhängsel, ähnlich einem Medaillon.

Oberinspektor Seifert nahm die beiden Tausendmarkscheine in die Hand und verglich ruhig und sorgfältig ihre Nummern. Ziffer für Ziffer.

„Tatsächlich, es sind zwei von den fünfzehn geraubten Tausendmarkscheinen!" erklärte er. „Nun hier die Schmuckstücke! Fräulein Linholt, erkennen Sie die beiden Dinge?"

Erna Linholt erkannte sie sofort.

„Diesen goldenen Ring mit dem Jadestein hat Herr Fehrmann auf seiner letzten Reise von einem hohen tibetanischen Beamten erhalten. Es ist ein altes chinesisches Stück aus der Zeit der Mina-Dynastie. Das hier ist ein Amulett, das Herr Fehrmann einem Afghanen in der Nähe von Kabul abgehandelt hat. Die Zeichen darauf sollen einen geheimnisvollen Schutz gegen böse Geister gewähren. Ich erkenne diese beiden Dinge genau wieder. Uebrigens sind sie bereits photographiert und werden wohl in den nächsten Tagen in einem Buche abgebildet erscheinen." (Forts. folgt.)

Zu den besten Nachwuchsschauspielerinnen dürfen wir gewißlich

**Jutta Freybe**

rechnen. Auch in der Produktion dieses Jahres ist sie wiederholt in großen Rollen beschäftigt. Wenn wir die Künstlerin demnächst auf der Leinwand sehen, werden wir uns gern der Größe erinnern, die sie dem „7. Tag" schickte.



# Welt der Frau

## Herbstreisen / *Von Elsa Schwahn*

„Jetzt, da die Tage schon so kurz und die Abende kalt sind, verreise ich nicht mehr, bleibe ich lieber zuhause." Mit diesen Worten tuen manche Großstädter September und Oktober ab. In falscher Vorstellung, die meisten von ihnen halten lediglich die Hochsommerzeit, die so oft ein Entweder — Oder von Glut und Regen ist, für erholungsmöglich und nehmen zwischen den Mauern nur die anstehende Kühle und Kürze in diesen Tagen ärgerlich wahr, ohne eine Vorstellung von den Vorzügen eben dieser Tage für Erholung und Wanderfreuden zu haben. Die Kürze zeigt sich in der Stadt viel empfindlicher als draußen. Wenn die Tagesstelle von angeblich 11 Stunden ausgenutzt wird, so macht sich die Mühigkeit durch die starke Herbstluft so fühlbar, daß man sich des Abends gern wohlig beim Lampenschein ausruht, dem Glucksen der Zentralheizung, die Abendstube aufheben soll behaglich zuhört, oder — noch schöner — lässig und bösig in grasselndes Feuer schaut. Wir können Ende September — Anfang Oktober mit größerer Sicherheit auf schönes Wetter rechnen als im Hochsommer; und haben wir Glück, ist das Wetter schön, so erleben wir an der See oder im Gebirge die köstlichste Zeit des Jahres. Durch ihre Ausgeglichenheit — es spielt nicht mehr so nie zu heiß, mit überraschenden Gewittern brauchen wir nicht zu rechnen — eignet sie sich besonders zum Erholen und zum Wandern.

Für die Herbsttage hebt die Natur ihr Schönstes, ihr Eigentes auf. Das Meer bietet seine herrlichen Sonnenuntergänge, seine feinsten Farbenspiele nicht den buntbewimpelten massenwimmelnden Strandstrichen des Sommers dar, die ruhigsten, gleichmäßigsten Tage, beginnend und endend in Größe und Pracht, die breitet es nur vor den Einzelnen aus, die in den letzten seierlich schönen Tagen auf dem Fels, auf der Düne sitzen, die Hände über die Knie verschränkt, und schauen . . . schauen . . .

Und ziehen Wolken, peitscht der Regen, branden die Wogen, kreischen die Möwen, so wird man — in geeigneter Kleidung — stundenlang zuhören und — sehen können. Und leicht kann es kommen, daß der Heimfehrende, empfangen mit einem bedauernden: „Sie hatten aber so schlechtes Wetter!" auf Verständnislosigkeit stößt, wenn er bekauptet, prachtvolle Tage hinter sich zu haben, aufrischender und stärkender als die des Hochsommers. Es ist ganz etwas anderes um das Miterleben des Einzelnen, wenn im Herbst Wetter und Wind die Sommermythe abwerfen und ihn entfesselt umtoben, als wenn im Hochsommer ein schnelles Gewitter die leichtaufgeheizten Schauern vom Strand verjagt, oder ein Landregen Meer, Strand und Badegäste in graueste Langeweile hüllt.

Das Mittelgebirge, in dem die Hitze des Sommers die Täler hinauf bis auf die Höhen stieg und versuchte, den Gebirgscharakter aufzuheben, in dem Landregen wohl die Würze des Waldbodens löste, sonst aber die gleiche Trostlosigkeit wie an der See verbreitete, — auch das Mittelgebirge zeigt jetzt, da die Menschenfluten des Hochsommers es eintamer zurücklassen, sein eigentliches Wesen. So, wenn die Herbstnebel steigen und fallen, des morgens und des abends, die oft so stark wogen und wallen, daß wir auf einem 7—800 Meter hohen Gipfel schon, von der Welt abgetrennt durch seine ziehenden dichten Schleier, die Gigantik des Hochgebirges zu erleben glauben. Dringt als einziger Laut durch die Nebelmasse das Schreien der Hirsche durch die Täler herauf, so zeigt sich das im Sommer so zahme Mittelgebirge, das dann nur beim Gewitter ungemütlich werden kann, in einer fast unheimlichen Naturbastigkeit; mit der freundlichen Sommeraufmachung für Fremde ist es an solchen Tagen vorbei — Wald und Tier sind unter sich und erheben ihre Stimmen.

Herrlich zum Wandern sind die sonnig-milden goldenen Herbsttage, und das Allerschönste die Ausflüge zum Hirschschreien in klaren Vollmondnächten. Ist das Wetter nicht so freundlich, saust der Wind letzte Buntheit von den Bäumen und müssen Huschen mit in Kauf genommen werden, so können die Wandertage in der leichten Herbstluft immer noch wundervoll sein. Drum: wer die Natur verstebt, der suche sie auch im Herbst auf und schöpfe Frische und Kraft für den Winter aus ihr.

**Drachen steigen über die herbstlichen Felder** Foto: Willi Engel

# Blick in den Kochtopf des Nachbarn

### Etwas über die französische Küche

Frankreich ist das Land einer vielseitigen Küche. Nicht nur feine landschaftlichen Gerichte werden auf das sorgsamste gepflegt, auch jedes Gebiet seiner Küche wird entsprechend seiner Eigenheit gewertet. So gibt es dort auch vorzügliche Fischgerichte, wie man sie selten in anderen Ländern zu essen bekommt. Fische aller Zonen sowohl zu den Bestandteilen einer auserwählten Mahlzeit in einer vornehmen Pariser Gaststätte, als auch zum täglichen Essen eines einfachen Haushalts. Die französische Hausfrau versteht es, selbst den billigen Fisch schmackhaft zuzubereiten. Es kommt ihr dabei zugute, daß die langgestreckte Küste Frankreichs und die zahlreichen Binnengewässer sie mit vielen Fischsorten versorgen und der reiche Boden ihr einen so billigen Wein beschert, daß sie ihn oft in der Küche verwenden kann. Deshalb gibt es kaum ein Fischgericht ohne Zusatz von Wein, der es so schmackhaft macht.

Daß man Wein durch einen Schuß Essig oder Zitronensaft ersetzen kann, das erzählte Madame Prunier kürzlich im „Good Housekeeping Institut" in London. Dieses Institut beschäftigt sich mit der Prüfung von Dingen des Haushalts und belehrt und unterhält in seinen Zeitschriften eine zahlreiche amerikanische Leserschaft. Da sie stets darauf aus sind, neue Gedanken und Erfahrungen zu sammeln, so wandten sie sich auch an Madame Prunier, die auf dem Gebiet der französischen Fischküche wohl über die reichsten Erfahrungen verfügt. Sie ist die Enkelin des Begründers des großen Pariser Fischrestaurants Prunier und leitet selbst die englische Niederlassung dieses berühmten Hauses, dessen Anfänge bis zum Jahre 1872 zurückreichen. Dank der Kochkunst ihrer Großmutter hatte das bescheidene kleine Lokal bald einen zahlreichen Gästestamm. Es war für gute Fischmahlzeiten und durch die Güte seiner Austern und den vorzüglichen Keller bekannt. Bald konnte der originelle kleine Saal in der Rue Duphot den Ansturm der Gäste nicht mehr fassen, und so vergrößerte sich das Haus, bis es unter dem Sohn Emile Prunier weltberühmt wurde. Neben Austernorten aus allen Ländern der Welt, findet man hier die ausgesuchtesten Fischgerichte und einen Keller von zwei Millionen Flaschen. Neben den jetzigen Inhabern waltet ein Küchendrei, der ein Kochbuch mit mehr als 100 Fischrezepten herausgegeben hat. Man kann sich einen Begriff von der Größe des Unternehmens machen, wenn man hört, daß die täglichen 14- bis 15 000 Mahlzeiten von 700 Angestellten (darunter die Hälfte Frauen) hergestellt und ausgegeben werden. Fünf Millionen Austern und 30 000 Kg. Muscheln werden jährlich verbraucht und zahlreich sind die Fischsendungen, die täglich aus Brest, Lorient und der Bretagne eintreffen. Aber es sind durchaus nicht nur die teuren Fischsorten, die man hier so wohlschmeckend zuzubereiten weiß. So führte der Küchenchef des Londoner Hauses den Zuhörern des „Good Housekeeping Instituts" vor, wie man mit verschiedenen Tunken ein und demselben Fisch ein anderes Gesicht geben kann. Zu allem aber gehört der Fischsud. Ihn bereitet man aus Fischabfällen, den Gräten, aus schmutzenem Lauch, Zwiebeln, Petersilie, Lorbeerblatt, 8 Nelken und Thymian. Später fügt man allerlei Zutaten hinzu, schmeckt ihn ab — in Frankreich pflegt man in der Küche und nicht am Tisch zu würzen — und gibt ihn wieder über die Fischfilets, die ein köstliches Gericht darstellen. Das Londoner Haus Prunier belohnt übrigens jedes Jahr den Fischer, der den größten Heringseinsatzkorb während der Herbstzeit nach Lowestoft oder Yarmouth einbringt, mit einem Preis, bekundet also seine Verbundenheit mit den Fischern.

## *Marie-Louise verschenkt ein Baby*

### Tragikomische Verwirrungen durch eine Elfjährige

Aus der kleinen französischen Stadt Coulommiers, die bisher mehr durch ihren guten Rahmkäse als durch anregende Vorfälle bekannt war, kommt die Nachricht von dem seltsamen Abenteuer einer Elfjährigen, das Stunden hindurch Eltern und Polizeibehörden in Atem hielt.

Marie-Louise lebte in Coulommiers bei ihrem Vater, der zum zweiten Male geheiratet hatte. Er besaß auch schon ein acht Monate altes Baby, und Marie-Louise paßte gut auf das Brüderchen auf, wenn die Eltern weg waren. Die geschiedene Mutter des Kindes lebte in Paris.

Marie-Louise hatte nun eines Tages große Sehnsucht nach der Mutter; die Eltern waren ausgegangen. Kurz entschlossen packte die Kleine alle Sachen des ihr vertrauten Kindes zusammen — sie konnte es doch nicht allein lassen! Sie nahm Wäsche, Decken, Flasche und alles Zubehör sorgfältig mit, ging zum Bahnhof und fuhr allein nach Paris zur Mutter, mit dem Baby. Unterwegs wurde ihr das Ganze aber doch etwas unheimlich und so erdachte sie sich eine schöne Geschichte zur Erklärung ihres Besuches. Als sie bei der Mutter anlangte, streckte sie ihr das Bündel hin und sagte: „Papa macht dir das zum Geschenk."

Die Mutter, die schon längere Zeit geschieden war, war wenig angenehm überrascht. Sie glaubte, es handele sich um ein Kind ihres früheren Mannes. Da sie aber keinerlei Lust hatte, diese Last auf sich zu nehmen, brachte sie das Baby zum Polizeikommissariat, dem sie die Vorgeschichte erzählte.

Inzwischen herrschten natürlich Schrecken und höchste Aufregung im Haushalt des Vaters in Coulommiers. Marie-Louise und das Baby, beide rätselhaft verschwunden! Zum Glück ergab sich eine rasche telefonische Verständigung zwischen dem Pariser Polizeikommissariat und dem Vater, dessen Name und Aufenthalt der ersten Frau bekannt war, daß das Baby gesund war. Man vereinbarte schließlich, daß Marie-Louise das Kind wieder zurückbringen sollte.

Aber neuer Schrecken! Marie-Louise war inzwischen heimlich aus dem Hause der Mutter verschwunden, d. h., sie hatte sich, vom schlechten Gewissen getrieben, wieder auf die Bahn gesetzt und war nach Coulommiers gefahren. Hier lösten sich endlich alle Wirrungen, und das Baby, das die unternehmungslustige und phantasievolle Marie-Louise verschleppt hatte, wurde unversehrt in seinem Bettchen geborgen.

## *Stiefkind Badezimmer* / Seine Wartung und Pflege

Das Badezimmer — in vielen Familien leider immer noch als eine Art Rumpelkammer betrachtet — ist berufen, höchst wichtige Aufgaben zu erfüllen, ja, es kann der Familie ein Wohnzimmer ersetzen, wenn die Hausfrau diesen bescheidenen Raum nur richtig wahrzunehmen versteht.

Wohnen wir mit mehreren Personen in nur zwei oder drei Räumen und wollen wir nicht jedes Zimmer zum Schlafzimmer degradieren, dann schlafen wir eben auf dem Couchbett und schaffen den wirklich unnötigen Waschtisch ab, der der Hausfrau nur Arbeit verursacht. Fußboden und Tapete beschädigt und das Zimmer unwohnlich macht. Wir waschen uns in der Badestube und haben nun lauter Wohnzimmer, die kurze Zeit nach dem Aufstehen nichts mehr von ihrem nächtlichen Zweck verraten.

Dazu aber und überhaupt muß das Badezimmer sauber und nett gehalten werden. Der Fußboden, falls er nur aus gestrichenen Holzdielen besteht — bekommt mindestens längs der Wanne einen Linoleumläufer, wird aber am besten ganz mit diesem Stoff ausgelegt.

Eine besondere Schwammgummidecke dient beim Aussteigen aus der Wanne als Wasserfänger. Schränkchen, Tische oder Kommoden, die im Badezimmer untergebracht werden, sind weiß oder gelblich zu streichen und gut zu lackieren, damit sie gegen den feuchten Dunst des Raumes geschützt sind. Bordbretter für Badewinkelaser, Badesalz, Kremtuben und Oelflasche oder was man sonst noch braucht, sind zweckmäßigst aus dickem Milchglas oder geätztem Glas zu verwenden. Gardinen vermeide man tunlichst, ein kleiner Querbehang über dem Fenster und höchstens noch ein über die Scheiben gespannter Voileovorhang genügen vollauf.

Die Wände, falls sie nicht gekachelt sind, werden bis zur Höhe von 1.00 Meter mit Oelfarbe gestrichen, am besten auch weiß; die Decke verträgt, um dem Raum den Eindruck des nur Zweckmäßigen zu nehmen, einen farbigen Anstrich.

Müssen aus Raummangel gewisse Gegenstände (Leiter, Kartons, Reinigungsmittel usw.) in der Badestube untergebracht werden, die eigentlich nicht hineingehören, dann sondere man eine Ecke dafür ab und verhülle diesen unerfreulichen Anblick mit einem Vorhang. Daß Lichtschalter und Anschlüsse für den elektrischen Strom nicht in die Badestube verlegt werden dürfen, sollte sich inzwischen herumgesprochen haben. Die Lampe bekommt eine dafür besonders angefertigte Schutzkappe aus Glas.

Als besonders praktisch erweist sich ein mit Wachstuch überzogenes 50—60 Zentimeter breites Brett, das quer über das Rufende der Badewanne gelegt werden kann. Auf diesem Brett findet eine Seifenschale, ein kleines Waschbecken und noch allerlei seinen Platz, was man mehrmals am Tage zum schnellen Händewaschen benötigt. Allerdings darf das Brett nicht mit Krimskrams überladen werden, da sonst die tägliche Säuberung zuviel Umstände machen würde. Wichtig sind weiterhin ausreichende Mengen von Handtuchhaltern mit Haken, an die man die verschiedenen Tücher, Bademäntel, Kappen usw. hängen kann. Die Säuberungstücher allerdings, mit denen man die Badewanne und die Glasbretter reinigt, gehören an einen anderen Platz, am besten in einen kleinen weißen Eimer, der hinter der Badewanne oder dem Vorhang seinen Platz findet und nur zum Säubern des Badezimmers dient.

Ein besonderes Kapitel bedeutet für die meisten Hausfrauen immer noch das sachgemäße Reinigen der verschiedenen Arten von Badewannen, die jede ihre besondere Behandlung verlangen: Vor allem ist die Badewanne sofort nach jedesmaliger Benutzung auszuspülen und auszuwischen. Marmor-, Kachel- und emaillierte Wannen reinigt man mit Terpentinersatz, Seifenwasser und Salmiakgeist. Flecken gebt man mit Essig zu Leibe. Zinkwannen behandelt man mit einer Lösung von Seife und Soda und Salmiakgeist und scheuert mit feinem Sand. Bei gestrichenen Wannen verwendet man warmes Wasser und Salz. Tropft der Hahn und stellt sich eine Rostbahn ein, so wird diese mit verdünnter Salzsäure beseitigt. Nützt es nichts, wenn man eine neue Scheibe auflegt und tropft der Hahn weiter, so hänge man ein Eimerchen als Tropfenfänger auf.

Befindet sich kein Baderaum in der Wohnung, dann schaffe man wenigstens eine zusammenlegbare, kleine Gummibadewanne an oder einen kleinen Bottich aus Holzstoff, worin man sich stehend abwaschen kann. Ein Gummischlauch mit Verteiler ergibt eine geeignete Brause, die sich an jeden Wasserhahn anschließen läßt.

# Das war die gute, alte Filmzeit

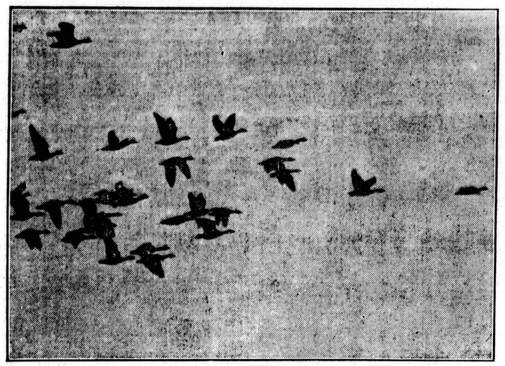
**Regisseur Hans Steinhoff erzählt lustige Erlebnisse**

Hans Steinhoff verfilmte vor vielen Jahren Gustav Frenssens „Sandgräfin". Die Uraufführung begann, da wurde der Regisseur von einem aufgeregten Herrn aus seiner Loge herausgeholt. Wild gestikulierend suchte er dem erstaunten Spielleiter klarzumachen, daß er auf der Stelle ein paar hundert Meter aus dem Film herausschneiden müsse. Als Steinhoff endlich zu Worte kommen konnte, wehrte er sich im berechtigten Brustton der Ueberzeugung gegen das Herausschneiden auch nur eines einzigen Meters. „Wissen Sie", entwiderte der Theaterleiter, Regisseur mit dünner Stimme, so nebenher: „Drei Stunden haben sie sich mit mir an dem Macbeth-Projekt berauscht, und dann haben sie mich gebeten — die Regie in ihrem nächsten Filmschwank „Der wahre Jakob" zu übernehmen!"

*

Hans Steinhoff hatte eine große Abneigung gegen jene Art von „Fachleuten" im Filmbetrieb, die angeblich genau wissen, wie Friedrich der Große gehustet hat und welche Schuhnummer die Pompadour hatte. Solch einen „Fachmann" gab man Steinhoff zur Seite, als er die französische Fassung eines Films inszenierte. Der Regisseur hatte an ihm seine reine Freude, denn der Besserwisser sagte bei jeder Szene etwas von dem französischen Filmgeschmack, der zu beachten wäre. Da war beispielsweise in einer Szene eine prächtige „Markart-Palme", die die plüschbetzogene Lüge eines „Salons" trefflich charakterisierte. Steinhoff war von der Palme begeistert, der Fachmann aber nicht, denn im französischen Salon hätte es nie solche Palmen gegeben, meinte dieser. So blieb diese Pflanze in der französischen Fassung weg. Als der Film probevorgeführt wurde, ertönte plötzlich im Dunkeln beim ersten Bild — eine Wohnung der Vorkriegszeit — ein Ruf aus rauher Männerkehle: „Meine Palme!" Das halbe Kino schaute sich nach dem Verrückten um, aber dieser verrückte funkelte nur mit einem selbst das Dunkel durchdringenden Blick den neben ihm sitzenden und plötzlich schuldbewußten Fachmann an, denn da oben auf dem Filmbild prangte in dem anerkannt typisch französischen Film, in einem typisch französischen Salon eine eine herrliche Palme, die schönste „Markart-Zimmer-Palme". — Seit diesem Tage sind bei Steinhoff die Fachleute restlos abgemeldet. Es ist ihnen der Zutritt zu seinem Atelier verboten.

Leo Slezak, gezeichnet von Nino Za. (Erich Zander, Multiplex-K.)

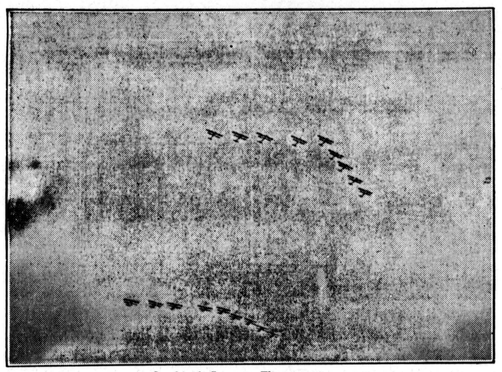


Vogelflug in Geschwadern
Aus dem neuen Ufa-Kulturfilm der Biologischen Herstellungsgruppe Dr. Ulrich K. T. Schulz Aufn. Bleeck-Wagner (104 K) Freigeg. BLM, Ufa Nr. 11. 11. 37,1

„Ihr Film ist gut. Aber wir haben als Vorprogramm einen dressierten Esel engagiert, eine tolle Nummer, sage ich Ihnen, der arbeitet genau 30 Minuten — und dafür ist der Film zu lang!" Nach Ueberwindung eines Tobsuchtsanfalls machte Hans Steinhoff dem verdutzten Theaterleiter klar, daß auch nicht ein Millimeter aus Frenssens „Sandgräfin" herausgeschnitten würde. Und so kam es, daß der dressierte Esel seine 30 Minuten arbeitete, und die „Sandgräfin" trotzdem in voller Länge danach lief.

*

Steinhoff ging, in der Hochblüte der Stummfilmzeit in das Büro einiger wohlangesehener Filmleute, um ihnen eine neue Filmidee vorzutragen: Er wollte „Macbeth" verfilmen. Die Herren Filmdirektoren hörten ihm begeistert zu. Steinhoff baute den ganzen Film in Worten und Gesten vor ihnen auf; schilderte die phantastischen Wirkungsmöglichkeiten, die etwa die Szene des „wandernden Waldes" im Film haben könnte. Allseitige Zustimmung. Steinhoff steigerte sie von Minute zu Minute höher. Man blieb Stunden zusammen. Endlich verließ Steinhoff das Filmbüro mit einem dicken Drehbuch unterm Arm, den Regievertrag in der Tasche. Unten auf der Friedrichstraße traf ihn ein Freund, der von seinem Besuch bei der Filmgesellschaft und dem „Macbeth-Projekt" wußte. „Nun", fragte er aufgeregt Steinhoff, „was sagten sie zu Deinem Vorschlag?" — „Ach, die waren begeistert," antwortete Steinhoff etwas knapp. „Na und . . .?" Darauf meinte der Freund: „Ihr Film ist gut. Aber wir haben als Vorprogramm einen dressierten Esel engagiert, eine tolle Nummer, sage ich Ihnen, der arbeitet genau 30 Minuten — und dafür ist der Film zu lang!"



Geschwaderflug von Flugzeugen
(Aus dem Ufa-Kulturfilm „Natur und Technik")

# Schwarze Strümpfe streng verboten!

***Die Geheimnisse von Hollywood — Ms. Breen kontrolliert den Filmkuß***

In einem mittelgroßen, nüchtern eingerichteten Zimmer eines Hotels in Hollywood haust der Mann, von dessen Gnade es abhängt, wie lang die Röcke und Kleider der Filmdarstellerinnen sein dürfen, der mit dem Zentimetermaß bestimmt, wie tief der Ausschnitt eines Abendkleides reichen darf, ja, der sogar auf die Farbe der Strümpfe, die von den Tanzgirls und Stars auf der Leinwand gezeigt werden, Einfluß nimmt. Mr. Breen heißt dieser Herr, dessen Urteil sich die Darsteller und Regisseure ebenso unterwerfen wie die Produzenten. Die letzteren waren es ja gerade, die den Mann in dem nüchternen Hotelzimmer in eine Macht einsetzten, daß man ihn den „Zar von Hollywood" nennt.

Natürlich haben sich die amerikanischen Filmgesellschaften nicht ohne weiteres dem Mr. Breen unterworfen. Erst als man bei der letzten Jahresbilanz die schauderude Feststellung machte, die man schon einige Jahre vorher notgedrungen zur Kenntnis nehmen mußte, die Feststellung nämlich, daß die Einnahmen an den Kinokassen wieder beträchtlich zurückgegangen sind, erst dann hat man den nüchternen, leidenschaftslosen Advokaten zum alles beherrschenden Zensor bestellt. Herr Breen soll das Gewissen des amerikanischen Volkes verkörpern, er soll von vorneherein aus den Drehbüchern, die zur Verfilmung gelangen, alle jene Szenen ausmerzen, die später, wenn der Film fertig gestellt ist, von der Leinwand herab beim Publikum Anstoß erregen und damit ungünstig auf den Kinobesuch einwirken würden.

Mr. Breen, dessen Gehalt sich mancher weltberühmte Star ersehnt, hat als erstes seiner Tätigkeit „Geheimgesetze" aufgestellt, nach denen man sich in den Studios von Hollywood unter allen Umständen zu richten hat, wenn man nicht die vertraglich vereinbarte Konventionalstrafe bezahlen will. Monate lang studierte Breen das amerikanische Kinopublikum, machte sich mit allem vertraut, was ihm gefällt, mißfällt, was es entsetzt oder entzückt. Das Ergebnis dieser Forschungen liegt jetzt in dieser „Gesetzestafel" vor. Du sollst erstens, befiehlt Breen den Regisseuren, in einem Film ein Verbrechen nur dann zeigen, wenn es eine Strafe findet. Einzelheiten oder Hinweise, durch die der Durchschnittszuschauer auf die Ausführung einer gesehenen Tat hingeleitet werden könnte, müssen vermieden bleiben. Brutalitäten irgendwelcher Art dürfen nicht gezeigt werden. Ausgesprochnungen von Matrosen, wie sie beispielsweise im Film „Meuterei auf der Bounty" vorkamen, dürfen nicht mehr vorgeführt werden.

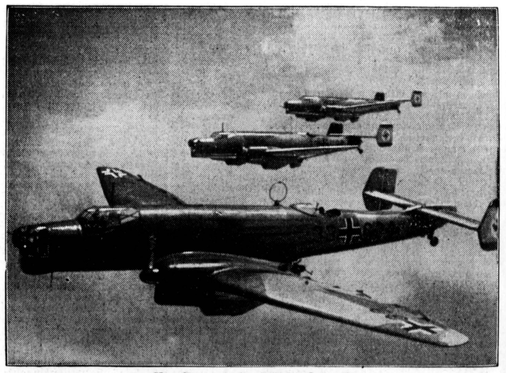
Ueberraschend erscheint die Vorschrift, daß Tänzerinnen keine schwarzen Strümpfe mehr tragen dürfen. Lynch-, Hinrichtungs- und andere Tötungsszenen dürfen nur angedeutet und nicht gezeigt werden. Zu lange dauernde Küsse sind verpönt! Liebesszenen dürfen höchstens zweieinhalb Meter Film beanspruchen, das Wort „Gott" darf nicht ausgesprochen, sondern muß umschrieben werden. Das amerikanische Leben darf nie dargestellt werden, als ob dabei der Alkohol eine wichtige Rolle spiele. In Komödien dürfen keine Betrunkenen mehr vorkommen. Eine Vorschrift, die überall begrüßt werden wird, bestimmt, daß die Geschichte und Einrichtungen anderer Nationen nicht herabgewürdigt werden dürfen. Also sprach Dr. Breen! Warten wir ab, ob die Röcke der Tanzgirls wirklich länger und die Ausschnitte der Abendkleider wirklich kürzer werden!

# Der Film von der deutschen Luftwaffe

Der Kulturfilm der Ufa „Flieger . . . Funker . . . Kanoniere . . .", der auf der Biennale in Venedig gezeigt wird, wurde auf Anregung von Generalfeldmarschall Göring in engster Zusammenarbeit mit dem Reichsluftfahrtministerium in zweijähriger Arbeit auf den Flugplätzen der Luftwaffe aufgenommen. Die Filmleute reisten kreuz und quer durch Deutschland, um einen möglichst umfassenden Querschnitt von der neuen deutschen Waffe geben zu können. „Das Publikum" — so erzählt der Gestalter Dr. Riffi selbst — „wird mit dem Filmstreifen durch alle Sparten der Luftwaffe geführt. In 3000 Meter Höhe erlebt man in der Hörsaalmaschine, wie den angehenden Offizieren praktischer Navigationsunterricht erteilt wird. Wagehalsige Rücken- und Sturzflüge bei den Kunstfliegern schnappt die Kamera ebenso auf wie die Arbeit der Aufklärungsflugzeuge, die Photo- und Funkapparate an Bord haben. Wir fliegen mit den Jagdflugzeugen auf. Ein anderes Mal kreisen wir mit unserem Flugzeug über den Kampfflugzeugen, die wie fliegende Festungen mit Bomben und Maschinengewehrschützen ausgerüstet sind. Auch die Marinefluggreitkräfte haben wir nicht vergessen, die Seeflieger, die zum Schutz der Küste und zur Unterstützung der Flotte ihre verantwortungsvolle Aufgabe erledigen. Die Luftwaffe stellte uns für unsere Filmzwecke ein offenes zweisitziges Flugzeug zur Verfügung, auf dessen Maschinengewehrstand wir die Kamera montiert hatten. Mein junger Kameramann Bleeck-Wagner war mit seinen 22 Jahren ein braver Mitarbeiter, der nicht nur mit, sondern auch den sturm- und kampferprobten Fliegern mit seinem Wagemut gefiel. Es war nicht immer ungefährlich, wenn wir in Höhen zwischen 3- bis 6000 Meter über und oft in den Wolken arbeiteten, um die Luftkämpfe zu verfolgen. Aber wir vergaßen beide alle Gefahr über der schönen Aufgabe — — —"

Der Film als ein Querschnitt durch den Aufbau der Luftwaffe zeigt auch den Bodendienst der Fliegersoldaten, für die zunächst die gleichen Ausbildungsvorschriften gelten, wie bei jeder anderen Waffengattung. Hinreißende Aufnahmen gelangen auch von der Arbeit der leichten und schweren Flakartillerie, die ebenso wie die Luft-Nachrichtentruppe einen organischen Bestandteil der Luftwaffe bildet.

Der Film ist in Deutschland schon mit den höchsten Prädikaten „staatspolitisch und künstlerisch wertvoll", „volksbildend" und als „Lehrfilm" ausgezeichnet.



Kampfflugzeuge der deutschen Luftwaffe
Aus dem Rikki-Film der Ufa „Flieger . . . Funker . . . Kanoniere"



# Haus, Hof und Garten

## Praktische Winke für September

### Im Garten

**Aussaaten.** Selbst im September lassen sich im Gemüsegarten noch verschiedene Aussaaten machen. So werden jetzt Feldsalat und Winterspinat gesäet. Auch Weißkraut, Wirsingkraut und Blaukraut werden noch angesäet, die dann als Pflanzen überwintert werden, um im Frühjahr recht frühzeitig Kraut pflanzen zu können. Ferner wird der Wintersalat ausgesäet und später hin auf entsprechende Beete verpflanzt.

**Baumschnitt.** Wenn auch der eigentliche Baumschnitt der Obstbäume allgemein in den Wintermonaten ausgeführt wird, so hat man doch mit dem recht frühzeitigen Herbstschnitt die besten Erfahrungen gemacht. Da wir in diesem Jahre eine schlechte Obsternte haben und die Bäume schon im September leer stehen, kann man diesen Baumschnitt, besonders bei den Hoch- und Halbstämmen, jetzt ausführen. Alle zu dicht stehenden, sich kreuzenden und reibenden Kronenzweige werden herausgeschnitten, damit Luft und Licht ins Innere der Obstbaumkrone gelangen können. Besonders der Fruchtholzansatz wird durch diesen zeitigen Herbstschnitt gefördert.

**Die Obsternte.** Zum Obstpflücken sollte man stets einen ausgepolsterten Pflückkorb verwenden. Die Früchte müssen gut ausgereift sein. Aepfel und Birnen sind stets mit den Stielen zu pflücken. Sie müssen vorsichtig in den Korb gelegt werden, damit keine Druckstellen entstehen. Ungünstig hängende Früchte werden mit einem Haken herangezogen oder mit dem Obstpflücker geerntet.

**Dahlien.** Die Dahlien stehen noch in vollster Blüte. Sehr wichtig ist es, die abgeblühten Blumen immer bald zu entfernen, weil sonst die Samenbildung die Pflanzen sehr schwächt. Bei etwaiger Frostgefahr müssen wir die Dahlien durch Umhängen von Säcken oder durch Ueberstellen von Frühbeetfenstern schützen. Tritt dann wieder warmes Herbstwetter ein, dann bringen uns die Dahlien immer noch einen reichen Blumenflor, während erfrorene Dahlien natürlich nicht mehr blühen.

**Zimmerblumen.** Alle Zimmerblumen, die den Sommer über im Garten standen, müssen nunmehr eingeräumt werden. Vorher aber werden die Töpfe gut abgewaschen und beschmutzte Blätter gereinigt. Abgefallene Pflanzenteile werden entfernt und, wenn nötig, auch die Pflanzen in größere Töpfe verpflanzt.

### Unsere Ziegen und Kaninchen

Nun wird das Wetter allmählich herbstlich, so daß die Ziegen oft schon einen Teil des Tages im Stall (der luftig und hell sein soll) verbringen müssen. An schönen Tagen lassen wir sie aber noch in Luft und Sonne, denn der Winter und damit die Stallhaft sind lang, und die Natur bietet jetzt noch reichlich Futter. Bei starkem Tau wartet man jedoch mit dem Austrieb, bis das Gras trocken ist, auch sollte vorher gefüttert werden. Nasses und betautes Futter wird luftig gelagert, am besten auf einem Lattenrost, damit die Luft auch von unten durchstreichen kann. Nasses Futter, das festgepackt in dumpfen, dunklen Räumen liegt, geht leicht in Gärung über und kann dann bei einer Verfütterung schwere Erkrankungen hervorrufen.

Ist bereits an die Beschaffung des Rauhfutters für die Wintermonate gedacht? Wenn nicht, dann wird es höchste Zeit. Alles Rauhfutter muß gut getrocknet sein, ebenso ist der Raum, in dem es aufbewahrt wird, vor dem Eindringen von Regen und Nässe zu schützen. Wenn möglich, lasse man sich einen reichlichen Vorrat von Haferstroh, aber nur, wenn man es richtig lagern kann. „Kampf dem Verderb" muß auch hier ein gewichtiges Wort mitsprechen, denn es hat seinen Sinn, sich Futtervorräte anzuschaffen, wenn diese dann verderben.

Denkt ferner an Klauenschnitt und Hautpflege! — Den Böcken gewähre man weiterhin viel Aufenthalt im Freien und reiche ihnen auch Kraftfutter. Das alles trägt zu einer guten Leistungsfähigkeit bei.

*

Noch immer ist auch für unsere Kaninchen der Tisch gedeckt, denn Gartenabfälle stehen jetzt reichlich zur Verfügung. Weiter liefert der Markkammkohl in seinen unteren, ausgewachsenen Blättern ein recht brauchbares Futter. Die Pflanze selbst lassen wir stehen, da sie uns in milden Wintern bis in den Dezember hinein mit Grünfutter versorgt.

Einzelne Tiere sind bereits damit beschäftigt, ihr Winterkleid anzulegen. Diese verlangen besonders sorgsame Pflege und einen trockenen Stall. Der Haarungsprozeß wird beschleunigt, wenn die betr. Kaninchen öfters mit einer harten Bürste gegen den Strich durchgebürstet werden.

Noch allwöchentlich reinige man den Stall gründlich. Namentlich den Kotecken ist besonders Aufmerksamkeit zu schenken, damit diese Ablagerungen nicht zu Brutstätten von Ungeziefer und Krankheitserregern werden. Ende des Monates wird mit der Generalreinigung auch eine Desinfektion aller Abteile verbunden, damit die Kaninchen in saubere und ungeziefertreie Winterquartiere kommen.

Die Zucht selbst ruht! Das gilt namentlich für solche Züchter, die in den kommenden Monaten über keine ausreichenden Futtervorräte verfügen.

Jetzt nehmen wir auch einmal eine Musterung unter den Jungtieren vor. Was nicht zur Fortzucht dienen soll, wird verkauft oder nach und nach abgeschlachtet.

Auch der Kaninzüchter schaffe sich — nicht zuletzt — einen großen Vorrat an Rauhfutter für den Winter an.

## Weinanbau mit Hilfe von Glasfenstern

Mit Hilfe einfacher, transportabler Glasfenster sind wir in der Lage, auch in ungünstigen kalten und nassen Sommern überall in Deutschland vom Weinstocke sichere Erträge zu ernten.

Wollen wir solches erreichen, dann müssen wir zunächst im Herbste an einer südlichen Haus- oder Gartenmauer den Boden gut vorbereiten. Im nächsten Frühjahr pflanzen wir dann an diese Mauer eine großbeerige Weinsorte, wie z. B. Weißer oder Roter Gutedel, Diamant oder Sankt Laurent, an. Nachdem wir sodann, 60—80 cm von der Mauer entfernt, einen niedrigen Mauer-, Zement- oder Holzsockel als Unterlage für die Fenster errichtet haben, werden Frühbeetfenster schräg an die Mauer gestellt, die oben gut befestigt werden, damit sie nicht etwa vom Winde umgerissen werden können. An den beiden Enden werden ein paar Seitenwände aufgestellt, die zwecks Lüftung bei warmem Sommerwetter entfernt einseitiges Glashaus, das die intensive Ausnützung der Sonnenwärme ermöglicht und nicht nur die frühere Traubenreife, sondern auch die Traubengröße sehr begünstigt. Eine derartige einfache Treibvorrichtung ist nicht teuer und macht sich bald bezahlt.

Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Kasper (M.)

### Leimringe anlegen, aber richtig!

Hin und wieder findet man, daß wohl den Obstbäumen Leimringe angelegt sind, daß man aber übersehen hat, einen solchen auch den Pfählen zu geben. Wo das nicht geschah, haben die Frostspanner-Weibchen die Möglichkeit, an den Stützpfählen bzw. über das Baumband in die Krone der Obstbäume zu gelangen und hier den Grund für ihre gefräßige und zahlreiche Nachkommenschaft zu legen. Um das zu verhindern, müssen sowohl Stamm als auch Pfahl mit Leimringen versehen werden, und es ist ferner darauf zu achten, daß diese immer sämtlich bleiben und so fest anliegen, daß darunter kein Frostspanner-Weibchen den Weg in die Baumkrone findet.

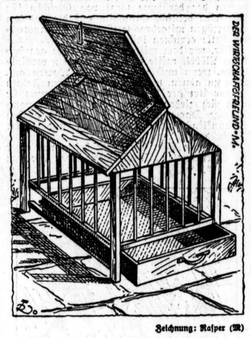
Um den Erfolg zu sichern, müssen auch die in dem Garten oder in dessen Nähe stehenden Laubbäume (Linde, Eiche, Buche usw.) mit Leimringen versehen werden.

Zeichnung: Kasper (M.)

## Futterbehälter für den Ziegenstall

Einen solchen praktischen Futterbehälter hat sich mein Siedler-Nachbar gebaut. Da in seinem Stalle die Ziegen frei herumlaufen, so braucht er die einzelnen Raufen nicht mehr zu beschicken, sondern alle Tiere haben einen gemeinsamen Futterbehälter, aus dem sie (je nach Bedarf) ihren Hunger stillen können. Die Behälter ist 1,50 Meter lang und 0,60 Meter breit. Unten befindet sich ein ausziehbarer Trog für Kraftfutter. Diese Raufe ist so aufgestellt, daß die Ziegen von allen Seiten herankönnen. Wie sie beschaffen ist, zeigt das Bild.

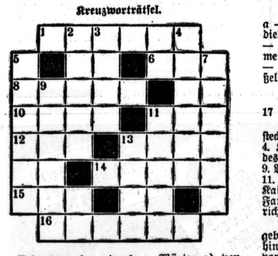
Zur Anfertigung hat vorhandenes altes Material gedient. So daß sie irgendwelche Geldausgaben nicht erforderte. Als Scharniere für das aufklappbare Dach haben Lederstreifen gedient, die sich mein Nachbar aus abgerissenen Kinderschuhen schnitt. Man sieht, bei der Herstellung dieser Futterraufe hat „Kampf dem Verderb" ganz besondere Berücksichtigung gefunden. Sie hat außerdem noch den Vorzug, daß die Ziegen ihr Futter in natürlicher Stellung einnehmen können. Beschädigungen der Wirbelsäule und Beine können nicht auftreten.



Zeichnung: Kasper (M)

Gegen die Raupe der Rübenblattwespe helfen Bespritzungen mit einer Giftbrühe, sogar Petroleum oder Karbolineum sollen schon genügen. Treten am Gemüse oder Kohl die gründlichen Eulenraupen auf, so lese man sie beizeiten ab, ehe sie das Herz der Pflanze angreifen. Ab September fressen die Erdraupen, eine andere Art von Eulen, mittelgroße Löcher in Rüben und Kartoffeln, während die ganz großen von Engerlingen und die kleinen von Drahtwürmern herrühren. Gegen die gefräßigen Erdraupen, die nachts auch an den Blättern fressen, sollen Stare und Krähen gute Dienste leisten.

### Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Schreibmittel, 6 großes Säugetier, 8 Küchengerät. 10 Kriegsgott, 11 Teil des Baumes, 12 chemischer Grundstoff, 13 Sumpfland. 14 Fluß in der griechischen Unterwelt. 15 Kühlmittel. 16 Stierkämpfer.

b) von oben nach unten: 2 Nebenfluß der Weser, 3 Stelle des Handgelenks. 4 übertriebenes Gefühl. 5 Laubbaum. 7 deutscher Reformator. 9 abgeschlossen Lebender. 11 Verfasser. 13 Weinernte.

### Silbenentnahmerätsel.

Normandie — Wahrnehmung — Freiheit — Egoist — Bevormundung — Großhandel — Bodensee — Bestürwortung — Lodenmantel — Erweiterung — Wissenschaft.

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. In der angegebenen Reihenfolge aneinandergereiht, ergeben diese Silben ein Wort von Schiller.

### Silbenrätsel.

a — as — be — bla — chow — bach — be — dieb — e — e — e — ei — fi — ge — gelb — gie — go — gu — i — in — lo — le — mei — men — ne — ne — ner — ni — nie — pos — ro — rus — se — smi — stein — tiel — ta — ter — ti — tiv — un — vall — ve — zahl — zo.

Aus vorstehenden 45 Silben wolle man 17 Wörter mit folgender Bedeutung bilden:

1. Berg in den Salzburger Alpen. 2. Verfleckter Spott. 3. Teil eines Fruchtkörpers. 4. Küstenumpf. 5. Tonabstand. 6. Erzählender Gedicht. 7. Tierschlange. 8. Große Menge. 9. Werkzeug. 10. Anderes Wort für Mißerfolg. 11. Grammatikalischer Begriff. 12. Römischer Kaiser. 13. Erdstrich. 14. Anderes Wort für Faulheit. 15. Widerruf einer falschen Nachricht. 16. Willenskraft. 17. Vorstadt von Prag.

Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn einen Ausspruch von Adelbert von Chamisso.

### Aus zwei mach eins.

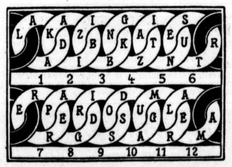
Aus je zwei Wörtern soll durch Zusammenziehen ein drittes Wort gebildet werden, und zwar in der Weise, daß von „a" immer der letzte und von „b" immer der erste Buchstabe gestrichen wird.

1. a) Flaumfeder, b) Gedanke.
2. a) Südamerikanisches Volk, b) Wurfsteine.
3. a) Längeres erzählendes Gedicht, b) Zutluß zum Lech.
4. a) Schwimmvogel, b) Geldertrag.
5. a) Weiblicher Personenname, b) Bergwerk.
6. a) Frau der seinen Gesellschaft, b) Besucher.
7. a) Verlobte, b) Verbrennungsrückstand.
8. a) Fluß in Schleswig-Holstein, b) Haustier.
9. a) Laubbaum, b) Nutz- und Zierbaum.
10. a) Schlimmer Zustand, b) Haustier.
11. a) Edelwild, b) Stachelticr.

Die elf Wörter bedeuten nach der Umwandlung: 1. Stadt in Schottland. 2. Geldeinziehung. 3. Zeitraum. 4. Bündnis. 5. Getrocknete Weinbeere. 6. Gemahlenes Gewede. 7. Beule an der Stirn. 8. Amphibie. 9. Nagetier. 10. Richtschnur. 11. Antilopenart.

Die Anfangsbuchstaben ergeben, aneinandergereiht, eine Gartenfrucht.

### Ringkette.



In jedem der zwölf Ringe befindet sich ein Wort von sechs Buchstaben mit nachstehender Bedeutung, das im Uhrzeigersinn zu lesen ist. Durch die Verschlingung der Ringe zu einer Kette sind zwei Buchstaben verdeckt, die hintereinander gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

1. Stadt in der Pfalz. 2. Beleuchtungsmittel. 3. Abgegrenztes Gebiet. 4. Ostseebad. 5. Wirbelsturm. 6. Geldschrank. 7. Deutscher Dichter. 8. Jagdleopard. 9. Grobgemahlenes Getreide. 10. Spanische Weihnachtskuchen. 11. Kennzahl. 12. Stadt in Südspanien.

### Natur und Kunst.

Das Wort mit k und auch mit d
Ist je ein deutscher Fluß;
Dem Kunstfreund wird das Wort mit p
Erhebung und Genuß.

### Silbentausch.

Erker — Waltraud — Hause — Klima — Heinze — Rabob — Basalt — Plane — Storno — Würfel — Zement

Die zweite Silbe vorstehender elf Wörter soll durch eine der nachfolgenden ausgewechselt werden. Die dann entstehenden neuen Wörter ergeben in ihren Schlußzeichen, zu einem Wort verbunden, die Bezeichnung für einen Ehemann, dessen Frau verreist ist.

de — er — kat — kow — lös — o — phir — rat — rew — rich — stei.

### Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Saal, 4. Star, 7. Polo, 8. Pate, 9. Erpel, 12. Dee, 14. Zer, 16 Aas, 17. Gesicht, 18. Man, 19. Nut, 21. Aal, 23. Wanst, 25. Amor, 26. Selb, 27. Nabe, 28. Tete. — Senkrecht: 1. Spatz, 2. Ale, 3. Lord, 4. Spee, 5. Tal, 6. Reims, 10. Pelikan, 11. Bgaa, 13. Datum, 15. Ren, 16. Alm, 18. Milan, 20. Taube, 21. Aare, 22. Bast, 23. Bob, 24. Tee.

Silbenrätsel: Hoffnung giebt in Sturmnacht Morgenroete. — 1. Haustrau, 2. Oleander, 3. Fallschirm 4. Fasan, 5. Natria, 6. Ungemach 7. Zimmerstatt, 8. Gymnasium, 9 Gorgo 10. Imker, 11 Erlkönig 12. Sandale, 13. Saturn 14. Thermometer, 15 Intermezzo. 16. Niobe 17. Spinett 18. Lagore.

Buchstabenrätsel: Eberhard, Stuetze, Staden, Urwald, Vorfreude, Breisgau, Stefan, Lahr. — Bebuetet den Wald vor Feuergefahr.

Magisches Kreuz: 1. Sellerie, 2. Kalliope, 3. Kleister, 4. Sprottau.

Auf dem Markt: Ein Apfel kostet 9 Pfennig, eine Birne 7 Pfennig.

Buchstäbliches Kapselrätsel: Wein, Erle, Neue, Neid, Ifer, Ger, Else, Ring, Olga, Damm, Eid — Wernigerode.

Literarisches Versteckrätsel: Caesar Flaischlen.

# Der Faule und die Türkin

Von Hans J. Toll

In dem alten Schlosse, das ein kleines Anhängsel des Kurortes ist, lernten sie sich kennen. Der faule Mensch, rücksichtslos entschlossen seiner Faulheit in den Tagen eines kleinen Urlaubs bis zum äußersten nachzugehen, schlich gemächlich hinter dem Trüpplein her, das die alte Beschließerin mit den sanft belehrenden Worten ihrer Erklärungen hinter sich herzog. Der Faulz sah und hörte mit dem milden Interesse, das seine Faulheit gestattete. Selbst jene bemerkenswerten Dinge, die einen Eintrittspreis von fünfzig Pfennig rechtfertigen und vor denen vorschriftsmäßig ein ehrfürchtiges Flüstern entstand, fanden nur seine mäßige, wenngleich wohlwollende Anteilnahme. Nicht einmal der jungen schwarzhaarigen Dame, die gleich ihm ein gutes Stückchen hinter dem Trupp zurückblieb, schenkte er mehr als eine nur registrierende Aufmerksamkeit. Es war ein betrübsames Zeichen dessen, daß seine Faulheit bereits seinen sonst pfleglich behandelten Hang, sich leicht und schnell zu verlieben, getroffen hatte. Sicherlich hätte er sich zu keiner Aussprache entschlossen, wenn nicht jenes große Bett gewesen wäre, das vor einigen Jahrhunderten der berühmte Graf von Gleichen für sich, seine deutsche Gemahlin und die aus den Kreuzzügen mitgebrachte türkische Sultanstochter hatte errichten lassen.

Hier, vor dem mittelalterlich soliden aparbeiteten Möbel, raffte er sich zu einigen verbindlichen, wenn auch nichtssagenden Worten auf, ohne zu ahnen, welche unübersehbaren Folgen in der Art der babylonischen Verwirrung sie nach sich ziehen sollten. Die junge schwarzhaarige Dame nämlich sah ihn aus großen tiefdunklen Augen traurig an und sagte: „Nicht deutsch".

Der faule Mensch erschrak heftig vor einer so unerwarteten Schwierigkeit, war aber zu höflich, sich nun mit einer artigen Verbeugung wieder zurückzuziehen. Er versuchte es mit den mühevoll zusammengesuchten Resten seiner kümmerlichen Sprachkenntnis, deren Nutzlosigkeit er erst einsah, als ihm die Schwarzhaarige zu verstehen gab, daß sie Türkin sei. Auf eine rührend hilflose Art wußte sie ihm das mitzuteilen, und er wäre kein Mann gewesen, wenn er nicht alsbald ein ritterliches Mitleid verspürt hätte. Vielleicht hätte seine Faulheit doch noch vor den Schwierigkeiten einer Verständigung kehrt gemacht, hätte die Türkin nicht mühsam gesagt: „Sie sagen Wort und Wort — ich verstehe." Er erkannte schnell die Vorteile, die seiner Beaumlichkeit aus einer solchen Bekanntschaft zugute kommen würden. Man hatte das Vergnügen, mit einer jungen hübschen Dame — ja, sie war hübsch — zusammen zu sein, und brauchte sich doch nicht die Mühen einer anspruchsvollen Konversation zu machen. Was hätten Aphorismen und Komplimente bei einer Frau genutzt, die sie nicht verstand? Und überdies schien es ihm von gewisser Vorbedeutung, an dieser Stelle, wo einst die türkische Sultanstochter Heimweh gehabt haben mochte, just eine Türkin kennenzulernen. Kismet schien ihm das durchaus passende Wort, zumal es einzig und allein seine türkischen Sprachkenntnisse repräsentierte.

Der Faule begann also, unter reichlicher Verwendung von Substantiven und Infinitiven die Geschichte des Grafen von Gleichen zu erzählen: „Ritter — in Krieg gehen — gegen Türken — mitbringen schöne Türkin — denken Frau tot — —." Es wurde eine Geschichte im Telegrammstil, und von ihrer leidenschaftlichen Romantik blieb nichts übrig.

*

Diese Art einer fragmentarischen Unterhaltung bildete der Faule auf gemeinsamen Spaziergängen zu einem virtuos gehandhabten Mittel der Verständigung aus. Man sprach auf diese Weise über das Wetter und das Essen, die Blumen und andere Dinge aus dem kleinen Leben. Wenn jedoch der faule Mensch versuchte, das Gespräch auf tiefere Dinge zu bringen, auf die Liebe zum Beispiel, erwies sich seine Methode der Substantive und Infinitive als unzulänglich. Die Türkin verstand nicht. Sie sah ihn mit leeren Augen an, da sprach er wieder vom Wetter. Zwar entsprachen diese Unterhaltungen, die keine Anstrengungen irgendwelcher Art notwendig machten, durchaus seiner Bequemlichkeit, doch gab es Augenblicke, in denen er die Unvollkommenheit seiner Methode der Verständigung bedauerte, weil sie so gar nicht zu Weberreitern zärtlicher Stunden ausreichen wollte. Den Faulen, der seiner Neigung zur Verliebtheit längst wieder nachging, schmerzte es, daß seine türkische Bekanntschaft zu nichts sonst taugte, als ihm die Kenntnis von drei Worten beizubringen: Inschallah, das ist verdeutscht: Gott gebe es!, und maschallah, das bedeutet: schön, und yazik, yazik, das heißt: schade, schade.

*

So waren es schöne Tage, die durch keine Leidenschaft und Erregung getrübt wurden. Bis jener Augenblick kam, da der Faule, schon den Koffer in der Hand, sich von der Hausmutter fendi verabschieden wollte, seine Substantive und Infinitive hersagte und ihn die Türkin mit einem fließenden und wohlgesetzten Deutsch überraschte. „Auf Wiedersehen", sagte sie, „leben Sie wohl und behalten Sie die Tage in schöner Erinnerung."

Er sah sie verblüfft an. „Sie haben das auswendig gelernt?" fragte er. Sie hatte nichts auswendig gelernt, sie konnte deutsch sprechen, wie es auch bei einer Türkin nicht ausblieb, die schon sieben Jahre in Deutschland war.

„Aber", fuhr sie schnell fort, „war es nicht besser so, daß ich mein Deutsch versteckte? War es nicht immer ruhig und schön zwischen uns? Und haben wir uns nicht gut erholt?" „Inschallah", sagte er und dachte verzweifelt an manche stille Stunde, in der er viel zu sagen gehabt hätte.

„Bitte", rief sie ihm nach, „sagen Sie, daß es schön war." Und während der Zug schon fuhr, nickte er zurück:

„Maschallah, maschallah."

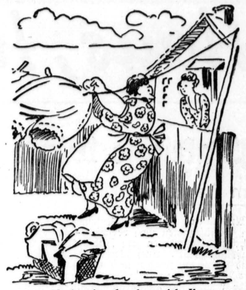
*

Es bliebe noch von einem faulen Menschen zu berichten, der, wieder zu Hause, durch den seltsamen Telegrammstil seiner Worte auffiel. Auch wollte man beobachtet haben, wie er bisweilen den Kopf schüttelte, sich vor die Stirn schlug und flüsterte:

„Yazik, yazik!"

„Sie reisen schon wieder ab, gefällt es Ihnen hier nicht?"
„Doch, doch, aber zu Hause regnet es billiger!"

„So, Herr Bademeister, nun lassen Sie mich raus, jetzt habe ich keinen Durst mehr!"
Zeichnung: (2) Hannsen — M.)



„Liebe Nachbarin, das kann ich Ihnen versichern: bei uns habe ich die Hosen an!"

„Wie konnten Sie mir diese Krücke als echt Elfenbein verkaufen? Sie ist doch eine ganz üble Nachahmung!"
„Na, kann ich etwas dafür, wenn der Elefant falsche Zähne gehabt hat?"

*

Lehrer: „Nennt mir mal Tiere, die auf dem Felde und im Walde leben!"
Die Kinder: „Das Häschen, das Täubchen, das Mäuschen!"
Lehrer: „Sehr schön, aber warum braucht ihr denn fortwährend die Verkleinerungsform? Na, sag du mal ein Tier, Willi!"
Willi: „Der Kanin, Herr Lehrer!"

*

„Sind deine Füße auch sauber?" schnauzte eine Portiersfrau hinter einem Laufburschen her, der mit Paketen beladen die Treppe hinaufstieg.
„Klar", rief der Junge zurück, „nur meine Stiefel sind schmutzig!"

*

„Warum willst du unbedingt wissen, was dieses Fremdwort bedeutet?"
„Weil Papa gesagt hat, das brauchte ich noch nicht zu wissen!"

*

Schwan war im Schwimmbad gewesen. Schwan kam mit einer Beule am Kopf nach Hause.
„Was ist geschehen, Schwan?"
„Ich habe meiner Frau auf dem Sprungbrett einen Klaps hintendrauf gegeben!"
„Und?"
„Es war nicht meine Frau."

*

Fritzchen war spielen und sieht entsprechend aus, als er nach Hause kommt.
„Schämst du dich denn nicht, du Muzebub", schimpft der Vater, „so schmutzig herumzulaufen?"
„Nein", meint da Fritzchen treuherzig, „du hast doch selbst gesagt, man soll einen Menschen nicht nach seinem Aussehen beurteilen." (Fliegende Blätter.)

*

Lehrerin: „Wie nennt man die Wesen, die teils im Wasser, teils auf dem Lande leben?"
Lottchen: „Badegäste."

*

Paulchen kommt nach längerem Fehlen wieder zur Schule und hat den Hals dick umwickelt. Von seiner Mutter legt er einen Entschuldigungsbrief hin, der lautete: „Bitte, lassen Sie meinen Sohn heute kein Englisch lernen, seine Stimme ist noch so heiser, daß er kaum Deutsch sprechen kann. (Die Woche.)

*

Herr Klappkrake hat die Gewohnheit, beim Essen seinen Hund neben sich auf dem Stuhl zu haben. Obendrein ist er sehr zerstreut. So geschah es, daß ihn bei einer Gesellschaft seine Tischdame am Aermel zupft, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen. Herr Klappkrake erwacht aus seinem Grübeln, nimmt einen Knochen von seinem Teller und murmelt:
„Sei ruhig! Nimm den Knochen hier in die Schnauze und frik!"

*

„Na, Junge, was willst du denn einmal werden, wenn du groß bist?"
„Zuerst Lehrer, das will Vater haben, dann Musiker, das will Mutter haben, und dann werde ich Flieger!"

*

Arzt: „Bei Ihrem Husten, mein Lieber, sollten Sie kein Bier mehr trinken, auch keinen Wein und noch weniger Schnaps!"
Patient: „Sie meinen also, Herr Doktor, ich soll bloß noch husten?"

*

Mohndubel hat Besuch gehabt. Es ist ein wenig gezecht worden, und als Mohndubel seine Freunde an die Treppe bringen will, rutscht er aus und fällt die ganze Treppe hinunter.
„Ach Gott", bedauern ihn die Freunde, als sie unten angelangt sind, „so ein Pech, die ganze Treppe herunterzufallen."
„Ach", meint da Mohndubel und rappelt sich hoch, „das ist nicht so schlimm. Ich wollte euch sowieso bis zur Haustür begleiten."
(Lustige Blätter.)

*

„Der Posten des Kassierers, den wir neu besetzen wollen, wird mit zweihundert Mark monatlich bezahlt!"
„Damit kommt man aber nicht weit!" erwidert der Bewerber.
„Das ist auch nicht beabsichtigt!"

„Das fehlte mir auch noch! Jetzt habe ich beim Weltrekordläufer eingebrochen!"
(London Opinion.)

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Damenbart
Sichere Entfernung läßt Haare d. d. weibl. Helwakakur. Sehr bewährt u. a. von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Großer Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Dankerfüllte Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Helwaka m. Stern, reichspatent. Wr. 466506 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, f. groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Ohrenleiden läßt sich vermeiden und eines mindestens lindern durch: Akustika die prämiierte Schallmuschel. Ohrprothese. Wohltat bei Zugluft, Wind u. i. Baden. In both u. Drog. 30, 90, 96. AKUSTIKA-SPANDAU

Herdfeger besser denn je

Dr. Oetker's Pudding-Pulver Vanille
Dr. Oetker's Puddingpulver SAHNE GESCHMACK
Dr. Oetker's Puddingpulver stets in gleicher Güte!

Wie machen das die Meiers bloß?
Wie machen das die Meiers bloß? Die ganzen Töchter sind sie los, Gleich Fünfe nach der Reih', Die Sache ist sehr leicht erklärt. Es hat sich wiederum bewährt — Man sieht's am Resultat: Im „7. Tag" das Heiratseinserat. *Auflage zur Zeit über 37 000

Heiraten
Fräul., 32 J., kath., v. Lande, wünscht einen lieb. Herrn in sicherer Lebensstellung kennen zu lernen zwecks Heirat
Austeuer ist vorhanden. Zuschrift. mit Bild unt. 1148/2 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Mosin mit dem Gemüse!
Alles wird eingekocht in Gläsern Marke REXI - Mit REX absolutes Gelingen — aber Glas, Ring und Zubehörteile müssen die Marke REX tragen!
Rezepte kostenlos! Preisliste über Vorratsgläser Marke PONCET, die treuen Küchenhelfer, gratis. REX-Conserven Ges. m. b. H. Oeflingen (Baden)

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg II/29

Glück gehabt aber in Wahrheit waren bessere Nerven die Rettung. Die moderne Zeit verlangt unbedingt Nerven und Nervenpflege. Nehmen Sie regelmäßig Quick mit Lezithin für Herz und Nerven
Fckg. RM 0.30 u. 1.15, Kurpck. 4.- in Apotheken u. Drogerien

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": z. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

4. Jahrg. – Nr. 38 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 18. Sept. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Vorüber?

„Der Sommer ist nun vorüber", hört man sagen von Haus zu Haus, über den Gartenzaun oder, auf der Straße, wo sich zwei Menschen begegnen und sich eben nur dies zu sagen haben, daß der Sommer vorüber, daß es mit den schönen Tagen vorbei ist. Und dabei sieht, wer darauf achtgibt, Gesichter, als wäre morgen schon Wintersanfang und als folgten Regen und Kälte nun über unabsehbare Tage. Aber es ist das ja, wenn irgendetwas, an dem sich unser Herz und Auge berauscht hat, nun nicht mehr ist, sich gewandelt hat, dann verlieren wir leicht alle Hoffnung und sehen das Neue mit Mißtrauen an, bis daß . . . ja, bis daß wir dann eines Besseren belehrt werden, beispielsweise heuer, daß wie eine Schwalbe keinen Frühling, ein kühler Tag auch keinen Winter macht. Die schönen Tage sind nicht zu Ende, es gibt sie nur nicht mehr im Ueberfluß, sie werden gewissermaßen sparsamer verteilt. Man muß darauf achtgeben und sie wie ein Geschenk empfangen, man kann sie nicht mehr achtlos und ohne Ueberlegung vergeuden. Was selten ist, gewinnt seinen Wert; darum lernen wir eigentlich jetzt im beginnenden Herbst erst einen Sonnentag recht zu schätzen und zu würdigen. Und nehmen sehen, daß die Freuden nur andere geworden sind, aber nicht weniger groß, überraschend und beseligend.

*

Man weiß morgens noch längst nicht, was man mittags hat. Ueberraschung ist Trumpf. Da sacken die Nebel wie schwere Tücher tief auf die Dächer, seiner Sprühregen feuchtet die Scheiben, und plötzlich ist in einer Stunde des Mittags der ganze Himmel strahlende Heiterkeit, es wird warm und sommerlich, und die Menschen reißen die Fenster weit auf, daß der vorsichtig angeheizte Ofen vor Schreck erlischt. Auf den Straßen draußen und den kleinen Wegen zu den Gärten ist es im Nu lebendig, und in aller Augen steht ein dankbares Leuchten. Freundlicher Gruß geht von Mund zu Mund, und mit einemmal scheint die ganze Erde völlig verwandelt, verjüngt und verklärt. Freilich, wer nun „morgen" sagt, hat schon verloren; denn morgen kann der Wind und der Sturm sich schon wieder mit den Baumkronen raufen. „Heute" heißt die Parole und „jetzt". Nütze den Augenblick, die Stunde, die dir geschenkt ist, um die du nicht feilschen und die du nur nehmen oder verlieren kannst.

*

Also nehmen! An den freien Nachmittagen oder Sonntagen muß einmal alles stehen und liegen bleiben. Der Knotenstock muß her und der Regenmantel (auch darin gibt es ja Ueberraschungen!); denn es ist nun nirgends so schön wie draußen in der weiten Landschaft unter dem wolkigen Himmel. Der Wind geht da, ein frischer launiger Wind. Und die Felder liegen auf den Hügelrücken wie große ausgebreitete bunte Tücher: Blaßgelb die weiten Stoppeln, saftgrün die Rübenfelder, und unter den segelnden Wolkenfrachten führt der Bauer hinter schwer im Erdreich klaffenden Pferden den Pflug durch das abgeerntete Land. Ruhig und gleichmäßig zieht der Pflug hinauf und hinunter, unzählige Mal, als gäbe es da kein Ende. Wahrhaftig und wirklich ist hier, was der Dichter Jakob Kneip dem Bauern sagt:

„Hinterm Pflug, in gleichem Schritt,
Hoch am Himmel schreitest du
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.

„Herbstblumen", Zeichnung von Ernst H. Grunwald (Bavaria-Verlag, Gauting)

Und der dunkle Zug der Ahnen
Schreitet in der Furche mit,
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.

In der Heide aber hat schon die herrlichste aller Herbstblumen ihre Pracht entfaltet: das Heidekraut. Und wer es unternimmt, im Frühherbst noch eine Wanderung durch weites Heideland zu machen, wird bis in den tiefen Winter hinein von den Schönheiten solcher Tage zehren. Violett brennt die Erde, soweit das Auge reicht, und auf nur fußbreiten Wegen kann man ganz allein mit sich und der Welt sich den Frieden des Herzens erwandern. Von dort und dort ragt eine Gruppe zottiger Föhren wie Vagabunden, leicht im Winde gebeugt, als wären sie von sehr weit hierhergekommen. Und drüben lachen die Birken in ihrer silbernen mädchenhaften Art und halten ihren albernen Klatsch über alles, was sie an den Menschenkindern, die hier vorüberkommen, töricht und lächerlich finden. In der Heide aber summen die Bienen und vom Walde her kommt der Wind und macht seine herbstliche Musik. Dicke Sträuße von Heidekraut aber wandern jetzt in die Städte, leuchten in den Stuben und Zimmern noch durch viele regnerische Tage.

Warum sollen wir also sagen: vorbei? Vieles gibt es auszukosten, und könnte einer nichts, als in seinem Zimmer am Fenster stehen: in einen kleinen Garten hinausschauen, wo sich auf den Beeten die bunte Pracht der Herbstblumen, der Georginen, Dahlien und Astern berauschend entfaltet, zu lauschen, wenn der Wind den jauchzenden Ruf der Kinder vom Drachenspiel herverschlägt und den Glutball der Sonne hinter den Dächern versinken zu sehen, — er hätte der herbstlichen Schönheit unvergeßlich viel geschaut.

Josef J. Link.

# Oberst Townley

Von Heinrich Litterer

Es war im Burenkrieg. Die Abteilung des Obersten Townley, die als eine der tapferen galt und aus auserlesenen Truppen bestand, hatte eine Truppe von etwa 50 Mann Buren nach hartem Widerstand überwunden und gefangen genommen. Die Verluste der Engländer waren schwer und die Stimmung erbittert. Von höherer Stelle aus war den Offizieren nahegelegt, den Krieg schonungslos durchzutragen, da die Buren als Rebellen galten und demzufolge zu behandeln seien. Die Gefangenen standen im Augenblick ihrer Gefangennahme vor dem Kriegsgericht: dem einzelnen Offizier war es freigestellt, wieweit er von dem ihm zustehenden Kriegsrecht Gebrauch machen wollte. Oberst Townley liebte seine Soldaten und es war ihm nicht gleichgültig, daß so viele gefallen waren. Er teilte die Erbitterung und war fest entschlossen, mit aller Energie durchzugreifen, um jeden Gedanken des Widerstandes auch moralisch zu unterdrücken. Er mag, als ihm die Gefangennahme der fünfzig mitgeteilt wurde, daher nicht das Schicksal der einzelnen, sondern das Gesamtinteresse der von ihm vertretenen Nation. Harte, unerbittliche Handlung war das Gebot der Stunde, da das Feuer des Aufruhrs überall emporlohte und jeder Tag der Nachsicht nur neue Opfer fordern mußte. Er war Soldat und wußte, daß das Leben des einzelnen nichts galt, wenn die Gesamtheit es fordert. Noch nie in seinem Leben war er von dieser Richtlinie abgewichen. Auch heute nicht, da er den Befehl gab, man möge jeden siebenten Mann der Buren erschießen, die anderen aber als Gefangene behandeln. Er hielt es aber für tunlich, diese Auslese selbst zu überwachen, einmal, um den Gegner zu studieren, welches Material diesem zur Verfügung stand und zum anderen, ob vielleicht irgend etwas Brauchbares durch Ausfragen zu erreichen war. Die 50 Gefangenen standen in einem ungeordneten Haufen, bleich, hungrig, finster. Es war, als läge die Reue über ihnen, daß sie sich gefangen gegeben hatten. Oberst Townley musterte sie scharf: wenn nicht alles trügte, würde keiner dieser Burschen eine Aussage machen, kein einziger, auch der jüngste nicht, ein Kerl von vielleicht 17 Jahren. Und ob er damit sein Ziel auch nicht erreichte und vielleicht mit diesen Opfern den weiteren Weg erkaufen mußte; sein soldatisches Herz freute sich dessen doch. Und es kam, wie er vorhergesehen: sie schwiegen alle trotzig und gaben überhaupt keine Antwort. Keiner. Oberst Townleys Gesicht wurde, während sein Herz zufrieden lächelte, hart und unerbittlich. Er ritt vor die Gefangenen. „Ihr seid Rebellen", sagte er, und die Sätze knallten wie Schüsse, „und habt keine Schonung und Milde verdient. Wir wollen aber nicht, daß die ganze Strenge des Kriegsgerichtes auf euch fällt. So wird nur jeder siebente Mann erschossen . . ." und wie solches gesprochen ward, sah er die Reihe lang, die er aus den Gefangenen hatte bilden lassen. Kein Zucken, kein Rühren, kein Ausdruck. Sollten sie ihn nicht verstanden haben? „Jeder siebente Mann wird erschossen!" wiederholte, mit Nachdruck, der Oberst, aber wieder schwieg und trotzte ihn die Reihe an, als wäre sie nur ein Mann. „Fertigmachen!" kommandierte der Oberst. Die besten Scharfschützen seiner Abteilung machten sich schußfertig, traten vor die Gefangenen. Ein Leutnant zählte ab, ließ jeden siebenten Mann vortreten. Da beobachtete des Obersten scharfes Auge, daß der 17-jährige Burenbursche, den er vorhin schon bemerkt hatte, seinen Nebenmann rasch herüberzog und sich an seine Stelle pflanzte; ah, war das durchbrechende Lebenslust, war das endlich das Zeichen, daß warmes Leben in dieser Reihe pulsierte? War das vielleicht Feigheit? Nun, ein junger, blutjunger Bursche hat schon noch das Recht zum Leben . . . Aber das Los fiel gerade auf diesen jungen Burschen, und nun stand er, zum Tode bereit, vor der Reihe der anderen. Die soldatische Gewissenhaftigkeit des Obersten ertrug das nicht; er wollte wissen, was nun diesen Menschen bewog, sich für den anderen einzusetzen. Er ließ den Burschen vor sich bringen. „Warum hast du deinen Platz mit dem deines Nebenmannes vertauscht?" frug streng der Oberst. „Weil mein Nebenmann Frau und drei Kinder hat" versetzte unerschrocken der Bursche. „So willst du also für jenen sterben?" frug der Oberst, „ja", erklang die einfache Antwort.

Da ist es nun geschehen, daß der Oberst Townley seine soldatische Richtschnur verletzte und zum ersten Male in seinem Leben einen einmal gegebenen Befehl zurücknahm. Denn er ließ niemanden hinrichten. Und reiste, nachdem dieses geschehen war, zurück ins Hauptquartier und bat um seine Entlassung. „Warum wollen Sie gehen?" frug freundlich der General. „Sie haben Ihre Truppe zu jeder Zufriedenheit geführt, und ich verrate Ihnen nicht zuviel, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie zur Beförderung vorgeschlagen habe . . ." „Ich habe" antwortete der Oberst, „meine Pflicht verletzt, indem ich einen einmal gegebenen Befehl zurücknahm . . ." „Wie soll ich das verstehen?" „Ich ließ einige Mann, die ich bereits zum Tode verurteilt hatte, wieder frei . . ." „Sie hatten doch wohl eine Begründung dafür?" frug vermittelnd der General. „Menschlich gesehen: ja, als Soldat betrachtet: nein! Ich habe, wie Sie sehen, Herr General, die Konsequenten bereits gezogen . . ." „Aber erzählen Sie doch bitte! Man verliert nicht gerne einen so bewährten Offizier wie Sie einer sind." „Zu liebenswürdig, Herr General, aber Sie wissen: der Entschluß eines Soldaten ist einmalig. Das ist es ja, daß ich dessen nicht achtete, aber nun lassen Sie mich wieder Soldat sein und ehren Sie mich, indem Sie mir die erbetene Entlassung geben. Es könnte leicht sein, daß der Mensch wiederum über den Soldaten siegt. Und das soll nicht sein . . ."

Oberst Townley wurde entlassen. Er hat sein Erlebnis für sich behalten. Was ihn bewegte, ist offenbar durch seine Offiziere lautgeworden. Die haben übrigens erzählt, daß der junge, todbereite Bursche aus dem Gefangenenlager ausbrach, wieder in den Reihen der Buren mitkämpfte und dann doch schließlich im Kampfe fiel.

# Der Hellseher

Von Heinrich Riedel

Wahrsager und Hellseher können zwar meist nicht hellsehen, aber sie sind — durch Veranlagung und Erfahrung — oft sehr gute Menschenkenner und in diesen Sinne tatsächlich „Seher" als ihre Mitmenschen.

Da lebt zum Beispiel in der Mark Brandenburg auf seinem Gut Herr von Köperlitz — übrigens ein Nachfahr jenes uralten Geschlechtes, das manchen braven Kreuz-, später allerdings auch manchen Raubritter gestellt hat, die der bekannte eiserne Kurfürst dann leider hatte hängen lassen müssen.

Auf dem Gut war in letzter Zeit nach und nach ein Teil des alten, kostbaren Tafelsilbers gestohlen worden. Als Täter kam nur jemand von der Dienerschaft in Betracht. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Es mußte ein äußerst geriebener Bursche sein.

Herr v. Köperlitz hatte schon einmal einen Privatdetektiv dagehabt, der in der Rolle eines Kammerdieners vier Wochen lang auf der Lauer lag, aber nichts herausbrachte. Der temperamentvolle Schloßherr sagte ihm beim Abschied, er sei das Essen nicht wert gewesen, das er bekommen habe.

Schließlich ließ er sich — mehr aus Galgenhumor als in der Hoffnung, daß es wirklich was nütze — aus der nahen Stadt einen dort ziemlich bekannten Hellseher kommen, der schon manches aufgeklärt haben sollte, was dem gewöhnlichen Menschenverstand verborgen blieb.

Der Hellseher, Herr Ben Aribna, kam und ließ den großen Speisesaal für den Abend auf besondere Weise herrichten. Alle Fenster wurden dick verhangen, und auf der langen Tafel stellte man eine Anzahl Kerzen auf.

Abends wurde die ganze Dienerschaft in diesem Raum versammelt und um den Tisch gesetzt, die Kerzen wurden angezündet, und der Hellseher nahm in einem bisselsten, mit sonderbaren Zeichen bestickten Gewand auf einem erhöhten Sessel Platz.

Vor sich hatte er eine Räucherpfanne stehen, der ein süßlicher, bekemmender Duft entstieg. Er starrte lange schweigend in den schwelenden Rauch, als ob er in unendliche Fernen sähe. Die Anwesenden lachten heimlich über den ganzen Hokuspokus.

*

Ben Aribna aber ließ sich nicht im geringsten dadurch irre machen, sondern begann unerwartet, unverständliche Sätze in einer unbekannten Sprache zu murmeln. Es klang wie eine Beschwörung. Auf einmal brach er ab, und es herrschte wieder Totenstille. Die flackernden Kerzenflämmchen tauchten alles in ein geisterhaftes Licht.

Mit einer plötzlichen Bewegung holte der Hellseher eine Anzahl Strohhalme aus seiner Tasche, legte sie vor sich hin und begann wieder zu sprechen, jetzt auf Deutsch, langsam und mit monotoner Stimme:

„In der Natur gibt es Kräfte, die nur Auserlesenen zu Gebote stehen. Diese Kräfte sind unsichtbar und für gewöhnlich unfühlbar; aber sie können zu solcher Wucht anwachsen, daß sie jedem, der sie erlebt, die Haare sträuben und das Mark der Gebeine erschauern machen. Und schon mancher, der vom rechten Weg abwich, haben diese Kräfte das Haupt in den Nacken gedreht."

Die Gesichter rings um den Tisch wurden merklich ernster. Der Magier redete in derselben Art noch eine ganze Weile weiter. Unaufhaltsam floß ihm der Redestrom über die Lippen, mit einer Ueberzeugungskraft, die jeden Zweifel ausschloß. Und seine Stimme, die zuerst so sanft und ruhig geklungen, wurde stärker, drohender. Keiner mehr konnte sich dem Einfluß seiner Worte entziehen. Sie waren wie in einem Bann. Alles, was sie je gehört hatten von Gespenstern und Dämonen wurde in ihnen schreckhaft lebendig.

„Ich habe hier", schloß der Mann im violetten Gewand, während inzwischen die Kerzen fast heruntergebrannt waren, „neun Strohhalme, alle von der gleichen Länge. Mit ihnen werde ich den einen Unehrlichen unter euch, der das Silber gestohlen hat, entdecken. — Jeder nehme einen Halm zur Hand."

Die Anwesenden leisteten stumm Folge.

„Sobald die letzte Kerze verlöscht, wird ein starker Knall ertönen. Darauf steckt ein jeder von euch seinen Strohhalm in den Mund, keinem gelbiebt was. Bloß der Halm des Täters wird gleich um ein ganzes Stück länger werden. Achtung!"

Die Kerze erlosch, der Knall ertönte, alle schreckten zusammen und steckten ihren Halm in den Mund.

Im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und der hereintretende Schloßherr machte Licht.

Der Magier stand auf: „Bitte alle Halme auf den Tisch legen!"

Sie taten es. Doch keiner der Halme war länger geworden. Einer der Diener legte sogar mit etwas scheuem Blick einen Halm hin, der ein Stück kürzer geworden war.

„Sie sind der Täter!" sagte der Magier in sehr bestimmtem Ton und trat auf ihn zu.

Und der Diener, maßlos erstaunt, gestand im ersten Schreck. Er hatte aus Besorgnis, daß sein Halm länger werden würde, ein Stück abgebissen, um das verräterische Längenwachstum wieder auszugleichen.

Jo-Jo

# Die Rache der Gespenster

*Der „Klub der Dreizehn" mußte seine Pforten schließen — Wenn man die „bösen Geister" herausfordert*

In keinem Land ist der Glaube an Gespenster und Spukerscheinungen so verbreitet und nirgendwo wird mit solcher Begeisterung spiritistischen Betätigungen gehuldigt, wie in England, dessen „Geisterhäuser" und „Spukschlösser" ja hinreichend bekannt sind. Daß nunmehr der bekannte „Klub der Dreizehn" in London seine Pforten schließen mußte, weil seine Bemühungen um die Bekämpfung des Aberglaubens ein klägliches Fiasko erlebten, ist ein erneuter Beweis, daß der Geisterglaube im britischen Inselreich viel fester verankert ist, als das im alltäglichen Leben zum Ausdruck kommt.

Offenbar haben sich die „Geister" durch die Tätigkeit des „13 Club" herausgefordert und beleidigt gefühlt, denn sie spielten in der letzten Zeit den mutigen Mitgliedern des Vereins gar übel mit. Aufgeklärte werden sagen, daß alles nur Zufall sei und nichts mit jenseitigen Kräften zu tun habe. Tatsache bleibt, daß der „Klub der Dreizehn" keine neuen Mitglieder mehr findet, die bereit sind, durch fortgesetzte Herausforderungen des Schicksals unter Umständen noch die „Rache der Gespenster" auf sich zu laden. Eine Londoner Sonntagszeitung begründete dieses überraschende Ende einer Vereinigung von aufgeklärten Menschen ganz richtig damit, daß zwar die meisten Engländer nicht direkt an Geister glauben, daß sie es aber lieber vermeiden würden, den Glauben an Spuk und Gespenster offiziell zu verspotten — für den Fall, daß es etwas derartiges wider Erwarten doch gäbe, was man nicht so genau wissen könne.

Der „13 Club" hatte jeweils dreizehn aktive Mitglieder, aber dazu gesellten sich zahlreiche Gönner und passive Mitglieder, die die Bestrebungen des Vereins, den Aberglauben auszurotten, ideell und finanziell unterstützten. Es war die Pflicht jedes Mitgliedes, täglich alles zu tun, was „Unglück bringt". Man saß zu dreizehn am Tisch und bediente sich der „Unglücksnummer" 13 bei jeder Gelegenheit. Freitag, der Dreizehnte, galt als Festtag des Klubs. Man stieg mit dem linken Fuß auf dem Bett, zündete stets drei Zigaretten mit einem Streichholz an, hatte einen eigenen schwarzen „Klubkater", der den Mitgliedern fortgesetzt „über den Weg" lief. Man setzte sich unter Leitern und lief mit aufgespanntem Regenschirm im Zimmer herum, man verhöhnte Maskotten und Glücksamuletten, kurzum, man bemühte sich nach jeder Richtung hin den Aberglauben ad absurdum zu führen. Darüber hinaus wurden aufklärende Vorträge veranstaltet, man wandte sich dagegen, daß man beispielsweise heute noch im Osten von London „Drachenblut" als Zaubermittel an unglücklich verliebte Mädchen verkaufe, obwohl doch jeder wisse, daß es keine Drachen gäbe, daß man auf dem Lande harmlose alte Frauen als Hexen bezeichne, die daran schuld seien, daß die Kühe keine Milch gäben und dergleichen mehr. Man bewies, daß es sinnlos sei, eine Kartoffel als Mittel gegen Rheumatismus in der Tasche zu tragen, und daß alle Geistererscheinungen nur der Phantasie hysterischer Menschen entstammten.

Der Zufall hat sich einen besonderen Streich geleistet, als er die dreizehn aufgeklärten Herren in eine Pechserie geraten ließ. Hintereinander geschah es, daß der eine einem Jagdunfall zum Opfer fiel, während ein anderer mit dem Kraftwagen verunglückte. Ein drittes Mitglied machte Konkurs, ein viertes erblindete bei einer Explosion in einem Laboratorium. Als sich unlängst gar gleich drei Mitglieder eine Pilzvergiftung zuzogen und ein anderer Dreizehnermann sich wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht zu verantworten hatte, war es um den Klub geschehen. Niemand war bereit, dieses Spiel mit den bösen Geistern weiterzuspielen, und so hat nun der „13 Club" vorerst seine Sitzungen eingestellt.

# Dies nebenbe

Was würden Sie einem sagen, der h gegenüber behaupten würde, daß Fis Treppen steigen können? Sie wü ihn für irrsinnig halten und hinauswe Aber zu Unrecht, denn Fische können sächlich Treppen steigen — sie müsse sogar, wenn sie den Murray-Fluß im S Viktoria (USA) hinaufwandern wollen. her hatten es die guten Fische, Kabe und Lachse, sehr schwer, denn in den z reichen Wehren und Fällen sind sie n geheuren Mengen zu Tode gekommen. paßte hinwiederum den Fischern nicht, d natürlich daraus großer Schaden erwu So sind sie auf den Gedanken gekomm den Fischen Treppen in Form von a stufen kleinen Weihern zu bauen, um auf diese Weise über die gefahrvollen W serfälle hinwegzubringen. Und siehe da! intelligenten Fische (denn man kann d nun nicht noch sagen, daß sie dumm wär hatten bald ihren Vorteil begriffen und w ten sich ihrer zu bedienen. Sie sprang von Stufe zu Stufe und ruhten sich jedes eine Weile aus, ehe sie den nächsten Spr nach oben wagten. In Kanada haben es Lachse übrigens noch bequemer: sie wer mit einem regelrechten „Fahrstuhl" von d tiefsten Punkt unter den Wasserfällen, wo sich ansammeln, nach oben gefahren.

*

Wo sind die elegantesten Männ der Welt zu finden? In Hollywood. nimmt nicht weiter wunder. Aber Sie in wenn Sie nun auf die berühmten Filmsch spieler oder Magnaten tippen. Nein, i Namen kennt niemand; die spielen a weiter gar keine Rolle. Die elegantes Männer sind die sogenannten „dress extra die Anzugstatisten. Es sind die Männer, in den Filmen das elegante Publikum z zustellen haben. Eine verhältnismäßig ringe Zahl: etwa 200 von den insgesa 28 000 Statisten der Filmstadt. Ein solc Statist muß neben den elegantesten U gangsformen eine vielseitige Garderobe sitzen. Er muß wissen, was er anzuzie hat, wenn er die Aufforderung erhält, zu einem englischen Derby zu kleiden o zum Theater, zu einem Abendbummel du die Weltstadtstraßen oder gar zu einer milienfestlichkeit. Dabei erhalten die „dress extras" nur eine Bezahlung von et 25 Dollar pro Tag, da bleibt, wenn sie Unkosten für die kostspielige Garderobe ziehen, garnicht mehr so viel übrig. A was spielt denn schon das Geld für e Rolle, wenn man den Ruhm besitzt, zu elegantesten Männern der Welt zu zähle

*

Wenn wir übrigens gerade von amer kanischen Gehältern sprechen: Rieseneinkommen, von denen wir hier Europa immer noch zu träumen pfleg wenn wir an amerikanische Verhältni denken, erweisen sich beim näheren Zuse als utopisch. Die Statistik redet da eine w nüchternere Sprache. Nach einer umfassend Erhebung des „National Resource Committe beträgt das Durchschnittseinkommen für Drittel der amerikanischen Bevölkerung w rend des Jahres 1935/36 nur 470 Dollar Jahr, also noch nicht ganz 100 Mark Monat. Die Hälfte aller amerikanischen F milien hat weniger als 1070 Dollar, zu Drittel weniger als 1430 Dollar und ne Zehntel weniger als 2500 Dollar Jahres kommen. Die Rieseneinkommen verteil sich wie folgt: 13 000 Familien hatten 50- 100 000 Dollar im Jahr, 4000 Familien 100 bis 250 000 Dollar, 916 Familien 250 000 500 000 Dollar, 240 Familien 500 000 1 000 000 Dollar. Bei gleicher Verteil würden etwa auf jede amerikanische Fam 1500 Dollar im Jahre kommen. Also were die reichen Onkels aus Amerika auch w immer seltener werden.

*

Daß die lieben Frauen es oft mit ih Männern schwer haben, ist eine bekan Tatsache. Manche Frauen ärgern sich d über, sie werden gütig und häßlich dab und es wird doch nicht besser davon, Ande tragen es mit Humor, das erleichtert d Sache wesentlich. So hatte sicher jene Fr Humor, die im Jahre 1885 allen ihren schlechts- und Leidensgenossinnen folgend Rezept gab, um ihre Männer ste bei guter Laune zu erhalte „Rechne: 3 Pfund Geduld, 2 Pfund Nachsi und 1 Pfund Vorsicht. Mische das un Aufschüttung von 1 Liter kaltem Wasser wo untereinander und lasse es so lange geh bis es zu einem Teig geworden ist. S dann mische unter fleißigem Schaffen Gewürz so viel gute Laune bei, daß d Teig ganz davon durchdrungen wird: bac ihn im Backofen der Liebe gut und dauer haft und gib dem Mann von Zeit zu Ze ein Stückchen davon, mit Feinheit bestre zu genießen." Wir denken, daß ein solch Rezept nicht schlecht ist und wären begier das erste Stückchen von diesem „Laun kuchen" serviert zu bekommen.

*

Die Seekrankheit macht der Medizi schon seit langer Zeit viele Sorgen, ist doch den Gelehrten bis heute noch nic gelungen, die Ursache dieser Krankheit z zuhellen und ein Mittel zu entdecken, d unter allen Umständen vorbeugende od heilende Wirkung hätte. Von Buenos Air kommt nun der Vorschlag zur Gründu eines Internationalen Komitees dem Spezialärzte aller seefahrenden N tionen angehören sollen. Man ließ sich d bei von dem Gedanken leiten, daß es s überstaatlicher Zusammenarbeit vielleic leichter möglich sei, der trotz ihres häufig Auftretens immer noch geheimnisvoll Krankheit zu Leibe zu rücken. In eine Zentralinstitut sollen alle Erfahrungen Heilerfolge, Krankheitssymptome und Hä figkeitsstatistiken gesammelt werden.

Jo-Jo

# Wir knipsten in Nürnberg

**Tag der Wehrmacht in Nürnberg**

Einen eindrucksvollen Abschluß des 10. Reichsparteitages bildeten die Vorführungen der Wehrmacht vor dem Führer auf der Zeppelinwiese. Der Führer fährt die Front der aufgestellten Truppenverbände ab. Neben dem Führer der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Raeder. (Bildtelegramm, Presse-Hoffmann, Zander, M.)

**Der Appell der HJ. vor dem Führer im Stadion**

Schmetternde Fanfarenklänge, Trommelschläge im Tausenden von jungen Kehlen hallten am frühen der Reichsparteitage. Nürnberg steht im Zeichen Hauptkampfbahn des Stadions aufmarschiert war, Hitlerjungen, die in die Partei aufgenommen werden, neue Jahr entgegenzunehmen. Zum ersten Male 9 000 Jungen aus den HJ.-Gebieten der Ostmark und Niederdonau mit je 1 800 und die Gebiete mit je 900 Jungen. Unser Bild: Der Führer, im Marschtakt und frohe Lieder aus Hunderten und Morgen des Sonnabend durch die Straßen der Stadt der Jugend der Partei, der Hitlerjugend, die in der um auf diesem mit der Vereidigung der 18jährigen verbundenen Appell vom Führer die Parole für das waren auch Abordnungen in der Gesamtstärke von angetreten, und zwar die Gebiete Steiermark, Wien Salzburg-Oberdonau, Tirol, Vorarlberg und Südost Wagen stehend, grüßt seine Jugend. (Zander-M.)

**Ehrengäste des Reichsparteitages**

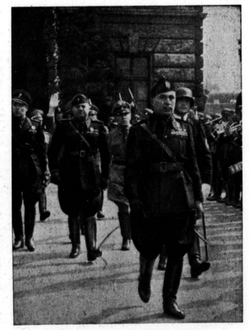
Die Schwester des Führers mit Oberregierungsrat Krebs. Stehend: Oberst Potnici-Polen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

**Standartenweihe im Luitpold-Hain**

Bei dem großen Appell im Nürnberger Luitpold-Hain weihte der Führer die Standarten der Polizei. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

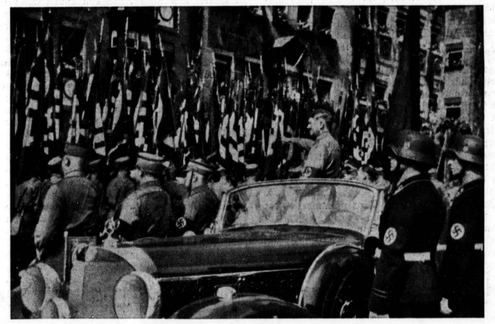
**Dr. Seyß-Inquardt und Konrad Henlein**

auf dem Adolf-Hitler-Platz während des großen Vorbeimarsches in Nürnberg. (Pressephoto, Zander-M.)



**Die Italiener in Nürnberg**

Die italienischen Ehrengäste: Staatsminister Farinacci, der Leiter der italienischen Ehrengäste, grüßt die Ehrenformationen. (Presse-Hoffm., Zander-M.)



**Der Vorbeimarsch der SA.**

Im Wagen stehend, nimmt der Führer den Vorbeimarsch der Formationen der Bewegung ab. (Bildtelegr., Zander-Multiplex-K.)

**Die sudetendeutsche Delegation, die Runciman aufsuchte**

Die sudetendeutsche Delegation, welche die Besprechungen mit Lord Runciman führte. Von links nach rechts: Dr. Sebekowsky, Dr. Schickedanz, Peters, Kundt und Roesche. (Associated-Preß, Zander-K.)

**Vom tschechischen Grenzaufmarsch in Westböhmen**

Tschechische Infanterie-Aktion. (Aufgenommen von einem englischen Photographen am 7. Sept.) (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

**Das erste Bild von der arabischen Freischärler-Armee**

Ein englischer Bildberichterstatter hat unter Lebensgefahr eine Reise auf die Seite der arabischen Freiheitskämpfer unternommen und dabei heimlich Aufnahmen in dem Hauptquartier des Araberführers Abdul Razek gemacht. Es sind die ersten Aufnahmen, die von der arabischen Seite aus dem Kampf um Palästina berichten. — Unser Bild: Arif Abdul Razek, ein Führer der aufständischen Araber, mit seinem Generalstab. (Planet, Zander-Multiplex-K.)

## Es fallen die ersten Blätter . . .

# Warum eigentlich?

*Von H. Fiebrandt*

Im Septemberregen . . . (Schoepke, Zander-M.)

Es ist eine Lust, im Herbst durch einen Laubwald zu gehen. Wenn man durch das abgefallene Laub stampfen kann und die Blätter um die Füße rascheln, dann ist man glücklich, daß kein Parkwächter kommt, um das Laub zusammenzuharken.

Warum kann man nicht durch grünes Laub waten? Müssen die Blätter gelb werden, ehe sie abfallen? Wo blieb die grüne Farbe des Sommers? Müssen alle Blätter gelb werden? Es gibt doch Bäume, die ihre grüne Farbe behalten, die Tannen. Fichten und Kiefern. Ach nein, die haben ja keine Blätter, sondern Nadeln.

Ich denke an meinen alten Botanikprofessor, der die schöne Gabe hatte, so zu sprechen, daß auch der einfache Mann ihn verstehen konnte. Er sagte: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter — —! Hierin irrt der Volksmund. Es ist keine Tanne, sondern eine Fichte, unser Weihnachtsbaum. Aber der Volksmund hat recht, wenn er von grünen Blättern spricht, denn für den Botaniker sind die Nadeln Blätter."

Unsere Bäume wollen im Winter nicht verdursten, darum verlieren sie ihr Laub. Der Gärtner spricht von erfrorenen Bäumen, er irrt. Seine Bäume sind verdurstet, wenn er den Schaden erkennt. Die Pflanzen ziehen das Wasser aus der Erde. Es ist Wasser mit Nährsalzen beladen. Die Blätter schwitzen das reine Wasser wieder aus, und die Pflanze hat Nahrung zu sich genommen. Durch welche Kraft das Wasser bis in haushohe Gipfel gelangt, ist den Gelehrten noch ein Rätsel. Physiker, Chemiker und Botaniker haben probiert und erklärt und noch nicht den Stein der Weisen gefunden. Immer reichten die genannten Kräfte nicht aus, und doch leben, trinken und schwitzen die Bäume weiter, ohne sich um die Gelehrten zu kümmern.

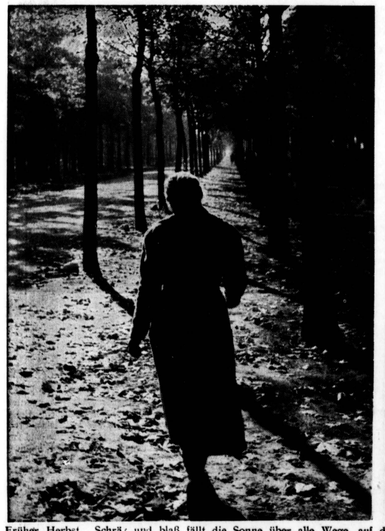
Im Winter und im Tropensommer findet die Pflanze kein Wasser im Boden. Unser Eis kann nicht den Stamm hinauf transportiert werden. Bescheint aber die Märzsonne den Baum, dann schwitzen die Blätter Wasser aus, ohne in der Erde neues Wasser zu finden, wenn der Boden noch gefroren ist. So verdursten die Bäume. Der Gärtner hat schon beobachtet, daß merkwürdigerweise die Bäume an sonnigen Frühlingstagen „erfrieren", wenn die Sonne noch nicht die Kraft hat, den Boden aufzutauen.

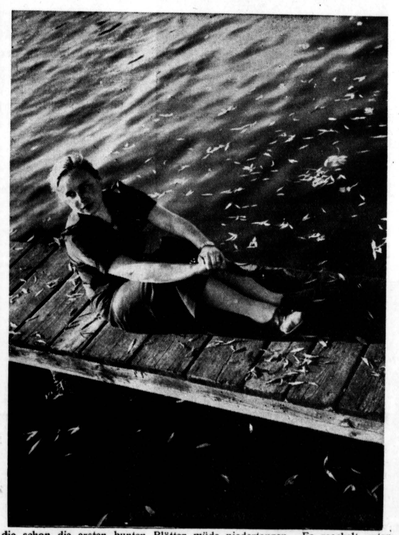
Aber was hat das alles mit dem Grün der Blätter und dem Gelbwerden zu tun? Die Blätter sind nicht grün. Es sind nur unzählige winzige Körnchen im Blatt, die das Laub grün färben. Ich kann es jetzt nicht vermeiden, ein Fremdwort zu bringen, aber es hat sich schon gut in unserer Laiensprache eingebürgert: Die Chlorophyllkörner färben unsere Natur schön. Welche Aufgabe haben die Chlorophyllkörner im Zellenstaate des Baumes? Sie nehmen die Kohlensäure der Luft und spalten sie auf. Aus dem Kohlenstoff bauen sie Stärke und Zucker, und den Sauerstoff geben sie für unsere Lungen wieder frei. So düngen wir die Luft für die Pflanzen und die Pflanzen für uns. Es ist, als ob die Chlorophyllkörner für uns arbeiteten. Verschwindend wenig Kohlenstoff ist in der Luft, im Humusboden lagert aber der Kohlenstoff in verschwenderischer Masse. Von dorther holt jedoch die Pflanze den Kohlenstoff nicht, sondern aus der Luft, um unseren Lungen Sauerstoff zu geben. Es sind merkwürdige Erscheinungen in der Natur. Auch Stickstoff braucht die Pflanze. Ueber die Hälfte unserer Luft besteht aus Stickstoff. Eigensinnig wie aber die Pflanze ist, sucht sie mit den Wurzeln nach den kümmerlichen Resten des Stickstoffes im Boden. Die grünen Chlorophyllkörnchen waren lange ein Geheimnis der Gelehrten. Botaniker und Chemiker stürzten sich über den Stoff her, um ihn zu zerlegen. Lange wollte es nicht gelingen. Man vermutete Eisen im Farbstoff. Noch steht es so in allen Lehrbüchern für den gebildeten Laien. Da fand ein Chemiker das Geheimnis und belehrte die Botaniker. Nicht Eisen spielt die Hauptrolle im grünen Farbstoff, sondern Magnesium, ein anderes Metall.

So arbeiten die grünen Farbträger und ernähren die Pflanze. Sie atmen nicht, wie man fälschlich sagt, sondern sie ernähren den Baum, denn Zucker und Stärke kann schließlich kein Atmungsprodukt sein. Die Blätter atmen auch, aber dann nehmen sie Sauerstoff ein, so wie wir. Darum sind Blüten, die keinen grünen Farbstoff haben, im Schlafzimmer lebensgefährlich. Sie verbrauchen die Luft als lästige Schlafburschen.

Wenn der Herbst kommt, stellen die Blätter ihre Arbeit ein. Die Chlorophyllkörner wandern aus, und das nackte Blatt zeigt seine eigentliche Farbe. Es wäre gefährlich für Bäume und Sträucher, wenn die Blätter weiterarbeiten würden. Das Wasser verdunstet in der Krone, und der gefrorene Boden gibt kein frisches Wasser her. Tanne und Fichte schützen sich durch sinnvolle Vorrichtungen gegen den Verdurstungstod, ohne die Nadeln herzugeben. So wird der Winter überstanden.

Ich stampfe weiter durch das welke Laub. Von oben fallen ständig neue gelbe Blätter, und wenn ich lausche, höre ich im Walde immerwährend das leise Fallen. Die Bäume geben nicht sterben, sie schlafen nur, und wenn die Knospen im Frühling wieder springen, dann wandern die grünen Körner wieder ein, um Stärke und Zucker zu erarbeiten.





Früher Herbst. Schräg und blaß fällt die Sonne über alle Wege, auf die schon die ersten bunten Blätter müde niedertanzen. Es raschelt unter den Füßen, und das schafft eigenartige Stimmungen. Wer Glück hat, kann noch köstliche Stunden am Wasser verleben, darauf nun die gelben Blätter wie kleine Schiffchen schwimmen. Noch ist es Zeit, den Glanz der Tage zu kosten . . . Aufn. Landw. Bilderdienst (W. Engel)

# Regen, Wind und Pfützen!

**Pfui Teufel, war das ein Wetter! Und das im September! Regen, Regen ohne Unterlaß. Kühl und schudderich. Als hätten wir schon den tiefsten Herbst. November oder so. Aber man muß ja schließlich dadurch. Man kann ja nicht schon wieder Ferien machen. Also den ältesten Hut her und den schäbigsten Mantel, denn einen Schirm . . . Ach ja, der Schirm! Männer tragen ihn nicht gern. Nein, unter keinen Umständen! Schrecklich, so ein Möbel. Und ähnliches ergibt sich bei der morgendlichen Verabschiedung von der lieben Frau Gemahlin. Aber hinterher habe ich doch viele Männer mit einem Parapluie bewaffnet gesehen. Sie trugen ihn allerdings so, daß man das Gesicht nicht erkennen konnte. Schade wahrscheinlich um das nette Gesicht! Aber es war ja auch zu toll mit dem Regen!**

**Aber dann kam noch der Wind. Frecher Bursche der! Rücksichtslos, brutal! Faßt natürlich unter den Schirm. Und dann ent-**

Ereignis bei windigem Wetter (Söndagsn)

**spann sich um das gute Stück (den Schirm) jener Zweikampf, der für Männer so überaus peinlich ist. Denn rohe Gewalt hilft da garnichts. Höchstens Klugheit; aber wer behält Klugheit, wenn die Galle schon so beachtlich siedet. Schließlich schnappt der Schirm über. Und dann schnappt eben alles über. Wutanfall. Krach. Fliche. Zertrümmerte Schirmstange. Hut im Dreck . . . drüben auf der Straße . . ., irgendwo jagt ihn der Wind durch die Gosse! Und der Schwur:**

**Mag es gießen, — nimmer, nie nimmst du einen Parapluie!**

**Soll man eigentlich bei schlechtem Wetter ein so zerstörtes Antlitz umhertragen, als hätte man ein Liter Essig getrunken? Einige meinen nein. Zum Beispiel die Schulbuben. Sie haben ihren Heidenspaß. Warum auch nicht? In Pfützen kann man sehr gut hineinspringen, daß das Wasser weithin spritzt (der Sprung sollte natürlich bis h i n ü b e r gelingen!). Und überhaupt, was tut schon so ein Regen? Er macht naß. Was aber mehr? Also lachen sie unter ihrer Regenmütze das vergnügteste Lachen von der Welt. Und pfeifen falsch, aber laut. Und das macht Laune.**

**Aber bitte, d a s geht nicht! Komme im strömenden Regen auf ein Telephonhäuschen zu, um ein dringendes Gespräch zu führen, und sehe, daß das Häuschen besetzt ist. Aergerlich trampele ich eine Weile draußen, dann sehe ich durch die Milchscheiben, daß der Apparat überhaupt nicht bedient wird. Ich reiße die Tür auf: Steht da ein junger Herr und eine junge Dame im trauten, gemütlichen Gespräch. Nein, das geht aber wirklich nicht! Da würde ein solider Herrenschirm alten Formats aber bestimmt seinen Dienst tun, wenn man im Regen sein Rendezvous einhalten will! Wenigstens war das früher so!**

Jo-Jo



## *Stimmung ausgezeichnet*

# „Wo die Kanonen stehn..."

Nächtliches Dunkel liegt über der weiten Heidelandschaft. Nur hie und da bewegt sich eine vom Sturm und Wetter altersgraue Föhre in dem leise aufkommenden Winde. Ihre bizarren Formen heben sich geisterhaft gegen die vom Halbmond beschienenen Höhenzüge des Teutoburgerwaldes ab. In die geheimnisvolle Stille der Nacht dringt mehr und mehr das Hämmern des eben noch leise singenden Motors des Kübelwagens, der uns kurz nach Mitternacht durch Heide und Wald, über Höhen und durch Täler ins „Kriegsgebiet" — am Rande der Senne bei der 6. Division — bringt. Mählich beginnt auch das Landschaftsbild sich zu ändern. Bald ist die Landstraße erreicht, zu deren Seiten windschiefe Bäume wie im Fluge vorüberhuschen. Zwischen schon herbstlich gelichteten Bäumen lugen gespensterhaft weißgetünchte Häuser mit schwarzen Querbalken hervor. Dort flattert vom hohen Mast eine Fahne im nächtlichen Wind. Im grellen Scheinwerferlicht lesen wir Plakate: „Sonntag Schützenfest und Tanz". Welch seltsame Kontraste inmitten der schweigenden Einsamkeit —.

Da, plötzlich klingt es hell auf, wie reiner Glockenklang. Und immer wieder neu. Wir fahren dem Klange nach, halten an einem Wäldchen, aus dem versteckt ein kleines Licht leuchtet: Im Scheine der Lampe eine Waldschmiede, eine richtige „Feldschmiede". Und weiter geht die Fahrt durch das nächtliche Dunkel — gen Osten — dem Morgen entgegen. Schwere Kraftwagen rattern vorbei. Durch den Kegel des Scheinwerferlichtes ziehen Truppen über die Straßen. Man hört Kommandorufe. Und dann wieder ist es ganz still. Der Marschtritt der grauen Kolonnen wird vom Sande der Senne aufgenommen. —

*

Die Sterne verblassen. Kühler und kühler wird es. Graue nasskalte Nebelschwaden zwingen uns, den Mantelkragen höher zu schlagen. Häuser tauchen auf. Die Straße wird breiter und fester. Wir nähern uns einer Ortschaft. An einer Straßenecke tauchen Posten auf. Ordonanzen fliegen hin und her. Wir haben das Hauptquartier von Blau erreicht. Nach Kenntnis der Lage suchen wir die rastende Truppe auf. Sehen uns zu ihr an die Wärme spendenden Feldküchen, lehnen uns an die wärmenden Leiber der Pferde. Die Männer erzählen von ihrer Heimat. Sie fragen nach Namen, nach Bekannten. Sie verlosen sich schon. Diese Halbwüchsigen, in den letzten zwei Jahren zu Männern gewordene Soldaten. Kameraden sind sie geworden. Und was

Die Meldung m u ß durch . . .

„Im Waldquartier auf weichem Laub . . ."

gibt es Schöneres, als richtiger Kamerad zu sein. Seinem marschierendem Nachbarn das Gepäck tragen zu helfen, mit ihm den letzten Glimmstengel zu teilen. Unvergeßliche Erlebnisse der schönen Soldatenzeit . . .

Mitten in die Unterhaltung hinein dringt lautes Pferdegetrappel, das quietschende Bremsen eines Motorrades. Sie halten vor einer offenen Scheunentür, aus der halb versteckt ein schwacher Lichtschein dringt. Melder überbringen knapp und kurz eine wichtige Order. Worte der Verständigung werden gewechselt. Nur einen Augenblick Stille. Dann gehen Kommandos an die Truppe weiter und werden wiederholt. Und wie im Nu sitzen die Reiter im Sattel, die Kraftradschützen auf den Rädern. Laut Befehl geht es dem Feinde: Rot entgegen. Schon bald stehen wir inmitten einer „kriegsmäßigen" Truppe. Unser Wagen wird auf Höchsttouren umgeschaltet. Wir wollen ja auch noch zu Rot, um Zeuge der ersten feindlichen Berührung zu sein. Schiedsrichter sausen im rasenden Tempo vorbei. An einer Wegekreuzung löst sich gerade ein Reiterspähertrupp aus dem immer dichter und dichter werdenden Nebel. Im gleichen Augenblick ist er aber schon wieder verschwunden.

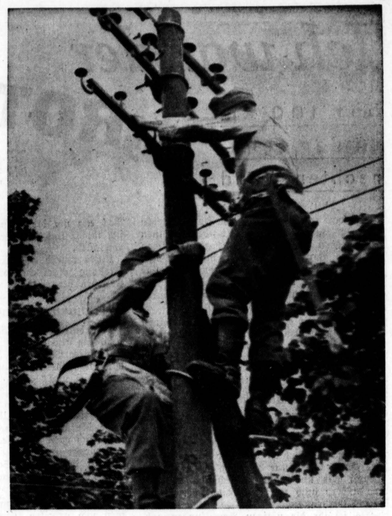
Weiter geht es in flotter Fahrt. Da, links und rechts! Werden die schon längst eingefahrenen Kornrichten lebendig? Oder stehen sie wirklich noch da? Doch, jetzt hüpfen sie sogar. Und dort an der Wegegabel? Ein springender Busch! Ein Langrohr statt des „Lang-Ohres" ängelt jetzt aus seinen Blättern. Wir haben die Vorposten von Rot erreicht. Einige hundert Meter weiter . . . Da soll Rot liegen? Und alles so leer? Wir steigen aus. Gehen ins Gelände. Doch da ist sie schon, die Infanterie. Was wir eben noch als einen harmlosen Geländestreifen angesehen hatten, ist lebendig geworden. Diese Jäger und Schützen, diese Waldläufer! Es sind doch drahtige Jungen! Jeden Maulwurfshaufen nutzen sie aus. In jede Mulde und jeden Ackerrain schmiegen sie ihre Körper. Nichts hindert sie, ihre Pflicht zu tun. Nicht der Tau der Nacht. Nicht die harten Stoppeln und nicht die stachelige Distel. Sie wissen ja, wir sind es, die von der Infanterie. Die anderen Truppen zermürben den Gegner, machen die feindliche Stellung sturmreif. Doch wir, wir sehen ihn von Gesicht zu Gesicht. Wir brechen in die Stellung ein. Mit aufgepflanztem Bajonett, mit Todesmut und Hurra! Wir die Stoppelhopser — die Sandhasen — die Fußlatscher — — wir, wir von der Infanterie.

*

Wir fahren die Stellung ab. Kommen zur Artillerie, staunen über die schweren und doch unter Soldatenfäusten so leichtbeweglichen Geschütze. Zwei Nachrichtler haben sich durch hohe Baumkronen gewunden. Sie machen sich an den Telephonleitungen zu schaffen. Ueberall Leben, überall Kriegsspiel, und doch überall der nötige Ernst. Hohe Pflichtauffassung, die diese Arbeit gebietet. — Gerade haben wir ein Höhendorf erreicht. Kinder mit Schultaschen auf den Rücken, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, gehen mit großen blanken Augen durch ihre auf einmal so laut gewordenen und verödeten Dorfstraßen. In der Nähe einer Kirche wird geparkt. Noch stehen wir im Kreise zusammen und besprechen die Kriegslage. Da, an der Ecke. Rote Schützen kommen um die Ecke gerannt. „Blau hat uns überrumpelt! !" Noch ist kein Schuß gefallen. Doch da, an der Straßenecke. Ein Lichtstrahl — — ein Knall — —. Der Kampf ist entbrannt! Blau weicht. Rot dringt ein „Pak" in Stellung. Doch Blau hat Verstärkung erhalten und ist schneller. Sie antworten mit Maschinengewehren. Rot weicht, in fliegender Eile ziehen sie ihre „Pak" hinter sich her. Ein Kraftwagen kommt angebraust. Die „Pak" wird der im Sattel, die Kraftradschützen auf den Rädern. Laut Befehl geht es dem Feinde: Rot entgegen. Schon bald stehen wir inmitten einer „kriegsmäßigen" Truppe. Unser Wagen wird auf Höchsttouren umgeschaltet. Wir wollen ja auch noch zu Rot, um Zeuge der ersten feindlichen Berührung zu sein. Schiedsrichter sausen im rasenden Tempo vorbei. An einer Wegekreuzung löst sich gerade ein Reiterspähertrupp aus dem immer dichter und dichter werdenden Nebel. Im gleichen Augenblick ist er aber schon wieder verschwunden.

Ein Reiterspähtrupp im Morgengrauen erkundet die Lage

Geschickt getarnt steht an der Wegegabel eine „Pak"
Fotos: (3) Schlickum, (2) König



„Strippenzieher" — Akrobaten

Weiter geht es in flotter Fahrt. Da, links und rechts! Werden die schon längst eingefahrenen Kornrichten lebendig? Oder stehen sie wirklich noch da? Doch, jetzt hüpfen sie sogar. Und dort an der Wegegabel? Ein springender Busch! Ein Langrohr statt des „Lang-Ohres" ängelt jetzt aus seinen Blättern. Wir haben die Vorposten von Rot erreicht. Einige hundert Meter weiter . . . Da soll Rot liegen? Und alles so leer? Wir steigen aus. Gehen ins Gelände. Doch da ist sie schon, die Infanterie. Was wir eben noch als einen harmlosen Geländestreifen angesehen hatten, ist lebendig geworden. Diese Jäger und Schützen, diese Waldläufer! Es sind doch drahtige Jungen! Jeden Maulwurfshaufen nutzen sie aus. In jede Mulde und jeden Ackerrain schmiegen sie ihre Körper. Nichts hindert sie, ihre Pflicht zu tun. Nicht der Tau der Nacht. Nicht die harten Stoppeln und nicht die stachelige Distel. Sie wissen ja, wir sind es, die von der Infanterie. Die anderen Truppen zermürben den Gegner, machen die feindliche Stellung sturmreif. Doch wir, wir sehen ihn von Gesicht zu Gesicht. Wir brechen in die Stellung ein. Mit aufgepflanztem Bajonett, mit Todesmut und Hurra! Wir die Stoppelhopser — die Sandhasen — die Fußlatscher — — wir, wir von der Infanterie.

*

Wir fahren die Stellung ab. Kommen zur Artillerie, staunen über die schweren und doch unter Soldatenfäusten so leichtbeweglichen Geschütze. Zwei Nachrichtler haben sich durch hohe Baumkronen gewunden. Sie machen sich an den Telephonleitungen zu schaffen. Ueberall Leben, überall Kriegsspiel, und doch überall der nötige Ernst. Hohe Pflichtauffassung, die diese Arbeit gebietet. — Gerade haben wir ein Höhendorf erreicht. Kinder mit Schultaschen auf den Rücken, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, gehen mit großen blanken Augen durch ihre auf einmal so laut gewordenen und verödeten Dorfstraßen. In der Nähe einer Kirche wird geparkt. Noch stehen wir im Kreise zusammen und besprechen die Kriegslage. Da, an der Ecke. Rote Schützen kommen um die Ecke gerannt. „Blau hat uns überrumpelt! !" Noch ist kein Schuß gefallen. Doch da, an der Straßenecke. Ein Lichtstrahl — — ein Knall — —. Der Kampf ist entbrannt! Blau weicht. Rot dringt ein „Pak" in Stellung. Doch Blau hat Verstärkung erhalten und ist schneller. Sie antworten mit Maschinengewehren. Rot weicht, in fliegender Eile ziehen sie ihre „Pak" hinter sich her. Ein Kraftwagen kommt angebraust. Die „Pak" wird festigt, und zurück geht es in wilder Flucht. Rot weicht — weicht — weicht. Muß zurück, unwiegerlich, um nicht abgeschnitten zu werden. Wir springen in unseren Kübelwagen. Fahren an Rot vorbei, weiter zurück, um die Lage besser überschauen zu können. Doch Rot weicht mehr und mehr. Blau dringt vor. Die Schiedsrichter arbeiten fieberhaft. Ueberall müssen sie ihre Augen haben. Links und rechts. Rot weicht zurück, unwiegerlich — bis zum Waldesrand. Im Schutz der eigenen Feuerkraft und Unterstützung der eigenen schweren Waffen.

*

Es ist eine sonderbare Musik, dieses Knattern der Gewehre, Prasseln der Maschinengewehre, Bellen der schweren Geschütze.

Da, was ist das! Graue Ungeheuer schieben sich plötzlich aus den Gebüschen einer Schlucht. Eins, zwei, drei — — vier und immer mehr. Eine rote Panzerabteilung kommt der weichenden Truppe zu Hilfe. Sie greift ein. Sie dringt durch, geht gegen Blau vor. Blau giebt sich zurück, muß, unbedingtes Muß. Zurück — zurück — ! Rot setzt zum Gegenstoß ein. Und als die Mittagssonne gerade durch die bis dahin noch verhüllte Wolkenbank bricht, dringt Rot immer weiter vor. Blau flieht, flieht — ! Der Leiterde greift ein — — — Ein Signal! Ah — Hurra — !! „Das Ganze Halt!"

„Das Ganze Halt!" — Das schönste Kommando der Manöverzeit. Ueberhaupt jeglicher Uebung. Eine allgemeine Entspannung macht sich bei der Truppe bemerkbar. Die Uebung ist vorbei! Und dann formieren sich die ausgeschwärmten Truppen wieder. Noch einmal zackige Kommandos. Dann gibt es nur noch eins: Die Feldküche. Kurze Zeit später wird der Straßengraben zum Himmelbett. Ein „müder Krieger" streckt sich, träumt in den lachenden Mittagshimmel hinein und denkt an eine Mädchenhand, die ihm heute früh beim Straßenkampf an der Kirche mutig zugewinkt hatte — — —

*

Ein Tag der Ruhe. War das ein Leben nach den Strapazen. Doch dieses Gauwetter. Nun hat es schon 24 Stunden und mehr geregnet. Und es soll noch einmal losgehen! Daß auch Petrus kein Einsehen haben will. Aber na! Es wird marschiert. Trotz allem. Es wird gekämpft. Wir müssen durch, wir wollen durch. Wir werden es schaffen. — — Wir, eine Armee im Regen — — —. Doch wer glauben mag, daß das Wetter die Stimmung beeinträchtigen würde, der ist „schief gewickelt". Je mehr der Himmel seine Schleusen öffnet, um so glänzender wird der Humor. Und mit „Hummel Hummel" und mit „Regentropfen, die an den Stahlhelm klopfen" geht es hinein — — hinein in den Kampf. Noch ehe wir uns recht versehen, stecken wir schon im dicksten Dreck. Eine Aufklärungsabteilung von Blau ist hinter die Linie geraten und glaubt sich bei der eigenen Spitze. Und schon ist ein tolles Gefecht im Gange. Kleine Geplänkel wohl noch hüben und drüben, aber das Bellen der Geschütze geht los. Im gestreckten Galopp, was das Zeug halten kann, kommt die Artillerie herangefegt. Hoch fliegen zu beiden Seiten der Räder schmutzige Spritzer. Hinein in den Tümpel, hinein und — hindurch.

Das ist ein Krieg! Ein Krieg in „Dreck und Speck". Denn an der Ammerschlucht wartet schon die Gulaschkanone. Ihr Duft sticht weit angenehmer in unsere Nase als der Gasgeruch. Noch einmal „rasen" wir die Front ab. Und ehe wir uns selbst besinnen, hat Rot schon wieder den Krieg gewonnen. Ein kurzer Krieg. Aber ein Krieg mit allen Tücken des Wetters. — „Das Ganze Halt!" klingt es noch einmal — und dann rücken die vor Nässe triefenden Truppen mit einem lustigen Lied auf den Lippen in die Quartiere ab.

„Reserve hat Ruh, und wenn — — —". Ja wenn. „Dann hat Reserve Ruh — — —."

Bruno Harlinghausen

# Ich war der „ROTE TEUFEL"

**Mit 100 km an der senkrechten Wand**

**Dem Todesfahrer T. L. nacherzählt von Max Lippold**

Ich war ratlos, als ich den Haufen stehen sah. Ich konnte unmöglich mit jeder einzelnen fahren, denn in zwei Stunden begann ja schon die erste Vorstellung. Außer mir war nur noch „Amor" und der Chef anwesend. Sie hantierten mit einer Lautsprecheranlage, die eben angekommen war. Unsere Bude wurde also immer vornehmer.

Ich suchte mir eines der Mädchen aus, einen hübschen schwarzen Lockenkopf, und nahm es mit in die Bahn. Die andern schickte ich auf die Tribüne, damit sie sich die Sache ansehen konnten.

### *Temperament, aber keine Nerven!*

„Wo wollen wir denn fahren?" fragte die Schöne.

Ich deutete auf die Steilwand.

Sie lachte und hielt dies für einen Scherz. Sie hatte noch keine Ahnung, wozu sie bestimmt war, und wahrscheinlich ging es einigen andern auch so. Nun, die Sache konnte ja gut werden.

Als ich ihr die nötigen Anweisungen gab, sah sie mich mißtrauisch an. „Auf dem Lenker soll ich sitzen, warum das? Man sitzt doch auf dem Motorrad hinter dem Fahrer. Und überhaupt machen Sie doch keinen Unsinn. An der steilen Wand kann doch kein Mensch fahren."

„Sie werden sehen, daß wir es können", antwortete ich.

„Sie halten mich wohl für dumm, wie? Ich kann übrigens selbst Motorrad fahren, wollen Sie meine Papiere sehen?"

„Sie sprechen mit dem Roten Teufel, Fräulein", warf der Chef ein, der dieses Gespräch ebenfalls vernommen hatte.

„Wut, welch ein scheußliches Wort!" rief die Schöne. Glauben Sie nicht, daß Sie mich verkohlen können. Ich weiß doch, daß alles Bluff ist, was so in den Schaubuden auf dem Rummel gezeigt wird. Verzeihen Sie, aber es ist zu lächerlich, an der Wand fahren zu wollen."

„Versuchen wir es also!" sagte ich und bestieg die Maschine, während das Mädchen sich auf den Tank setzte. Sie war wohl überzeugt, daß wir nur unten auf der schrägen Anlauffläche spazieren fahren würden.

„Wut, welch ein scheußliches Wort!" rief die Schöne. Glauben Sie nicht, daß Sie mich verkohlen können. Ich weiß doch, daß alles Bluff ist, was so in den Schaubuden auf dem Rummel gezeigt wird. Verzeihen Sie, aber es ist zu lächerlich, an der Wand fahren zu wollen."

„Versuchen wir es also!" sagte ich und bestieg die Maschine, während das Mädchen sich auf den Tank setzte. Sie war wohl überzeugt, daß wir nur unten auf der schrägen Anlauffläche spazieren fahren würden.

Ein hysterisches Auflachen gellte mir in den Ohren, als ich die Wand hinaufging, und gleichzeitig spürte ich den krampfhaften Druck ihrer Hände. Augenblicke später fiel ihr Kopf wie leblos gegen meine Brust. Die schöne Motorradfahrerin war ohnmächtig geworden.

Ich hielt, und wir trugen sie aus der Bahn und übergaben sie „Amor", der sie mit Wasser und Riechfläschchen zum Leben zurückrief.

### *Das flatternde Kleid*

Ich hatte wenig Zeit und rief sofort die nächste Bewerberin herunter. Anfangs kam niemand. Schließlich fanden sich von den achtundzwanzig Mädchen noch vier zum Probefahren ein. Die übrigen verzichteten im voraus. Ihnen war schon beim bloßen Zuschauen die Lust vergangen.

Die nächste Bewerberin, die ich fuhr, sprach kein Wort, so sehr schnürte die Angst ihr die Kehle zu. Als sie sich auf den Tank setzte, hob sie ihr schönes, blaues Kleid an, um es nicht zu verknüllen. Alle lachten, aber das störte die Bewerberin nicht im geringsten. Sie reitelte lange, bis sie richtig saß. Dann ging es los.

Ich hatte ja vorausgesehen, was kommen würde. Der Luftzug riß ihr das Kleid von den Beinen, als wir die nötige Geschwindigkeit hatten. Das wurde ihr zum Glück, denn das Schamgefühl ließ ihre Angst nicht so stark werden. Sie hatte keine Zeit ohnmächtig zu werden, da sie sich mit der einen Hand um den Rock müssen mußte.

Die Fahrt verlief gut, und ich notierte ihren Namen. Sie hieß Klara B.

Die dritte Bewerberin mußte aus dem Wettbewerb ausscheiden, da sie zu schwer war; denn eine schwere Person ist als Beifahrerin für die Todeswand nicht sehr geeignet. Je leichter und gewandter das Mädchen ist, desto besser für den Fahrer selbst.

Die beiden letzten Bewerberinnen überstanden die Probefahrt so einigermaßen. Die eine aber hatte einen derartigen Schreck bekommen, daß sie aus der Bahn floh, also verzichtete. Die andere hatte sich geklammert, als wenn sie dem Tode nahe war. Ihr Körper flatterte nach der Fahrt wie Espenlaub.

Die Prüfung war zu Ende. Ich entschied mich für Klara B. und fuhr mit ihr noch ein zweites Mal. Diesmal aber schlang sie ihren Rock eng um die Beine. Das Mädchen hielt sich tapfer und war zweifellos die geeignetste von allen.

Klara wurde engagiert und trat ihre neue Stellung sofort an. Keiner ahnte, was dem Mädchen bevorstand.

### *Ein schwarzer Tag*

Wir hatten Wien längst verlassen, es war Frühling geworden, und wir bauten in Budapest unsere Bahn auf. Ich war jetzt schon acht Monate Todesfahrer und sechs Monate der „Rote Teufel." In allen Zeitungen der Großstädte wurde mir höchstes Lob ausgesprochen. Aber auch Jack fand überall Anerkennung, ebenso Klara. Unser Unternehmen erregte überall Aufsehen. Die Kasse des Chefs füllte sich mehr denn je. Obwohl unsere Eintrittspreise drei- bis fünfmal höher lagen als die der andern Schaubuden, hatten wir immer und überall den größten Andrang zu verzeichnen.

Wir sind erst vor zwei Stunden angekommen und arbeiten fieberhaft an der Aufstellung der Bahn. Wenn die Vorstellungen hier in Budapest abgeschlossen sind, winkt uns allen ein längerer Urlaub. Wir gehen wieder nach Deutschland zurück, und Klara und ich wollen unseren Urlaub in Berlin verbringen und — heiraten. Ja, so weit ist es mit uns gekommen.

Drei Uhr. Die erste Vorstellung soll beginnen. Unser Chef ist in schlechter Stimmung, denn uns gegenüber steht ein zweites Todesfahrerzelt. Es sind die Globusfahrer, die ebenfalls mit Motorrädern durch einen durchsichtigen Eisenglobus rasen, ebenfalls zu zwei Maschinen. Der eine fährt waagerecht in der Mitte, der andere die Wände auf und nieder, so daß an der Decke Fahrer und Maschine auf dem Kopf stehen. Aber wir an der Steilwand können mehr Aktivität zeigen, was nicht heißen soll, daß die Globusfahrt nicht ebenso interessant und erregend für den Zuschauer ist.

Wir stehen in der Bahn, Jack, Klara und ich, aber noch hören wir „Amors" Stimme draußen. Er hat es jetzt besser, da er durch ein Mikrophon spricht und sich also nicht mehr heiser zu schreien braucht. Die Sprache wird mehrmals verstärkt.

Wir stehen noch fünf Minuten startbereit, bis der Ruf ertönt: „Anfangen!" Das heißt, daß jetzt alle Plätze besetzt sind.

Der Motor springt an, und ich fahre erst einmal ein paar Runden, damit die Zuschauer warm werden. Das heißt, ich will sie fahren. Aber noch bin ich in der ersten Runde, etwa in der Mitte der Wand, zwei oder drei Meter über dem Erdboden. Die Geschwindigkeit beträgt sechzig Kilometer.

### *Die Schreckssekunde*

Ich will diese Schreckfekunden so erzählen, wie sie mir in Erinnerung sind. Ich hatte noch nicht ganz eine Runde gefahren, als mit einem plötzlichen Ruck das Hinterrad absackte und das Vorderrad sich wie ein scheu gewordenes Pferd aufbäumte, als sollte ich steil hinauf in die Zuschauermenge. Im Bruchteil der nächsten Sekunde bemerkte ich, daß die Wand sich vom Vorderrad entfernte. Ich sauste seitwärts in die Bahn hinab, sah noch, wie die Maschine Klaras Beine vom Erdboden riß und wie Jack sich um den Zeltmast klammerte, der genau in der Mitte der Bahn stand. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Ich erwachte am andern Morgen im Krankenhaus. Jack saß an meinem Bett und las die Zeitung, als ich die Augen aufschlug. Ich wußte sofort, was geschehen war, jene Sekunden des Sturzes tanzten in meinem Hirn. Jack reichte mir die Hand, und als ich ihm meine Rechte geben wollte, merkte ich, daß sie geschient war.

Nun, ich hatte noch Glück gehabt. Armbruch, leichte Gehirnerschütterung und einige äußere Verletzungen, das war alles, was ich mir beim Sturz zugezogen hatte. Schlimmer können mehr Akrobatik zeigen, was nicht heißen soll, daß die Globusfahrt nicht ebenso interessant und erregend für den Zuschauer ist.

Wir stehen in der Bahn, Jack, Klara und ich, aber noch hören wir „Amors" Stimme draußen. Er hat es jetzt besser, da er durch irgendwann beim letzten Transport entstanden war und den niemand beim Aufstellen der Wand beachtet hatte. Eine andere Ursache konnte ich nicht feststellen. Die Maschine war einfach abgerutscht.

### *Ausklang*

Nach zwei Wochen konnte ich entlassen werden. Auch Klara befand sich auf dem Wege der Besserung. Ich reiste meiner Truppe nach, die sich wieder nach Deutschland begeben hatte. Jack kehrte aus seinem Urlaub zurück, und wir begannen unsere Vorstellungen in Hamburg.

Zwei Jahre blieb ich noch der „Rote Teufel", der Todesfahrer und erntete überall den Beifall und die Bewunderung des Publikums. Dann aber kam der Tag, an dem ich mich von meiner Truppe trennte und nach Wien reiste, wo Klara wieder gesund und munter, mich erwartete.

Heute bin ich mein eigener Chef und reise mit meiner Frau und mit meinen Fahrern durch Europa. Es ist ein unruhiges Artistenleben, aber ich liebe es und möchte nicht mit andern tauschen. Wohl fahre ich noch immer selbst, doch meine Glanzzeit ist vorüber. Ein junger Fahrer in meiner Truppe erntet den Beifall der einst auch auf mich niederprasselte, als ich der „Rote Teufel" an der Todeswand war.

Ende.

**Glücklich geworden ist keiner -**

*der sein Geld und Schicksal der rollenden Kugel am Roulette-Tisch anvertraute. Aber*

**jeder hatte die Chance**

*und das ist die Macht, die immer wieder Abenteuerlustige in den Bann der Spielhölle zog*

**Unser neuer Tatsachen-Bericht**

*greift eine bunte Fülle solcher Spielerschicksale heraus. Wer wartete nicht auf das „große Glück"? Viele hatten es in den Händen, aber verloren es haltlos wieder*

**IM BANNE DER ROLLENDEN KUGEL**

*Beginn in der nächsten Nummer „Des 7. Tages"*

# Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

Es war in Berlin. Eine junge Dame wand sich mit bemerkenswertem Geschick durch das Gewühl auf der Potsdamer Straße. Sie schien es recht eilig zu haben, denn sie benutzte jede Lücke, um einen Passanten nach dem anderen zu überholen. Ganz plötzlich blieb sie stehen, holte ein wenig Luft und fragte, aufgeregt wie sie nun einmal war, einen ihr entgegenkommenden Herrn: „Sie werden verzeihen . . . , wie spät ist es wohl?" Der Angerufene sah vor sich hin, schien ein wenig verdutzt und sah dann schließlich folgende lakonische Antwort: „Frollein — ham Sie schon mal 'n Pfandschein tieken jeholt?" — Sachen machen die Leute, Sachen . . .

*

Als Lloyd George nach dem Kriege auf dem Gipfel seiner Macht stand, sollte er in Liverpool vor einer großen Volksmenge eine Rede halten. Der amerikanische Staatsmann sprach mit großem Schwung. Damit jeder der Anwesenden den Ausführungen des Diplomaten folgen konnte, hatte man einen Apparat montiert, der damals noch eine Sensation war, nämlich einen Lautsprecher. Da der Redner sehr bei der Sache war und außerdem zu jener Zeit auf dem Gipfel seiner Macht stand und seines Könnens, war es nicht weiter verwunderlich, daß die Volksmenge ganz in seinem Bann stand. Lloyd George schloß mit einem leidenschaftlichen Appell an das englische Volk. Gleich darauf wandte er sich an einen ganz in seiner Nähe stehenden Freund mit der halblauten Frage: „Wie habe ich gewirkt . . .?" Die Antwort auf diese Frage gab die anwesende Volksmenge dadurch, daß sie in ein dröhnendes, geradezu höllisches Gelächter ausbrach. Der Lautsprecher war nämlich nicht abgeschaltet worden . . .

*

Der folgende humoristische Zwischenfall ereignete sich in einer Mailänder Vorstadt. Ein gewisser Italiener war dafür bekannt, daß er einen ganz ungewöhnlich starken Bartwuchs hatte. Kaum daß er dem Friseur den Rücken zugekehrt hatte, fühlte er schon wieder die Stoppeln knistern. Seine Freunde machten allerlei Scherze darüber; um sich dafür zu rächen, nahm er sich vor, die Spötter ganz gehörig zu verblüffen. Als man beim Kartenspiel saß, holte er ein Streichholz hervor, rieb sich damit die Wange und zündete sich, als es tatsächlich brannte, zur größten Freude aller Anwesenden eine Zigarette an. Etwas später sah man plötzlich, wie er in höchster Wut aufsprang, während das Blut aus einer Kratzwunde über seinen Bart floß, und sich auf einen seiner Freunde stürzte, um ihn mit den Fäusten zu bearbeiten. So war der Krach da. Als der Freund, der den Auftritt veranlaßt hatte, zur Rede gestellt wurde, erklärte er: „Ich habe es nur wie er machen wollen, durchaus ihn guten Glauben." In der Tat hatte der Bekannte ein Streichholz durch energisches Reiben an dem „Reibeisenbart" seines Freundes anzünden wollen; er ersielte aber keinen anderen Erfolg als eine tiefe Kratzwunde auf der Backe des Bartbesitzers. Jetzt war die Reihe sich zu erklären, an dem Mann mit dem harten Bart. Er war sichtlich verlegen; schließlich gab er zu, daß er in seiner hohlen Hand ein kleines Stück Glaspapier verborgen gehalten hatte, um seinen Freunden etwas vorzugaukeln; sie sollten glauben, daß er die Zündhölzer an seinem Bart gerieben hätte. Daß ihm das einer nachmachen würde, hatte er freilich nicht angenommen.

*

Kürzlich wurde auf dem Standesamt in Naba bei Kobe in Japan ein junges Paar getraut, dessen Ehe man wohl mit Recht als die kürzeste der Welt bezeichnen kann. Das Glück dauerte nämlich alles in allem, die Formalitäten der Vermählung und der Scheidung eingerechnet, nur sieben Minuten.

Auf einem japanischen Standesamt gibt es zwei verschiedene Warteräume für die Eheschließungen. Der eine für die weiblichen und einen für die männlichen. Streng voneinander getrennt warten sie hier darauf, von dem Brautführer aufgerufen zu werden, um dann gemeinsam vor den Standesbeamten zu treten. Ihr Ja zu flüstern und ihren Namen auf das Papier zu setzen. Auf diese Weise waren auch eine Japanerin und ein Japaner getraut worden, und die Braut hob nun den Schleier, um von ihrem Mann den Kuß zu empfangen, der den Lebensbund besiegeln sollte. Doch als sie nun ihren vermeintlichen Gatten erblickte, stieß sie einen erschrockten Schrei aus, und auch er merkte, daß er sie noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Man hatte aus Versehen zwei nicht zueinander gehörende Eheleutpaare zu gleicher Zeit aufgerufen, und da fast alle Japanerinnen klein und von zierlichem Wuchs sind, hatte der Bräutigam den Irrtum nicht bemerkt, während die Braut durch ihren dichten Schleier und durch die begreifliche Erregung, die der feierliche Augenblick mit sich brachte, nicht dazu gekommen war, sich ihren zukünftigen noch einmal genau anzusehen.

Dem Beamten war die Sache natürlich sehr peinlich, und so bot er den soeben geschlossenen Bund sofort wieder auf. Die ganze Sache hatte kaum fünf Minuten gedauert, sieben Minuten lang waren die beiden tatsächlich miteinander verheiratet gewesen.

*

Als Lilian Van in Gstleigh ein Verkehrssignal nicht beachtete, wurde sie von dem Polisten Richard Gillingham angehalten. Er blickte in den Führerstz, sah dort eine hübsche Blondine, in die er sich, während er ihren Namen und Adresse aufschrieb, sterblich verliebte. Er ließ es sich nicht nehmen, Miß Van persönlich die Aufforderung, vor dem Polisegericht zu erscheinen, zu überbringen. Aber gleichzeitig bat er die junge Dame, doch einmal mit ihm zusammenzutreffen, eine Bitte, die sie nicht abschlug. Miß Van wurde zu einem Pfund Geldstrafe verurteilt und verlobte sich am gleichen Tag mit dem Polisisten Gillingham, der ihr die Strafe verschafft hatte. Die Hochzeit fand dieser Tage statt. Das junge Paar unternimmt die Hochzeitsreise in dem Auto der Frau, das allerdings von dem jungen Ehemann gelenkt wird, da wie Mrs. Gillingham erklärte, er besser auf Verkehrszeichen aufpassen könne als sie. Denn weiterhin frohe Fahrt!

Xaver Xanten.



# DAS AUGE Gottes

*Kriminal- und Abenteuerroman*

*von Erich Karl*

„Ich danke Ihnen, Fräulein Linholt!" erklärte Oberinspektor Seifert befriedigt. Dann wandte er sich an Brandis und Ebersbach. „Schade, daß der Vogel gerade ausgeflogen ist! Er kann jeden Augenblick zurückkommen. Auf jeden Fall werden wir die Wohnung unauffällig bewachen lassen! Sobald der Mann erscheint, wird er verhaftet! Geben Sie sofort den Beamten unten genaue Anweisungen!"

Als sie die Treppe hinuntergingen, fragte Erna Linholt beiläufig:

„Wer ist denn nun der Mörder des Herrn Fehrmann?"

„Ich kann es Ihnen ruhig sagen", antwortete Oberinspektor Seifert, „denn morgen wird es gewiß in allen Zeitungen stehen. Wir waren in der Wohnung Walter Wehrsdorfs, des Neffen des Ermordeten! Anfangs hatte ich nicht den Eindruck, als ob der junge Mann einer solchen gemeinen Tat fähig wäre. Doch wie man wieder einmal sieht, kann man sich in einem Menschen gewaltig irren! Uebrigens bin ich in gewisser Weise froh, daß wir den Schuldigen haben. Ableugnen wird ihm wohl nicht viel helfen!"

Der Kriminalkommissar sprach immer weiter, beinahe im Selbstgespräch, sonst hätte er merken müssen, wie Erna Linholt bei der Nennung des Namens zusammenfuhr. Die Beine wurden ihr plötzlich müde und schwer, so daß sie Mühe hatte, die Treppe sicher hinabzusteigen.

Als sie unten angelangt war, hatte sie sich soweit gefaßt, daß sie sich verabschieden konnte, ohne irgendwie die Aufmerksamkeit der andern zu erregen.

Zum Schein ging sie ein Stück in flotter Gangart, um dann den Schritt nachdenklich zu verlangsamen.

Warum war ihr vorhin, als der Kriminalobersinspektor Walter Wehrsdorf als den Mörder bezeichnete, der Schreck heiß und lähmend in die Glieder gefahren? Sie hatte den Neffen des Ermordeten nur an jenem Abend und an dem darauffolgenden Morgen gesehen und kaum ein Wort mit ihm gesprochen, und doch stockte ihr Herzschlag, wenn sie daran dachte, daß er in den nächsten Minuten unter schwerster Beschuldigung verhaftet werden würde.

Je mehr sie über ihre Erregung nachdachte, um so klarer erstand sein Bild vor ihren Augen. Deutlich hörte sie jedes der wenigen Worte, die sie von ihm gehört hatte: „Ein gutes Gewissen ist der feste Grund, auf dem ein Mann furchtlos und selbstsicher kämpfen kann."

Und zu diesen Worten, die sie unbewußt seit in der Erinnerung behalten hatte, leuchteten ein Paar graublauer Augen so frei und offen, so gerade durch.

Mitten hindurch ins Herz, dachte sie.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Eine Närrin bin ich!" schalt sie sich. „Da hänge ich sentimentalen Gedanken noch, während Walter Wehrsdorf gleich verhaftet wird! Die Anklage gegen ihn ist falsch, das fühle ich! Ist er aber einmal verhaftet, dann kann der unbekannte Feind neue Beweise für seine Schuld beschaffen. Wer weiß, wie das enden wird!

Ihre Augen blickten ratlos und suchend umher.

„Ich werde ihm helfen!" sagte sie halblaut zu sich. „Ich muß ihn warnen!"

Schnell ging sie zu dem Hause zurück, in dem Walter Wehrsdorf wohnte. Unabsichtig hielt sie die Straße hinab und hinauf. Wenn er nur nicht zu plötzlich auftauchte! Die Beamten, die ihn verhaften sollten, kannten ihn zwar nicht persönlich; aber trotzdem war Vorsicht geboten.

Eine Stunde war bereits vergangen. Schon schmerzten ihre Augen von dem angestrengten Spähen. Da sah sie ihn endlich in der Ferne herankommen. Seine Gestalt übertrafe die andern Fußgänger, wie sie trotz der Gefahr des Augenblicks befriedigt feststellte.

Rasch ging sie auf ihn zu. Er war anscheinend mit seinen Gedanken intensiv beschäftigt. Erst als sie dicht vor ihm stand, erkannte er sie. Erstaunt blieb er stehen.

„Fräulein Linholt?" sprach er leise mit einem Aufleuchten in seinen Augen. „Das ist wirklich eine freudige Ueberraschung für mich!"

„Schnell, Herr Wehrsdorf!" flüsterte Erna Linholt aufgeregt. „Kehren Sie um! Betreten Sie nicht Ihr Haus! Kommen Sie schnell!"

Walter Wehrsdorf blickte sie verwundert an. Er verstand sie nicht.

„Aber warum denn?" fragte er verblüfft. „Ich soll meine Wohnung nicht betreten? Was ist denn geschehen?"

In hastigen Worten berichtete Erna Linholt von der Durchsuchung seiner Wohnung und der Auffindung der beiden Tausendmarkscheine und der zwei Schmuckstücke.

„Sie scheinen in der Wahl Ihrer Freundinnen nicht sehr vorsichtig gewesen zu sein!" erklärte sie am Schluß ihres Berichtes mit einem bitteren Lächeln. „Eine Dame, die mit Ihnen befreundet war, soll Sie verraten haben."

„Unsinn!" erwiderte Walter Wehrsdorf beinahe schroff. „Ich habe keine Freundinnen! Das Ganze ist ein plumper Irrtum! Ich habe überhaupt keine sogenannten Damenbekanntschaften! Ich habe ebenfalls keine Tausendmarkscheine in meinem Koffer versteckt. Ich werde mich ruhig festnehmen lassen. Der Irrtum wird sich herausstellen, und ich bin wieder frei! Das wollen wir doch gleich mal sehen! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Warnung; aber jetzt muß ich erst recht gehen!"

In seinen Augen blitzte es geradezu vor Erwartung und Kampfeslust. Er schickte sich an, mit weiten Schritten auf das bewachte Haus zuzugehen.

Erna Linholt faßte ihn instinktiv am Arm. Sie fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen.

„Ich beschwöre Sie, Herr Wehrsdorf", rief sie mit einem Beben in der Stimme, das den jungen Mann aufhorchen ließ. „Gehen Sie nicht in Ihr Verderben! Sie haben gewiß Feinde, die Sie nicht unterschätzen dürfen! Was wollen Sie von Ihrer Zelle im Untersuchungsgefängnis aus unternehmen, wenn Ihre Feinde neue scheinbare Beweise für Ihre Schuld herabringen?"

„Sie haben vielleicht recht, Fräulein Linholt", erwiderte Walter Wehrsdorf schon schwankend. Doch dann setzte er entschlossen hinzu: „Aber ich muß trotzdem hin! Wenn ich einfach fortbleibe, so ist das Flucht, und meine plötzliche Flucht wäre der sicherste Beweis für meine Schuld. Sie sehen also, ich muß hin! Die Polizei soll mir erst einmal nachweisen, daß ich der Schuldige bin!"

Erna Linholt ließ nicht nach. Sie wollte und mußte ihn überzeugen!

„Gewiß, vielleicht reichen die bei Ihnen gefundenen Wertsachen nicht aus, Sie wegen des Mordes zu verurteilen. Aber wenn die Polizei erst glaubt, auf der richtigen Fährte zu sein, wird sie in dieser Richtung weitersuchen. Und Sie können sich vielleicht denken, wie man Sie belächelt, wenn Sie behaupten, Sie wüßten nicht, wie die beiden Tausendmarkscheine in Ihren Koffer gekommen sind!"

Walter Wehrsdorf war nachdenklich geworden.

„Was hat es denn für einen Zweck, wenn ich fliehe? Zunächst habe ich fast gar kein Geld. Und außerdem unterschätzen Sie die fabelhafte Organisation unserer deutschen Polizei. Vielleicht gelingt es mir tatsächlich, mich für einige Wochen zu verbergen. Und dann kommt doch unweigerlich der Augenblick, wo ich gefaßt werde, vielleicht scheinbar durch einen Zufall; aber dieser sogenannte Zufall muß kommen; er ist nichts anderes als eines der zahlreichen Netze, in denen sich jeder Verbrecher fängt. Es hat doch keinen Zweck!"

Erna Linholts Augen blitzten dunkel vor Erregung und Eifer.

„Kämpfen müssen Sie! Wenn Sie in Freiheit bleiben, können Sie alles daran setzen, Ihre Unschuld zu beweisen. Sie können daran arbeiten, den wirklichen Mörder Ihres Onkels zu entlarven und der Polizei zu überreden. Sie dürfen nicht mutlos Ihr Schicksal erwarten! Sonst sind Sie verloren!"

Walter Wehrsdorf sah erstaunt in ihr lebendiges Gesicht.

„Wie kommt es, daß Sie sich mit soviel Wärme für einen Verlorenen einsetzen? Ich bin Ihnen doch fremd! Ich verstehe das nicht. Es hat sich sonst niemand um mich gesorgt!"

Erna Linholt schlug die Augen nieder. Eine Glutwelle lief über ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund, um eine Antwort zu geben, und brachte doch keinen Laut über die zitternden Lippen. Ihre Arme hingen plötzlich schlaff herunter.

„Ich . . . ich glaube an Sie!" stammelte sie endlich. Dann — Walter Wehrsdorf merkte, wie sie ein letztes Zögern überwand — hauchte sie kaum vernehmbar: „Ich liebe Sie!"

Es war das freimütige und doch so scheue Bekenntnis eines Herzens, das keinen eitlen Stolz kennt.

Walter konnte nichts entgegnen. Er fühlte auf einmal ganz klar und beglückend, wie jeder Schlag seines Herzens einen warmen Strom von neuem Lebens machtvoll durch seine Adern trieb. Er konnte nicht antworten. Workos faßte er zaghaft ihre schmale Hand, die erst leise aufzuckte und dann ruhig und fest in der seinen lag.

„Ich nehme Ihre Hand", begann er stockend, „und darf sie doch nicht behalten. Einem Verfolgten schenken Sie Ihr Herz. Sie sind ein Kind des Glücks und müssen weiter Ihren Weg gehen. Ich bin vom Unglück verfolgt und darf darum nicht ein Geschenk annehmen, das ich nicht verdient habe. Wissen Sie, wie einsam ein Unglücklicher ist?"

„Ich weiß vor allem, wie unglücklich ein Einsamer ist!" erwiderte sie. „Lassen Sie uns zu zweien handeln! Gemeinsam werden wir es schon schaffen, den Schuldigen zu finden!"

Hand in Hand gingen sie die Straße hinab. Menschen hasteten geschäftig an ihnen vorbei. Sie merkten es kaum.

Walter lächelte sogar, wenn auch erst etwas zaghaft.

„So habe ich also gerade im Unglück eine Bundesgenossin gefunden, die mir helfen will. Jetzt bekomme ich wirklich wieder Mut. Und doch wird die Aufgabe nicht leicht sein. Ich sehe einstweilen auch noch gar keinen Weg. Ich habe nicht den geringsten Verdacht. Und außerdem fehlen mir die Mittel, mich überhaupt irgendwo vor der Polizei zu verstecken. Es ist wirklich viel auf einmal, selbst verfolgt zu sein und dabei noch einen Verbrecher zur Strecke zu bringen!"

„Zunächst einmal müssen Sie diese Nacht noch verbringen, ohne sich fassen zu lassen!" erwiderte Erna, die nun praktisch an das Nächstliegende dachte. „Morgen treffen wir uns . . . ich weiß nicht wo . . . am besten im Tiergarten in der Baumschulen-Allee. Vielleicht um elf?"

„Ich halte schon durch!" erwiderte Walter zuversichtlich. „Ich werde also morgen auf Sie warten!"

Sie verabschiedeten sich. Erna mußte zurück, wenn sie keinen Verdacht erregen wollte.

Walter schritt weit aus. Eine neue Kraft beschwingte ihn. Wenn das Unglück ihn auch mitleidlos verfolgte, er fühlte sich nicht mehr allein.

Rastlos durchschritt er eine Straße nach der andern. Er mußte eine innere Spannung auslösen, die ihn unerträglich vorantrieb. Er fühlte, diese Stunde war der Höhepunkt in seinem Leben.

Bisher hatte dieses Leben mit Stunden des Glückes sehr gegeizt. Aber alles Bittere überlief er jetzt wie von einem höheren und freieren Standpunkt aus.

Er sah sich als Zehnjährigen, bereits vater- und mutterlos. Sein Vater war Maler gewesen, dessen Porträts sehr in Mode waren. Daß er sich für ihre jüngere und schönere Schwester entschied, konnte ihm Wilhelmine Fehrmann nie verzeihen, die selbst die größte Hoffnung auf den umschwärmten Künstler gesetzt hatte. Schon bald nach der Hochzeit waren die Aufträge spärlicher geworden. Bereits der kleine Knabe hatte die graue Not der Armut zu spüren bekommen. Und Wilhelmine Fehrmann hatte in hämischer Schadenfreude jede kleine Hilfe ihres Bruders in eine peinigende Demütigung verwandelt.

Der Vater war bald gestorben. Die Mutter nähte Wäsche und rieb sich in der fortwährenden Sorge um die überfällige Wohnungsmiete auf. Kurz bevor sie die Augen für immer schloß, bat sie ihren Bruder, ihrem gebrechlichen Walter ein Helfer zu sein.

Helmut Fehrmann versprach seiner Schwester, treu für ihren Jungen zu sorgen. Er machte ihr dadurch das Sterben leicht.

Doch der Forschungsreisende hatte seine Fürsorge versprochen, ohne an Wilhelmine Fehrmann zu denken, die sich darüber erboste. „Dieses leichtsinnige Volk setzt Kinder in die Welt und überläßt es uns, für sie zu sorgen! Ich bin empört, wie man uns so etwas zumuten kann!"

Mit hartem Blick und zusammengekniffenen Lippen stand sie steif vor dem Kleinen, der mit tränenfeuchten Augen zu seiner Tante aufsah.

Helmut Fehrmann hatte diesem liebosen Empfang wortlos zugeschaut. Er nahm seinen kleinen Neffen still bei der Hand und brachte ihn zu einer Privatschule in Liebenstein im Thüringerwald. Er selbst mußte sich einer schon längst vorbereiteten Expedition nach Tibet anschließen.

Im Internat der Schule erlebte der kleine Walter eine verhältnismäßig glückliche Zeit. Beim Lernen und im Spiel mit den Kameraden vergaß er sein Leid. Bald hatten die Lehrer ihre Freude an dem klugen, gewandten und frischen Jungen.

Schlimm waren nur die Ferien. Wilhelmine Fehrmann machte sie ihm mit boshaften Nadelstichen zu einer Qual. Da zog er es vor, auch die Ferien im Internat zu verbringen, selbst wenn er vier Wochen allein in den weiten Räumen hausen mußte.

Als er mit siebzehn Jahren ausnahmsweise in die Sommerferien nach Berlin fuhr, um seinem Onkel für seine freundliche Fürsorge zu danken, traf er nur seine Tante. Sie musterte den hochaufgeschossenen Jungen und erklärte dann mit ihrer spöttischen, etwas blechern klingenden Stimme: „Du

# Die Kartoffelfuhre

Schultenjohann, den seine Nachbarn nie anders als den „klugen Jan" nennen, nimmt seine Winterkartoffeln jedes Jahr beim Bauern Frisch aus der Erde, pflegt der kluge Jan zu sagen, das sind die besten Kartoffeln. Vor allem, wenn man den Boden kennt, auf dem sie gewachsen sind.

So hat er es auch in diesem Jahre gehalten. Eben jetzt kommt er vom Bauern zurück, der ihm die Kartoffeln liefern soll. Der Bauer hat ihm versprochen, sobald ein Fuhrwerk frei ist, die Kartoffeln in die Stadt zu schicken. Vergnügt marschiert Jan nun nach Hause. Er hat bereits die Hälfte des Weges hinter sich, da überholt ihn ein Fuhrwerk. Wie ist es, Kutscher, fragt ihn Jan, kann man ein Stückchen mitfahren?

Auf dem Bock ist kein Platz, sagt der Kutscher, aber wenn ihr hinten aufsitzen wollt, habe ich nichts dagegen. Sucht euch nur ein Plätzchen. Jan steigt auf und der Wagen rollt jetzt weiter.

Langsam rollt das Fuhrwerk, das Kartoffeln geladen hat, durch den frühen Abend. Von den Feldern dampft es und die Sonne vergoldet mit langen Strahlen die Bäume rechts und links des Weges. Jan genießt die Fahrt durch dies herrliche Stück Landschaft und über eine Weile rickt er ein wenig zurecht, um besser sitzen zu können. Dabei muß wohl ein Kartoffelsack sich geöffnet haben, denn plötzlich fallen ein paar der leckeren Früchte vom Wagen herunter. Nun, laß fallen, denkt Jan, die armen Leute, die des Weges kommen, haben auch gern eine Freude. Und richtig, es dauert nicht lange, da finden die immer noch niederfallenden Kartoffeln schon ihre Liebhaber. Ein paar Arbeiter sind es, die sich hurtig bücken, um die Kartoffeln, die ihnen auf den Weg rollen, aufzuheben. Zum Glück haben sie ein kleines Säckchen bei sich, das, während der Wagen weiter fährt, sich langsam füllt.

Plötzlich hört der Segen auf. Jan sieht verwundert auf, als das Spiel der sich nach den Kartoffeln bückenden Rücken, dem er mit soviel Vergnügen zugesehen hat, sich nicht wiederholt. Dann denkt er: Wenn's von selbst nicht geht, kann man ja ein wenig nachhelfen. Und er stößt mit dem Fuß gegen ein kleines Säckchen, das bei den Kartoffeln liegt und nun rollen statt Kartoffeln goldgelbe Aepfel vom Wagen. Da bücken die Rücken der Männer sich noch viel hastiger. Jan sieht sich, noch ein wenig besorgt, nach dem Fuhrmann um, aber der sieht nichts und so gibt er dem Säckchen noch einen Stoß, so daß sich mit dem Vorwärtsrollen des Wagens das ganze Säckchen auf die Straße und von da in die Taschen der hinter dem Wagen Hermarschierenden ergießt. Schließlich ist das Säckchen leer. Die Stadt taucht auf. Einer nach dem andern verschwinden die Männer, die hinter dem Wagen hermarschierten, in dämmernden Seitenstraßen. Auch Jan ist bald zu Hause. Er bittet den Kutscher, er möge einen Augenblick halten, er wolle absteigen.

O, meint der Kutscher, ist's so eilig? Ich bin auch gleich da. Ich muß bloß zu Schultenjohann in der Querstraße.

Was, sagt Jan. Zum Schultenjohann wollt ihr? Dann sind das ja meine Kartoffeln, die ihr auf dem Wagen habt.

Wenn ihr der Schultenjohann seid, allemal, antwortet der Kutscher.

Jan kratzt sich am Hinterkopf, dann fragt er: Und was ist mit den Aepfeln los, die ihr außerdem auf dem Wagen hattet?

Die sind für euch, meint der Kutscher. Die hat der Bauer mir mitgegeben. Sollt euern Kindern Apfelmus davon kochen und sie hineinbeißen lassen, daß sie gesund werden und rote Backen kriegen.

Jawohl, meine Kinder, sagt Jan enttäuscht. Anderleuts Kinder werden in meine Aepfel beißen.

Erich Grisar

wirst dich hoffentlich später immer wieder daran erinnern, daß wir dich aus Gnade und Barmherzigkeit erzogen haben!"

Da hatte sich sein Stolz aufgelehnt. Er wollte nicht länger von dieser liebloten „Barmherzigkeit" abhängen. Auch als sein Onkel zurückkehrte, war sein Widerstand nicht zu brechen gewesen.

Schließlich gelang es seinem Onkel, ihm durch seine Verbindungen eine Stellung auf einer Jacht zu verschaffen die hydrographische Untersuchungen an den Küsten Afrikas ausführen sollte.

Das waren zwei schöne Jahre gewesen, die dem jungen Manne die Luft zu tatkräftiger Arbeit im Freien, zum unabhängigen Leben in frischer Luft gegeben hatten.

Und dann die drei Jahre im Mandatsgebiet von Deutsch-Ostafrika! Das war eine Arbeit gewesen! Hart und mühsam in sengender Hitze; aber zugleich herrlich und schön in der freien und reichen Natur des sonnigen Erdteils!

Schade daß er die leitende Stellung in der Farm aufgeben mußte. Der Absatz der Erzeugnisse war so stockend gewesen, daß eine Beschränkung der Anbaufläche vorgenommen werden mußte. Er war als Jüngster natürlich zuerst entlassen worden.

Nur mit Widerwillen erinnerte er sich des Jahres, das er im Büro der Hamburger Reederei verbracht hatte. Das Abschreiben und Addieren der langen Zahlenreihen war eine Qual für ihn gewesen.

Da war das verlockende Angebot gekommen. Der deutsche Farmer Hagen am Fuße des Kilimandscharo war gestorben. Seine Witwe wollte nach Deutschland zurückkehren; aber sie wollte die Farm nur einem Deutschen übergeben. Ein Freund hatte ihr Walter Wehrsdorf vorgeschlagen. Bei einer Zahlung von dreitausend Mark, die die Witwe benötigte, konnte er die Farm zunächst pachtweise übernehmen, später vielleicht günstig kaufen.

Und nun irrte er wie ein Gehetzter durch die Straßen. Keinesfalls durfte er heute abend in einem Gasthaus übernachten. Die Polizei würde gewiß seine Personalbeschreibung an alle Bahnhöfe und Hotels durchgegeben haben.

Da er lebhaften Hunger verspürte, ging er in ein Restaurant und aß ein paar belegte Brötchen. Vier Mark verblieben ihm noch. Damit würde er nicht lange den Kampf führen können.

Er setzte seine Wanderung fort. Absichtlich mied er Verkehrsmittelpunkte. Er schritt dahin wie ein junger Mann, der von einem späten Vergnügen oder von seiner Arbeit nach Hause eilt.

Trostlos war dieser Marsch durch die endlosen Straßen gewesen, wenn nicht wie ein freundlicher Leitstern das Bild Erna Linholts vor ihm geleuchtet hätte.

•

Am nächsten Morgen brachte die Zeitung folgende Meldung:

„In der Mordsache Fehrmann ist eine überraschende Wendung eingetreten. Detektiv Luermann hat einen anonymen telefonischen Anruf erhalten, der ihm für die Aufklärung des Verbrechens einen wertvollen Fingerzeig gab. Er hat sofort der Kriminalpolizei von dieser Angabe Mitteilung gemacht.

Gestern nachmittag fand daraufhin in der Regensburger Straße, in der Wohnung Walter Wehrsdorfs, des Neffen des Ermordeten, eine Haussuchung statt.

In einem sorgfältig verborgenen Koffer wurden einige wertvolle Schmuckstücke und zwei Tausendmarkscheine gefunden, die bestimmt aus dem Geldschrank des Ermordeten geraubt wurden, wie an den Nummern der Scheine festgestellt werden konnte.

Walter Wehrsdorf war vorher schon leicht verdächtig gewesen. Allerdings hatte man ihm bis gestern nichts Bestimmtes nachweisen können.

Walter Wehrsdorf ist gestern nicht nach Hause zurückgekehrt. Wahrscheinlich ist er durch irgendeine Person gewarnt worden.

Im übrigen bleibt der Mordfall Fehrmann undurchdringliches Geheimnis. Man weiß immer noch nicht, auf welche Weise der Forscher den Tod gefunden hat."

Die Wirkung dieser Meldung wurde noch durch eine Photographie und eine genaue Personalbeschreibung des flüchtigen Walter Wehrsdorf erhöht.

Nun bestand also kein Zweifel mehr. Der Neffe des Toten war der Mörder! Warum hatte man den Fall so kompliziert und unheimlich dargestellt? Es war ja alles so einfach! Ein Neffe ermordet seinen reichen Onkel, weil er ihn beerben will oder weil der unersättliche Mann die unerfüllbaren Geldwünsche des ungeratenen Verwandten nicht erfüllen wollte. Das war ja so alltäglich!

Man würde diesen Burschen bald fassen. Er würde gestehen, wie er alles angestellt hatte. Und dann Schluß mit ihm!

Das war wenigstens die sogenannte öffentliche Meinung in der Untergrundbahn, in den Gasthäusern und auf den Bänken in den Parkanlagen.

Wie immer, wenn die Zeitungen Photographie und Personalbeschreibung eines Verbrechers bringen, so wurde auch diesmal zahlreiche junge Männer mit gebräuntem Gesicht der Polizei auf der Straße angezeigt.

Der Polizist verlangte dann kurzerhand einen Ausweis. Als ob jeder daran dächte, immer seinen Ausweis bei sich zu tragen!

Wer sich nicht ausweisen konnte, wurde zur nächsten Polizeistation gebracht und dort so lange festgehalten, bis man seine Identität festgestellt hatte. Dann ließ man ihn wieder frei.

Das kam so oft vor, daß die Nachmittagszeitungen bereits auf Ersuchen des Polizeipräsidiums den Lesern ans Herz legten, nur dann jemand zu verdächtigen, wenn man besondere Anhaltspunkte oder Beweise habe.

•

Für Erna Linholt waren die Stunden der Nacht erstaunlich schnell vorübergeeilt. Sie hatte in ihrem Bett gesessen, die Hände über die Knie gefaltet, und dabei hatte sie die Empfindung gehabt als ob die Stunden in ganz kurzen Zwischenräumen aus der Gonaohr eines entfernteren Zimmers herüberklängen. Wer seine Gedanken auf einen Punkt konzentriert, verliert die Empfindung für die Zeit.

Am Morgen erklärte sie beim Frühstück:

„Lieber Onkel, du vermaltest ja mein herrscheines Erbteil. Könnte ich vielleicht dreihundert Mark haben? Ich brauche sie dringend für einige Anschaffungen. Ich wollte mir eine Stellung als Stenotypistin suchen."

Generaldirektor Linholt sah erstaunt auf.

„Du suchst eine Stellung? Ist das denn nötig? Gewiß, du hast meinem Freunde Fehrmann das Manuskript geschrieben. Das habe ich aber mehr als eine Gefälligkeit unter Bekannten betrachtet. Ich würde es doch als peinlich empfinden, wenn die Nichte des Generaldirektors der „Elektra" gezwungen sein sollte, ihr Brot als einfache Stenotypistin zu suchen. Es würde den Anschein erwecken . . ."

„Und ich hatte geglaubt, du würdest dich wieder um unsere kleine Hilde kümmern!" wandte Frau Linholt ein. „Sie hängt so sehr an dir!"

Erna wand sich verlegen auf ihrem Stuhl. Diesen Worten konnte sie nichts entgegensetzen. Und doch mußte sie hier durchhalten, wenn sie den Geliebten nicht preisgeben wollte.

„Gewiß", antwortete sie zögernd. „Ich habe die kleine Hilde sehr gern. Und ihr seid auch sehr freundlich zu mir gewesen. Ihr habt es mich niemals fühlen lassen, daß ich nur eine mittellose Verwandte bin. Und doch muß ich jetzt bei meinem Vorsatz bleiben! Die Gründe kann ich euch noch nicht erklären. Ich bitte euch, habt Vertrauen zu mir!"

„So, die Gründe kannst du uns nicht erklären!" wiederholte Frau Linholt beleidigt, während der Generaldirektor aufstand. Aus dem Schreibtisch des benachbarten Zimmers holte er drei Hundertmarkscheine und legte sie wortlos auf den Tisch.

Erna nahm das Geld, und während eine jähe Röte ihr Gesicht übergoß, sagte sie leise:

„Ich hoffe, daß Ihr mich später verstehen werdet!"

Schnell verließ sie das Zimmer. Kurz verabschiedete sie sich von der kleinen Hilde. Mit dem nächsten Omnibus fuhr sie in die Stadt.

Noch nie war ihr eine Fahrt so lang geworden. Endlich stand sie am Anfang der Baumschulen-Allee im Tiergarten.

Von Walter Wehrsdorf war nichts zu sehen. Unruhig durcheilte sie die lange Allee. Plötzlich fand sie ihn auf einer Bank, mit vorgebeugtem Kopf und hängenden Armen.

Er schlief!

Sie setzte sich neben ihn. Er fuhr auf, aber sofort beruhigte er sich.

„Entschuldige mich! Wenn man die ganze Nacht umhergeirrt ist, wie ich, so sollte man sich nicht setzen, sonst schläft man sofort ein!"

„Sah und hier sitzen bleiben!" entgegnete sie lächelnd. „Dies ist vielleicht der einzige Ort, wohin die Polizei gar nicht oder nur selten kommt. Du wirst nämlich eifrig gesucht! Aber ich glaube nicht, daß jemand auf den Gedanken käme, dich hier zu finden, wo sich höchstens Kindermädchen mit ihren Schützlingen aufhalten."

„Schlimm ist es, daß ich einstweilen alles nur daransehen muß, um mich vor der Polizei zu verstecken", meinte Walter. Die eigentliche Aufgabe wird dadurch sehr erschwert."

Erna holte einen Briefumschlag aus ihrer Tasche.

„Hiermit ist dir vielleicht etwas geholfen" sagte sie. „Es ist eine Art Ausweis meines Vaters, eine Bescheinigung der Anmeldung als Fechtlehrer. Sein Alter war mit 43 Jahren angegeben. Ich habe es sorgfältig radiert und auf 23 berichtigt. In gleicher Weise habe ich den Namen Linholt in Lindolf umgeändert. Die übrigen Angaben konnten bleiben. Wenn du ein Zimmer suchst, könntest du diesen Schein als Ausweis benutzen."

„Dein Vater war Fechtlehrer?" fragte Walter interessiert. „Ein schöner und sportlicher Beruf!"

„Ja", stimmte Erna zu. „Aber er hat ihm auch den Tod gebracht. Durch einen unglücklichen Zufall ist er schwer verwundet worden und gleich darauf seinen Verletzungen erlegen. Meine Mutter war schon vorher gestorben. Meine Verwandten haben mich sofort zu sich genommen. Ich bin ihnen für ihre Fürsorge sehr dankbar; denn meine Eltern haben mir kaum etwas hinterlassen können. Ohne meinen Onkel und meine Tante wäre ich genau so verlassen wie du warst!"

„Gewiß, jetzt bin ich auch nicht mehr allein, jetzt habe ich eine Gefährtin!" erwiderte Walter lächelnd. „Und wenn ich selbstsüchtig wäre, müßte ich mich freuen, daß du nicht die Tochter und Erbin des reichen Fabrikanten bist, die sich wohl kaum zu mir herablassen würde!"

„Und nun sind wir beide so etwas wie Schicksalsgenossen!" entgegnete Erna. „Und Kampfgenossen!" setzte sie hinzu. „Hast du schon einen Plan, wie wir vorgehen müßten?"

„Nein, noch nicht", gestand Walter. „Ich habe die ganze Nacht überlegt; aber zu einem Schluß bin ich nicht gekommen. Der Inder, der meinen Onkel besuchte, konnte ja durch zwei glaubhafte Zeugen nachweisen, daß er zur Zeit des Mordes in ihrer Gesellschaft war. Es wäre immerhin möglich, daß er unter seinen Landsleuten Helfer hatte, die die Tat ausführten. Wir müßten in dieser Richtung vielleicht etwas unternehmen."

„Dabei darfst du aber nicht die Vorsicht außer acht lassen!" warf Erna ein. „Es wäre vielleicht gut, wenn du ein paar Tage lang nichts unternähmst. Luermann wird dich scharf verfolgen. Die ausgesetzte Belohnung von fünfundzwanzigtausend Mark hat er ja erst halb verdient. Er wird das größte Interesse daran haben, dich der Polizei zu übergeben."

„Gegen Luermann werde ich mir schon zu helfen wissen. Angriff ist immer noch die beste Verteidigung gewesen. Statt mich von Luermann und seinen Leuten verfolgen zu lassen, werde ich ihn verfolgen und beobachten. Auf diese Weise erfahre ich am besten, wo er sich aufhält und wie ich ihm entrinnen kann. Da jetzt übrigens alle mich für den Schuldigen halten, glaubt sich da der wirkliche Mörder wahrscheinlich in Sicherheit. Vielleicht gibt er sich dabei eine Blöße, so daß wir ihn fassen können. Mit etwas Glück müssen wir dabei schon rechnen!"

„Vielleicht haben wir Glück", erwiderte Erna, und mit einem schelmischen Lächeln fuhr sie fort: „Dann bist du wieder ein freier Mann und brauchst mich nicht mehr!"

Walter blieb ernst.

„Wenn ich wirklich eines Tages wieder frei bin, werde ich durch das Testament meines Onkels die Mittel in der Hand haben, meinen Plan zu verwirklichen, eine Farm in Ostafrika zu pachten oder zu kaufen. Dann brauche ich erst recht eine Gefährtin! Eine Gefährtin fürs Leben!" Und leiser fügte er hinzu: „Willst du diese Gefährtin fürs Leben sein?"

Erna wandte ihm ihr Gesicht voll zu.

„Ja, Walter", erklärte sie mit bebender Stimme und reichte ihm ihre Hand. „Ich will deine Gefährtin fürs Leben sein!"

Das war ein Gelöbnis und darum auch wohl eine richtige Verlobung.

Walter setzte ihr seine afrikanischen Pläne auseinander. Er schilderte ihr das zukünftige gemeinsame Leben im sonnigen Erdteil so begeistert, daß sie ganz von dieser warmen Begeisterung ergriffen wurde.

„O, wie freue ich mich schon jetzt auf das Leben in dem Lande der Sonne! Wenn vielleicht auch nicht immer alles so goldig ist, an deiner Seite wird es für mich doch das Paradies sein!" rief sie glücklich. Besinnlich setzte sie hinzu: „Ich finde es sonderbar, vor ungefähr einer Woche sahen wir uns zum ersten Male, und jetzt schon entwerfen wir Pläne für unsere ganze gemeinsame Zukunft! Alte Leute würden das gewiß übereilt finden!"

„Wahre Liebe kommt immer schnell und überraschend!" erwiderte Walter, und da gerade niemand zu sehen war, zog er sie in seine Arme und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen.

Als sie sich kurz darauf trennten, schob sie ihm beim Abschied einen Briefumschlag in die Rocktasche.

„Oeffne den Umschlag erst, wenn ich fort bin! Er enthält etwas, was dir über einige Unannehmlichkeiten hinweghilft."

Dann ging sie mit raschen Schritten davon. Walter öffnete den Umschlag. Er enthielt drei Hundertmarkscheine. Im ersten Augenblick wußte er selbst nicht, ob er erfreut oder beschämt war.

„Gewiß ist es beschämend für mich", gestand er sich schließlich, „aber brauchen kann ich das Geld wirklich gut! Ich wäre sonst vielleicht umgekommen!"

Und er empfand ein warmes Gefühl der Dankbarkeit für das Mädchen, das sich so vorbehaltlos für ihn einsetzte.

•

Die nächsten Tage hatten nichts Neues gebracht.

Walter war unbeholligt geblieben. Die Photographie, die an fast allen Plakatsäulen zu sehen war und das Publikum in der Auffindung des angeblichen Mörders leiten sollte, war glücklicherweise veraltet und zeigte ihn noch mit einem Scheitel, während er jetzt das Haar glatt nach hinten gekämmt trug. Durch diese kleine Veränderung hatte sein Gesicht einen anderen Ausdruck bekommen. Besondere Kennzeichen waren nicht vorhanden.

Um die polizeiliche Ummeldung zu umgehen, hate er ein Zimmer in einem kleinen und billigen, aber gediegenen Hotel in der Nähe des Potsdamer Platzes genommen, angeblich nur für einige Tage. Bei der Eintragung in das Fremdenbuch, die er in Gegenwart des Portiers vornahm, legte er den Anmeldeschein, den Erna ihm übergeben hatte, vor sich und schrieb fließend: „Wilhelm Lindolf. Beruf Fechtlehrer. Alter 23 Jahre."

Zwei Tage später kam ein Kriminalbeamter. Er wandte sich an den Portier.

„Gegen Sie, bitte, das Fremdenbuch vor! Ich möchte die Eintragungen der letzten Woche überprüfen."

Sein Finger glitt die Spalte hinab. Bei dem Namen „Wilhelm Lindolf" blieb er stehen.

„Kehnelt Herr Lindolf diesem hier?" fragte der Beamte und holte eine etwas mißglückte Kopie der veralteten Photographie Walter Wehrsdorfs hervor.

Der Portier warf einen kurzen Blick auf das Bild und antwortete:

„Eine entfernte Aehnlichkeit besteht wohl; aber das ist er nicht."

(Fortsetzung folgt)

„Jawoll . . . machen wir . . . Der „7. Tag" kriegt einen Gruß!" So dachte

**Grete Weiser**

setzte sich hin und schickte den Lesern nebenstehendes Bild! Wir aber danken ihr herzlich für die große Überraschung, die sie uns allen bereitet hat.



# Ohne einen warmen MANTEL geht es nicht!

Und wenn ein noch so schöner Herbst über den scheidenden Sommer hinwegtäuscht, es kommen doch Tage, an denen uns ein warmer Mantel unentbehrlich wird. Schon jetzt trägt man mit Vergnügen einen der neuen losen Schlupfmäntel, die so weit gehalten sind, daß man sie bequem über sein Jackenkostüm ziehen kann. Blasen die rauhen Winde erst von Norden oder Osten, ist es gut, einen pelzbesetzten Mantel in Bereitschaft zu haben. Schöne, breite, mit Pelz umrandete Aufschläge sind als diesjähriges Kennzeichen an vielen neuen Mänteln aus dicken Wollstoffen anzutreffen. In welliger Linie gibt der weiche Pelz diesen Mänteln eine üppige Note, auch wenn der Kragen im Nacken nur schmal ist und sich weit von der umfangreichen Größe verflossener Pelzkragenungetüme entfernt, in die wir uns früher bis über die Ohren vergruben. Seltener nur legt sich noch mal ein großer Fuchs schmeichelnd um den Hals, und dann ist es vielleicht einer der neuen Samtmäntel in blusiger Machart mit weiten Bündchenärmeln, zu dem er gehört. Die Mehrzahl der ersten Mäntel für das im Herbst beginnende Winterhalbjahr begnügt sich mit schmalen Pelzröllchen. Die werden dann allerdings manchmal doppelt nebeneinander gesetzt, damit es nach mehr aussieht. Auch Taschen aus Pelz gehören zu den modischen Neuheiten, sei es, daß schmale Streifen sie betonen oder daß sie mit einem größeren Fellstück bedeckt sind.

Zur Freude aller Weiblichkeit, die stolz auf ihre schlanken Beine ist, haben die Mäntel nicht an Länge zugenommen. Knapp und kurz hüllen sie uns in taillliertem Schneiderstil oder den erwähnten neueren blusigen Linie ein. Fast mehr noch als bei glockigen Rockpartien kommt diese blusige Linie obenherum zur Geltung, wenn der Mantel unten eng und gerade gestellt ist. Die Mode zeigt beide Richtungen und überläßt es den Trägerinnen sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Es werden auch sehr neue, jugendliche Boleromäntel gebracht. Sie sind so recht etwas für schlanke Figürchen. Die Boleroteile enden in seitlich liegenden Rückennähten und knöpfen vorn über dem eigentlichen Mantel.

Gürtel haben ein wenig an Beliebtheit eingebüßt. Taillierte Schnitte und neuere Querteilung machen sie überflüssig. Es liegt aber im Zug der neuen blusigen Mode, daß vorhandene Gürtel enger als bisher umgeschnallt werden und so auch durchgehenden Mänteln manchmal eine blusige Wirkung verschaffen.

Pelzlose Mäntel, wie es die weiten Schlupfmäntel sind, holen ihren Erfolg aus den erlesenen sportlichen Stoffen. Sie schmücken sich sachlich mit breit übergesteppten Nähten in sehr neuer Linienführung. Wer sich eine Besonderheit leisten will, besetzt seinen weiten Schlupfmantel mit Garnitureilen aus Wildleder. Das sieht ungeheuer sportlich und direkt nach Autobesitzerin aus.

M. Cl.

## Mutter Wolfensiefen / *Eine Erzählung von Heinz Steguweit*

Um es gleich zu sagen: Sie war unsere Waschfrau. Ihr Zuname Wolfensiefen nämlich, war für mich von Kind auf der Inbegriff alles Waschfraulichen: Wolfensiefen hatte etwas mit Wolke, Seife und einer Küche voll emsigem Wasserdampf zu tun. Ich verstehe heute noch nicht, wieso es Waschfrauen geben kann, die nicht Wolfensiefen heißen. Außerdem nannten wir sie unsere „Mutter Wolfensiefen", denn die Alte — damals war sie gar nicht so alt — sah rundlich, mollig und erwärmend aus wie ein Kachelofen, drum: Mutter Wolfensiefen!

Ich weiß, daß sie viele Kinder hatte. Fünf, wenn nicht gar sechs. Alle sind etwas geworden, alle mit heiler Haut durch sämtliche Winter, gar durch den Krieg gekommen. Gott wußte, was er tat. Ich erinnere mich aber auch, daß Mutter Wolfensiefen nie oder ganz selten an der Waschbütte stand, ohne guter Hoffnung zu sein. Trotzdem sang, schrubbte, polterte sie, triefend von oben bis unten, die Holzpantinen patschen zu ihrem Gesicht, und dieses Gesicht war das Antlitz der Arbeit.

Eines Tages, im Oktober 1918 war es, lag sie wieder zu Bett, ein ferngesundes Kindlein im Arm. Dennoch schrieb sie einen Brief, wir sollten uns keine Sorgen machen. Sie ließe uns nicht im Stich, bei ihrer Natur genügten zwei oder drei Tage, sie käme pünktlich zum Waschen wie immer, außerdem könne sie nicht auf den Lohn verzichten.

Meine Mutter ging hin, nahm etwas Kinderwäsche mit, ferner ein Brot und zwei Flaschen alten Rotwein „Mutter Wolfensiefen", sagte meine Mutter, „können Sie sich Ruhe, ich kann mir schon helfen, sagen wir: Treue um Treue!" —

„Nee, aber nee", meinte die Wolfensiefen, und die Tränen liefen nur so ins Kissen. „Nee, Lohn ohne Arbeit? Mach ich nit, tu ich nit, kann ich nit, übermorgen bin ich bei Ihnen!" Weiß Gott, sie kam. Ein bißchen blaß, ein wenig magerer, aber sie war da. Und während sie wieder schrubbte, sang und polterte, brachte der Pastor die Nachricht, daß mein Bruder im Felde gefallen sei.

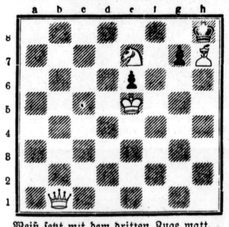
Ich kann nicht sagen, Mutter Wolfensiefen hätte weniger geweint als meine eigene Mutter. Ich weiß nur, daß in der Waschküche zwei Tage lang ein schmerzhaftes Schluchzen und Beten geschah, indes die Arbeit müßsam weiter ging. Und als die Wolfensiefen ihren Lohn empfangen sollte, wehrte sie mit den ausgelaugten Händen entrüstet ab: „Nee, aber nee: Von einer Frau, die den Sohn verlor und die so viu Leid ist, soll ich noch Geld nehmen? Mach ich nit. Tu ich nit. Kann ich nit!"

Sicher hat meine Mutter damals einen Ausweg gefunden. Heute melde ich nur, daß unsere gute Wolfensiefen soeben das Zeitliche segnete und nicht weniger tapfer heimging, als es mein Bruder 1918 getan. Ja, ich sehe die beiden da oben beieinander stehen, höre sie plaudern, Arm in Arm womöglich: „Wie schön, Mutter Wolfensiefen, daß Sie mich noch kennen. Ich danke auch für die vielen Feldpostkarten!"

Ich selber lebe noch und schreibe dieses stille Denkmal. Und wenn mich jemand fragt, ob ich eine Dichtung wüßte, die das Heldentum einer Frau würdig und ewig verkäre, dort meine ich: Schillers Jungfrau ist ein Werk, ganz gewiß, aber kennt's du auch Chamissos Ballade von der alten Waschfrau: Der letzte Vers geht so:

Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte, diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbebemde haben! —

### Schachaufgabe



Weiß setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (7). Weiß (4): Ke5; Db1; Lf7; Se7. — Schwarz (3): Kh8; Bg7 u. e6.

### Homonym.

Ist in Gefahren nicht Mut —?
Hat nicht dein Freund dir oft gut —?
Ist nicht dem Bäcker die Brezel —?
Hast du nicht manchmal ein Rätsel —?

### Versteckrätsel.

1. Sein Sohn empfing stenographischen Unterricht.
2. Sehr zu wünschen wäre es daß in diesem Bad Ventilation angebracht würde.
3. Es ließ der Löwe ihn achtlos vorüber.
4. Der Most erneuert die Lebensgeister.
5. Mit diesem Schimmel fährt ihr spazieren?

In jedem der versteckten Sätze ist ein christliches Fest versteckt enthalten

### Silbenrätsel.

a — au — bal — bel — di — e — em — ex — gi — gie — gly — ja — le — le — licht — mau — me — mentö — ni — nord — ra — re — reich — rin — so — ter — toch — trat — um — zac — ze.

Aus vorstehenden 31 Silben forme man 10 Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Oper von Richard Strauß. 2. Oper von Donizetti. 3. prächtige Grabstätte. 4. Klagelied 5. Naturerscheinung. 6 Heilmittel. 7. Name eines Sonntags 8. französischer Romandichter 9. Stadt im Rheinland 10. salpetersaures Salz.

Richtig gebildet ergeben die Wörter in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch.

### Diagonalrätsel.

Die 49 Buchstaben:

a a a b d e e e e e g g a g h h i i i i i i k l l l l m m n n o o p p p r r r r s t t u u u s

### Buchstabenrätsel.

1. Manna 2. Haut, 3. Natur, 4. Sole, 5. Taima, 6. Nora, 7. Oberon, 8. Litanei, 9. Rumpel.

Aus diesen Hauptwörtern bilde man durch Buchstabenumstellung geographische Namen mit folgenden Bedeutungen:

1. indisches Reich. 2. Staat der Union, 3. Land in Asien 4. Fürstentum in Schlesien, 5. Insel im Mittelmeer 6. Stadt in Algerien, 7. Sundainsel, 8. europäisches Reich. 9. Stadt in der Schweiz.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen ergeben die Benennung eines Beförderungsmittels.

### Worträtsel.

Wenn man manchen guten hat,
Findet man als Advokat
Oder Arzt in Not schon Rat
Mit Beweisen, mit Arzneien,
Mag's statt eines Worts in zwei'n
Oft auch recht bedenklich sein.

### Kettenrätsel.

Ball — Bau — Blatt — Burg — Gold — Haus — Rat — Schaum — Spiel — Tag — Turm — Wart — Werk.

Aus vorstehenden dreizehn einsilbigen Wörtern ist die gleiche Zahl zweisilbiger Wörter zu bilden, die dann zu einer Kette zu vereinigen sind.

### Dreisilbige Scharade.

In England findet eins zwei-drei,
dort findet eins auch eins-zwei-drei;
in Käse findt man's bei zwei-drei;
im Holzstoff bei eins-zwei drei.
Daß eins auch selber britisch sei
Als Insel, merke du dabei.
Such' eins! Jowie als Stadt zwei-drei
Und nenn' als Stadt mir eins-zwei-drei!

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: a) 1 Papier, 6 Wai, 8 Kelle 10 Ares. 11 Alt, 12 Zer 13 Luch, 14 Lethe, 15 Eis, 16 Torero; b) 2 Aller, 3 Pauls, 4 Rausch, 5 Alazie. 7 Luther. 9 Eremit. 11 Autor, 13 Lese

Silbenrätsel: Nahrungsmittel: Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen.

Silbenrätsel: 1. Dachstein, 2 Ironie, 3. Eigelb, 4. Lagune. 5. Intervall 6. Epoche, 7. Begonie 8. Unzahl 9 Meßgel. 10 Fiasko. 11. Adiatip. 12. Severus 13. Zone. 14. Tagedieb 15. Dementi 16 Energie 17 Smuchom. — Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben.

Aus zwei mach eins: 1. a) Dame, b) Ibex — Dundee. 2. a) Inka. b) Lasso — Inkasso. 3. a) Epos b) Ache — Epoche. 4. a) Ente. b) Rente — Entente. 5. a) Rosa b) Mine — Rosine. 6. a) Dame b) Gast — Damast. 7. a) Braut b) Ache — Brausche. 8. a) Eiber, b) Oehse — Eidechse. 9 a) Eiche b) Ahorn — Eichhorn. 10. a) Reh b) Jael — Regel. 11. a) Elend, b) Stier — Elentier. — Die Erdbeere.

Ringfetten: 1. Landau. 2 Karbid. 3. Bezirk. 4. Zingst. 5 Taifun. 6. Trejor. 7. Herder. 8. Gepard. 9. Grieß 10. Bodega. 11. Rummel. 12. Malaga. — Nur der ist froh, der geben mag.

Natur und Kunst: Oker — Oder — Oper.

Silbenrätsel: Erlös. Walrat. Hauer. Kito Heinrich Narew Bastei. Plakat. Storkow, Würde, Zephir. — Strohwitwer.

Schauspieler und Regisseur (Foto: Terra)

**Gespräch mit Wolfgang Liebeneiner**

# Das Drehbuch - eine Betriebsanweisung

**Staatsschauspieler Wolfgang Liebeneiner ist von Reichsminister Dr. Goebbels zum Leiter der künstlerischen Fakultät der deutschen Filmakademie, die am 1. November ihre Pforten öffnet, ernannt worden. Unser Berliner Mitarbeiter besuchte aus diesem Anlaß den erfolgreichen Darsteller und Spielleiter in seinem Heim und hat Wolfgang Liebeneiner um ein Interview für den „7. Tag".**

## Der Film braucht Proben!

Im Westen der Reichshauptstadt liegt unweit der verkehrsreichen Heerstraße ein stilles Haus, in dem das Künstlerehepaar Liebeneiner-Holbein eine beschauliche Heimstätte gefunden hat. Eine Terrasse gewährt Ausblick auf einen herrlichen, alten Garten, in dem von Efeu umrankte hünnige Tiefern und wilde Rosen gedeihen. Das Arbeitszimmer ist von einer großen Bibliothek ausgefüllt, aus deren Werken Wolfgang Liebeneiner Anregungen und Entspannung nach vollbrachtem Tagewerk schöpft. Eine Reihe interessanten Altertümer, darunter auch ein 150 Jahre alter Medizinkasten, der sich nicht selten als praktikable „Hausbar" verwenden lassen muß, bezeugt den hochentwickelten künstlerischen Geschmack der Frau des Hauses, Ruth Holberg.

Da begrüßt uns auch schon Wolfgang Liebeneiner, der, wie er entschuldigend meint, oft bis spät in die Nacht hinein durch Filmbesprechungen und Proben von seiner behaglichen Häuslichkeit ferngehalten wird. In knappen, ungemein treffsicheren Sätzen formuliert der junge Staatsschauspieler sein „Künstlerisches Glaubensbekenntnis": „Ich halte die Proben beim Film für genau so notwendig wie beim Theater. Sie verleihen dem Schauspieler das Gefühl des chronologischen Handlungsablaufs und zugleich eine größere Sicherheit im Auftreten. Wenn man ein Werk von Hebbel oder Schiller liest, erkennt man sofort, auch ohne es auf der Bühne zu sehen, den hohen geistigen und dichterischen Gehalt. Das Drama ist literarisch geformte Dichtung von hohem Eigenwert, während das Drehbuch eigentlich nichts weiter darstellt als eine — Betriebsanweisung zur Herstellung eines Films. Nur der Fachmann vermag das Dichterische daraus zu entnehmen und in die Bildsprache zu übersetzen. Je mehr sich daher ein Drehbuch als solches von Stimmungsmalerei und seelisch zerfaserten Schilderungen fernhält, desto besser ist es auch. Ein geradezu klassisches Musterbeispiel für diese Auffassung ist „Der zerbrochene Krug" von Kleist, der als Bühnenmanuskript jedem Literaturkenner das Herz höher schlagen läßt als Drehbuch aber — gelesen! — nichts weiter als eine mühsame Aneinanderreihung von Dialogen und Kameraeinstellungen in Maschinenschrift verkörpert."

## Regie mit Taktgefühl

Der Künstler blickt einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und fährt dann fort: „Was die Dekoration betrifft, so bedeutet diese beim Film ebenso eine Erweiterung wie eine Erschwerung der künstlerischen Möglichkeiten. Durch ihre räumliche Begrenztheit zwingt die Bühne zu einer formalen Geschlossenheit, die der Film entbehrt. Was er an akustischen und optischen Eindrücken in fast verwirrender Ueberfülle zu bieten hat, muß beim Theater durch ein inneres Maß ersetzt werden, weshalb die Bühnenregie ein besonderes Feingefühl und persönlichen Takt voraussetzt". Nach diesen unumstößlichen künstlerischen Gesetzen wird Liebeneiner seine Schüler von der Deutschen Filmakademie, die vielfach vom Theater kommen oder dahin wieder zurückkehren, unterrichten und ihren jungen, vorwärtsstürmenden Geist in die richtigen Bahnen lenken. „Rasten bedeutet rosten!" Nach diesem Grundsatz hat der erfolgreiche Spielleiter auch sein Leben eingerichtet. Wenn er nicht gerade im Preußischen Staatstheater auf der Bühne steht, um als Darsteller unter der Regieleitung von Gustaf Gründgens sein Bestes zu geben, gestaltet er im Filmatelier eine neue Schöpfung. Ein wenig abergläubisch wie alle Künstler, trägt Liebeneiner dabei stets eine seltsame „Glücksmütze", die aus einem einfachen, gestreiften — Seidenstrumpf besteht. Ist sie einmal nicht zur Stelle, so will dem Regisseur nichts gelingen. (Wie er glaubt.)

## Natur und Kunst

„Mein letztes Werk", plaudert der Künstler weiter, war die Verfilmung des bekannten Frowein-Romans „Du selber bist das Rad", der für die Leinwand den Titel „Du und ich" erhielt. Gegenwärtig bin ich mit der Fertigstellung eines Fliegerfilms und dem neuen Heinz-Rühmann-Film „Der Florentiner Hut" beschäftigt. Rühmann wird übrigens demnächst sich selbst als Regisseur betätigen."

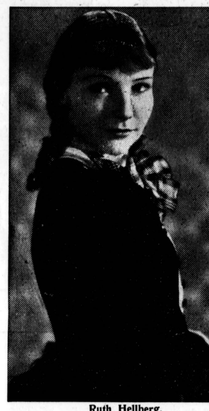
Man fragt nun Liebeneiner nach seinen privaten Passionen, ohne die auch für einen Staatsschauspieler das Leben nur ein ewiges Einerlei bedeuten würde. „Nächst dem Literaturstudium", verrät der Künstler, „gehört meine ganze Liebe der freien Natur. Wir wohnten früher in Babelsberg in einem wahrhaft idyllischen Landhäuschen mit drei Morgen Land. Da gab es einen Blumengarten mit eigenem kleinen Teich, eine schöne Wiese und einen regelrechten Urwald, in dem man nach Herzenslust herumstrolchen konnte. Das alles haben wir ja nun hier an der Heerstraße nicht mehr, trotzdem zieht es mich in jedem freien Augenblick hinaus in den Grunewald oder in den kleinen Garten, der uns noch verblieben ist. Aus diesem Naturgenuß schöpfe ich dann Stimmungsgehalt, den man meinen Filmen nachrühmt." Wahrlich eine Deutung, die auch der Laie begreift und den Menschen wie den Künstler ehrt.

# Witze machen können sie auch!

**Hans Albers wußte es schon . . .**

Im Anfang seiner Schauspielerbahn hat Hans Albers auch an manchem kleinen Theater gespielt und das rühmliche Ende manches Direktors mitgemacht. Wieder einmal war er so weit, seit Wochen hatten die Schauspieler keine Gage bekommen, aufgeregt besprachen sie sich vor dem Bühneneingang, der Direktor hätte sich beschäftigt. Rühmann wird übrigens demnächst sich selbst als Regisseur betätigen."

Man fragt nun Liebeneiner nach seinen privaten Passionen, ohne die auch für einen Staatsschauspieler das Leben nur ein ewiges Einerlei bedeuten würde. „Nächst dem Literaturstudium", verrät der Künstler, „gehört meine ganze Liebe der freien Natur. Wir wohnten früher in Babelsberg in einem wahrhaft idyllischen Landhäuschen mit drei Morgen



Ruth Hellberg, die Gattin Wolfgang Liebeneiners, ist auch eine erfolgreiche Filmschauspielerin. (Aufn. Ufa)

Land. Da gab es einen Blumengarten mit eigenem kleinen Teich, eine schöne Wiese und einen regelrechten Urwald, in dem man nach Herzenslust herumstrolchen konnte. Das alles haben wir ja nun hier an der Heerstraße nicht mehr, trotzdem zieht es mich in jedem freien Augenblick hinaus in den Grunewald oder in den kleinen Garten, der uns noch verblieben ist. Aus diesem Naturgenuß schöpfe ich dann Stimmungsgehalt, den man meinen Filmen nachrühmt." Wahrlich eine Deutung, die auch der Laie begreift und den Menschen wie den Künstler ehrt.

# Witze machen können sie auch!

**Hans Albers wußte es schon . . .**

Im Anfang seiner Schauspielerbahn hat Hans Albers auch an manchem kleinen Theater gespielt und das rühmliche Ende manches Direktors mitgemacht. Wieder einmal war er so weit, seit Wochen hatten die Schauspieler keine Gage bekommen, aufgeregt besprachen sie sich vor dem Bühneneingang, der Direktor hätte sich beschäftigt, Rühmann wird übrigens demnächst sich selbst als Regisseur betätigen."

**Viktor de Kowa hat keine Hoffnung . . .**

Viktor de Kowa besuchte eines Tages einen kranken Kollegen, der ihm eine Menge Geld schuldete. Der Kranke aber sah recht wehleidig, als ob er schon in den nächsten Stunden sterben müsse. In der Hoffnung, daß de Kowa seinen Zustand berücksichtige und ihm die Schuld erlasse, sagte er schließlich unter Aechzen und Stöhnen: „Weißt Du, Viktor, ich möchte wenigstens so lange leben, bis ich Dir und den anderen Kollegen Euer Geld zurückgegeben habe". „Aber Menschenskind", antwortete de Kowa, „bist Du denn größenwahnsinnig? Willst Du der erste Mensch sein, der ewig lebt?"

**Karl Ludwig Diehl entschuldigt sich . . .**

Als Karl Ludwig Diehl noch ein kleiner Anfänger an einem Provinztheater war, hatte er über einen berühmten Gast aus Berlin eine abfällige Bemerkung gemacht, die diesem zu Ohren gekommen war. Der empfindliche Herr aus Berlin beschwerte sich beim Intendanten. Und Diehl wurde dazu verdonnert, sich bei dem Gast zu entschuldigen. Der junge Schauspieler war mit Recht erbost von der Ueberempfindlichkeit und der Anmaßung des großen Kollegen und beschloß, sich zu rächen. Am nächsten Mittag, im Theater-Café, wo alle Kollegen versammelt waren, ging Diehl gemessenen Schrittes auf den Berliner Gast zu, der einsam an einem Tisch saß und die Kritiken studierte: „Sie sind doch Herr Müller?" fragte er. Der Angeredete schaute gar nicht von seiner Lektüre auf, sondern knurrte bloß: „Nein". — „Dann bitte ich vielmals um Entschuldigung" sagte Diehl und zog sich schleunigst zu dem Tisch der anderen Kollegen zurück, wo er mit großem Gelächter und Hallo empfangen wurde.

# Wolfgang Liebeneiner führt Regie

**Die Aufnahmen für „Du und ich" fertiggestellt**

Soeben erst sind die Aufnahmen zu Wolfgang Liebeneiners erstem Film in dieser Saison beendet. „Du und ich" heißt der Titel; der Film ist nach dem bekanntgewordenen Roman „Du selber bist das Rad" von Eberhard Frowein gestaltet worden. In seinem Mittelpunkt steht das Schicksal einer armen Strumpfwirkerfamilie im Zeitalter allgemeiner Mechanisierung. Mit der alten handbedienten Strumpfstrickmaschine glauben sich diese Menschen auf Gedeih und Verderb verbunden; nicht ohne Kampf und innere Konflikte geht die äußere wie innere Umstellung auf den mechanischen Betrieb vor sich. Aber ein neues Zeitalter ist angebrochen, und die Jugend trägt sein Banner siegesgewiß vorwärts. So muß das Alte einem besseren Neuen weichen. Die Zeit läßt sich nicht aufhalten. Alles gilt, sie zu begreifen und sich ihr dienstbar zu machen. — Die Hauptrollen aus dem neuen Film, aus dem wir bereits einige Aufnahmen zeigen, sind besetzt mit Brigitte Horney, Joachim Gottschalk und Heinz Welzel. — Ferner insznieriert Wolfgang Liebeneiner noch den Fliegerfilm „Ziel in den Wolken" und den Heinz-Rühmann-Film „Der Florentiner Hut". (Fotos: Minerva/Terra)

. . . sind durch frohes Begreifen der Zeit behoben. Die erste mechanische Strumpfwirkmaschine wird eingeweiht

Große Sorgen um die Existenz der Strumpfstricker . . .

Und die Jugend sieht eine große tatenfrohe Zukunft vor sich!



# Haus, Hof und Garten

## Kartoffelernte - ohne Schwierigkeiten

Von Dipl. Ing. H. Wolf, Berlin

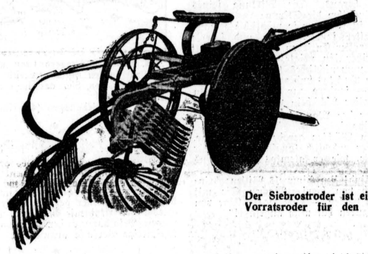
Die Zeit der Kartoffelernte mit ihrem großen Aufwand an Arbeitskräften und Anspannung hat von jeher schwer auf dem Betriebsführer gelastet. Daher ist man schon frühzeitig daran gegangen, Kartoffelerntemaschinen zu bauen, um wenigstens das Buddeln der Kartoffeln mit Maschinen zu bewerkstelligen; das Sammeln blieb und bleibt auch heute noch der Handarbeit überlassen. Bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden die Hansom-Graf Münsterschen Schleuderrad-Roder, und um die Zeit wurde von Kohlinski in Wöterkeim die Maschine mit umlaufendem Lattenrost erfunden. Erst die neueste Zeit brachte neuere Formen von Erntemaschinen auf den Markt, obwohl sie sich meist im wesentlichen in irgendeiner Weise auch des Schleuderrades bedienen. Die Schwierigkeiten der mechanischen Kartoffelernte macht man sich am besten durch folgende Ueberlegung klar: Unsere Gespannmaschinen fahren im allgemeinen mit einer Geschwindigkeit von 1 Meter in der Sekunde, d. h. der aufgenommene Damm von 1 Meter Länge mit Kraut, Wurzeln, Knollen, Erde, Steinen und Unkraut soll in einer Sekunde möglichst sorgfältig in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst und die Knollen sollen zumindest in einer schmalen Reihe abgelegt sein. Bedenkt man ferner, daß je nach dem Witterungsverlauf während der Wachstumszeit, guten Rodemaschine etwa zwischen 8 und mehr Prozent und stehen etwa auf der gleichen Höhe wie bei guter Handarbeit, bei der man im allgemeinen mit etwa 5 Prozent Verlust zu rechnen hat, bezogen auf die geernteten (und nicht auf die gewachsenen) Kartoffeln. Fangsiebe und ähnliche Vorrichtungen sowie Herabsetzung der Umlaufgeschwindigkeit des Schleuderrades sollen eine möglichst schmale Streufläche für die gerodeten Kartoffeln ergeben. Bei den neuzeitlichen Vorratsrodern hat man zwei Wege beschritten: einmal versucht man durch Zusatzeinrichtungen zu dem gewöhnlichen Schleuderrad-Roder oder durch eine besondere Bauart der Maschine die Kartoffeln in einer schmalen Reihe abzulegen, und zum anderen sagt man sich, daß, je weiter die Kartoffeln geworfen werden, desto besser eine Trennung von Kraut und Erde stattfindet. Bei diesen Weitwurf-Maschinen gehen die Sammler quer zur Reihe vor. Selbstverständlich werden die Vorarbeiten wegen der großen Wurfweite bei diesen Maschinen größer, als wenn normale Roder oder Reihenableger benutzt werden.

Die von wissenschaftlicher Seite, besonders von Prof. Dr. Ing. Dencker, Berlin, angestellten genauen Ermittelungen haben ergeben, daß beim heutigen Stande des Vorratsroderbaues Verluste von etwa 10 bis 15 Prozent als normal angesehen werden können, selbstverständlich normale Verhältnisse vorausgesetzt. Da, wie bei allen Feldfrüchten, die Erntemöglichkeit mit Maschinen von der Güte der Bestellung abhängt, ist sorgfältiges Legen der Kartoffeln in gleichmäßiger Tiefe, also hinter der Pflanzlochmaschine, von großer Wichtigkeit. Neben dieser ersten Voraussetzung ist aber eine sorgfältige und richtige Einstellung der Maschine weitere Vorbedingung, wenn man die Verluste in mäßigen Grenzen halten will. Im allgemeinen unterschätzt der Landwirt die Verluste, weil er keine sorgfältige Nacharbeit mit der Handhacke als das genau abgewesentliche Bedeutung. Wichtig ist, daß überhaupt gehackt wird. Am sichersten wirkt das Taudoverfahren. Beim Benetzungsverfahren hat man nicht die Gewähr, alle Brandherde zu erfassen, auch die Brandbutten werden nicht entfernt. Die Kuranstalten vereinigt die Vorsilage des Naßbeizverfahrens mit denen des Trockenbeizverfahrens, sie ist auch am wirtschaftlichsten. Die chemische Wirkung der Trockenbeize, die eine nachträgliche Infektion ausschließt, setzt erst im Boden ein; sie bedarf aber, um wirksam zu werden, genügender Bodenfeuchtigkeit. Bei großer Trockenheit sind Fehlschläge zu erwarten. Beim Beizen muß darauf geachtet werden, daß gebeiztes Saatgut nicht wieder mit ungebeiztem Getreide in Berührung kommt, damit Ansteckungsgefahren vermieden werden. Auch das Sackmaterial, Kasten und Fallröhren der Drillmaschinen müssen mit der verwandten Beizflüssigkeit keimfrei gemacht werden. Die angeführten Beizverfahren verbieten Brandkrankheiten. Flugbrand des Weizens und der Gerste und auch die Streifenkrankheiten der Gerste können durch Beizen des Saatgutes nicht bekämpft werden. In diesen Fällen hilft nur das Heißwasserverfahren, das für kleine landwirtschaftliche Betriebe aber kaum in Frage kommt. Wo solche Krankheiten öfter auftreten, empfiehlt sich ein Saatgutwechsel.

Heinz Dick.

**Gemahlener Pfeffer** verliert, rasch seine Schärfe, wenn man ihn nicht in einer gut verschlossenen Büchse aufbewahrt. Auf den Tisch sollte er nur in der Pfeffermühle kommen oder nur in kleinster Menge für den jeweiligen Gebrauch gemahlen werden.

**Silberne Bestecke ohne Putzen blank zu erhalten.** Silber- und Alpakasilber-Bestecke tauche man nach dem Abwaschen in heißes Wasser, dem man auf ½ Liter einen Teelöffel voll Salmiakgeist zufügt, um sie darauf sofort mit weichen Leinentüchern nachzureiben und zu polieren.



Der Siebrostroder ist ein brauchbarer Vorratsroder für den Bauernbetrieb.

Sammler arbeiten mit ihr nach dem Ablesen der obenliegenden Kartoffeln den Boden durch, und der Erfolg dieser Maßnahme ist so groß, daß zurzeit eine Sonderprämie von etwa 1 Pf. je Kiepe gewährt werden kann. Hierdurch werden die Sammler zur Benutzung der Kralle angehalten, an die sie sonst, da ungewohnt, ungern herangehen.

Unter den Zusatzgeräten zum Schleuderrad-Roder hat sich besonders die Siebtrommel gut bewährt. Der gerodete Damm wird von den Schleuderzinken in eine an einem Ausleger befestigte Trommel geworfen, die die Erde absiebt und Kraut und Knollen in einer Reihe ablegt. Wenn der Boden siebfähig ist, also nicht zu naß und zu schwer, nicht zu steinig und möglichst unkrautfrei, sind gute Erfahrungen auch mit dem Siebrost-Roder gemacht worden, einer billigen Maschine für zweispännigen Zug, die mit einem schräg gestellten, kammähnlichen Werkzeug den Damm aufnimmt und durch ein Schlagwerk zerteilt, das zwischen den Siebrost greift (siehe Anmerkung).

Moorboden kann von dieser Maschine bewältigt werden. Ausschlußreich ist auch eine Maschine nach Ulrich, bei der hinter dem Schar der Damm über ein schwingendes Sieb gelenkt. Zweckmäßig wird eine solche Maschine für Zapfwellenantrieb gebaut oder mit einem Ausgleichmotor ausgerüstet. Bei den Weitwurfmaschinen haben wir einmal die Bauart mit Wurf- und Ablegerad, wobei das Wurfrad die Kartoffeln dem Ablegerad aufgibt, und dann den einfachen Schleuderroder mit erhöhter Umfangsgeschwindigkeit. Die Doppelradmaschinen werden zweckmäßig auch vom Schlepper gezogen; sie erfordern eine besonders sorgfältige Einstellung. Die Schleuderrad-Maschine mit großer Umfangsgeschwindigkeit ist von vornherein als zweireihige Zapfwellenmaschine gebaut worden, während man von den Maschinen mit Wurf- und Ablegerad bei Schlepperbetrieb zweckmäßig zwei- einreihige Maschinen hintereinander kuppelt.

Der Handarbeitsaufwand wird für das reine Sammeln auf etwa 50—60 v. H. des Handrodeaufwandes herabgesetzt. Die Vorarbeiten sind jedoch zum Teil so zeitraubend, daß praktisch nur etwa 30—35 v. H. erspart werden. Trotzdem ist die Ersparnis auch gegenüber dem einfachen Schleuderrad-Roder so bedeutend, daß kein Betriebsleiter an der Maschinenarbeit vorbeigehen sollte beim Kartoffelroden vorbeigehen kann. Bleibt sie doch in der heutigen Zeit der Arbeiterknappheit nichts anderes übrig, als zur Maschine zu greifen. Trotz der heute noch hohen Verluste hat sich die Maschine daher überall durchgesetzt, und Aufgabe des Betriebsleiters ist es, auf die richtige Einstellung des stummen Helfers und sorgfältiges Nachlesen zu achten, um die Verluste in erträglichen Grenzen zu halten.

# Praktischer Ratgeber

**Hohlherzige Kartoffeln sind äußerlich erkennbar.** Jeden Kartoffelbauer interessiert die Frage, auf welche Ursache die Hohlherzigkeit der Kartoffelknollen zurückzuführen ist, um geeignete Mittel anzuwenden, diese Krankheit zu bekämpfen, denn zweifellos wird der Ertrag bei stark hohlherzigen Kartoffeln vermindert. Es gibt Kartoffelsorten, die dafür besonders anfällig sind. Die Anfälligkeit wird noch erhöht in Jahren mit stark wechselnden Witterungsverhältnissen, die wiederum besonders auf Kartoffeln in leichten Böden krankheitsfördernd wirken. Auch zu stark stickstoffhaltige Düngung ist vom Uebel. Nicht minder ist der Kartoffelbauer daran interessiert, ob äußere Merkmale die Hohlherzigkeit der Kartoffel erkennen lassen. Dr. Wenzl von der Staatsanstalt für Pflanzenschutz in Wien hat durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß äußere Merkmale vorhanden sind. Nach seiner Meinung sind hohlherzige Kartoffeln an ihrer unregelmäßig-aufgetriebenen Gestaltung, an der tiefen Lage der Augen und den muffigen Wölbungen der Augenbasen und der Umgebung des Nabels erkennbar. Gesunde Knollen fetzen hingegen in der Regel eine ebenmäßige, rundlich-ovale Form und besitzen keinerlei auffallende Ausbuchtungen und mehr flache Augen.

**Saatgutbeize tut not.** Alljährlich entstehen den Bauern und Landwirten noch erhebliche Ausfälle bei der Getreideernte, die bei sachgemäßer Anwendung von Saatgutbeize vermieden werden könnten. Es gehört also mit zu den wichtigsten Aufgaben, das Saatgut gegen chemisch bekämpfbare Krankheiten zu schützen. Dabei ist darauf zu achten, daß nur solche Saatbeizen verwandt werden, die von anerkannten Versuchsanstalten empfohlen werden. Welches Verfahren bei der Saatbeize angewandt wird, ob man trocken, kurzzeitig oder naß beizt, ist an sich ohne wesentliche Bedeutung. Wichtig ist, daß überhaupt gebeizt wird. Am sichersten wirkt das Tauchverfahren. Beim Benetzungsverfahren hat man nicht die Gewähr, alle Brandkeime zu erfassen, auch die Brandbutten werden nicht entfernt. Die Kuranstalte vereinigt die Vorsilage des Naßbeizverfahrens mit denen des Trockenbeizverfahrens, sie ist auch am wirtschaftlichsten. Die chemische Wirkung der Trockenbeize, die eine nachträgliche Infektion ausschließt, setzt erst im Boden ein; sie bedarf aber, um wirksam zu werden, genügender Bodenfeuchtigkeit. Bei großer Trockenheit sind Fehlschläge zu erwarten. Beim Beizen muß darauf geachtet werden, daß gebeiztes Saatgut nicht wieder mit ungebeiztem Getreide in Berührung kommt, damit Ansteckungsgefahren vermieden werden. Auch das Sackmaterial, Kasten und Fallröhren der Drillmaschinen müssen mit der verwandten Beizflüssigkeit keimfrei gemacht werden. Die angeführten Beizverfahren verbieten Brandkrankheiten. Flugbrand des Weizens und der Gerste können durch Beizen des Saatgutes nicht bekämpft werden. In diesen Fällen hilft nur das Heißwasserverfahren, das für kleine landwirtschaftliche Betriebe aber kaum in Frage kommt. Wo solche Krankheiten öfter auftreten, empfiehlt sich ein Saatgutwechsel.

Heinz Dick.

**Gemahlener Pfeffer** verliert, rasch seine Schärfe, wenn man ihn nicht in einer gut verschlossenen Büchse aufbewahrt. Auf den Tisch sollte er nur in der Pfeffermühle kommen oder nur in kleinster Menge für den jeweiligen Gebrauch gemahlen werden.

**Silberne Bestecke ohne Putzen blank zu erhalten.** Silber- und Alpakasilber-Bestecke tauche man nach dem Abwaschen in heißes Wasser, dem man auf ½ Liter einen Teelöffel voll Salmiakgeist zufügt, um sie darauf sofort mit weichen Leinentüchern nachzureiben und zu polieren.

## „Onkel T. Tovy" antwortet

**Topinambur als Schweineweide** (H. D. in B): Ich beabsichtige, eine Topinamburpflanzung als Schweineweide anzulegen. Ist das ratsam?

**Antwort:** Der Topinamburanbau kann als Schweineweide auf leichtem Boden nur empfohlen werden. Die Kultur hat vieles gemeinsam mit der Kartoffelkultur. Topinambur wächst auf leichtestem Boden und übersteht Dürrezeiten mit Leichtigkeit. Für den Bauer lohnt die Topinamburkultur auf leichten Sandböden vor allem bei Haltung von Zuchtsauen. Der Boden wird mit wenig Arbeit und trotz Trockenheit nutzbar gemacht. Die Knollen leiden nicht unter Frost, und die Sauen können bei offenem Wetter den ganzen Winter hindurch auf Topinamburkulturen weiden. Auf schweren Böden ist die Nutzung kürzer, weil bei nassem Wetter durch das Hüten der Tiere der Boden verschmiert wird. Solche Schweine weiden haben doch den Vorzug, mit wenig Arbeit und geringstem Aufwand an Dünger besonders wirtschaftlich zu sein.

**Pfirsichblattläuse als Ueberträger der Viruskrankheiten.** (K. R. in G.): Ich habe gelesen, daß die Pfirsichblattläus die Viruskrankheit der Kartoffel überträgt. Wie erfolgt die Bekämpfung?

Die Bornimer Kralle erleichtert das Aufnehmen der Kartoffeln. „Landw. Bilderdienst" M (2)

**Antwort:** Die Pfirsichblattlaus wird, wie alle Blattläuse durch Spritzungen der Pfirsichbäume mit geeigneten Mitteln (Karbolineum usw.) während des Winters, am besten im Nachwinter, bekämpft. Versuche über die Bekämpfung durch Spritzung der Kartoffelstauden sind im Gange. Darüber hinaus müssen die erkrankten Kartoffelstauden rechtzeitig entfernt werden, vor allem in Beständen, die der Saatgewinnung dienen sollen.

**Labzusatz zu Magermilch** (M. R. in B.): Mir wird empfohlen, zur Dickgerung der Magermilch Labpulver oder Labtabletten beizufügen. Dieses Verfahren soll den Vorzug haben, daß die Milch nicht anfauer verfüttert wird. Ich bitte um Auskunft, ob das richtig ist.

**Antwort:** Es ist schon richtig, daß die Milch durch den Zusatz von Lab dickgelegt wird. Dieses Verfahren ist ja in den Käsereien allgemein gebräuchlich. Dagegen stimmt es nicht, daß der Labzusatz zur Magermilch das Sauerwerden verhütet. Die mit Lab behandelte Milch wird genau so sauer wie gewöhnliche und ruft dann Verdauungsstörungen hervor. Der Labzusatz ist also schädlich und kostet noch unnötiges Geld. Es empfiehlt sich nach wie vor, die Magermilch auf dem natürlichen Weg zu säuern, wobei sie gleichzeitig dick wird.

## Der Weinstock im Garten

Die Erfahrungen, die mit der Anpflanzung von Weinreben im Garten, an Wänden und Mauern gemacht worden sind, haben schon manchen Haus- und Gartenbesitzer zu der Ansicht geführt, daß der Wein im eigenen Boden nicht gedeihen will. Entweder kommt er überhaupt nicht gut fort, oder die Trauben reifen nur schlecht aus. Oft ist es auch so, daß Weinreben an einer Stelle angepflanzt werden, wo sie nicht gedeihen können. Dies ist in unseren Breitengraden meistens der Fall, wenn eine Nordwest- oder Nordostwand mit Reben bepflanzt wird, die Nordseite gar nicht erst zu erwähnen. Mehr aber noch will die Weinrebe nicht gedeihen, wenn man bei der Sortenauswahl nicht vorsichtig genug war. Es genügt nicht, irgend eine Weinrebe anzupflanzen, die man gerade erwerben kann, sondern in bestimmten Lagen muß darauf gesehen werden, nur frühreifende Sorten anzupflanzen. Auch in Nordwestdeutschland wird man an mäßen geschützten Stellen noch gut ausgereifte Weintrauben von den Stöcken nehmen können, wenn man keine spätreifenden Sorten anpflanzt.

Im allgemeinen läßt sich für den größten Teil Deutschlands folgender Grundsatz aufstellen: frühreifende Sorten gedeihen nur an der südöstlichen oder östlichen Seite, mittelfrühreifende Sorten brauchen die Südwestseite, spätreifende Sorten sind an der Südseite anzupflanzen. Nur in kälteren Lagen ist ausschließlich die Anpflanzung von frühreifenden Arten zu empfehlen und dann auch nur an der Südseite oder höchstens an der Südostseite. Der Weinstock verlangt nicht nur all-ein unmittelbar- Sonnenwärme, auch der Boden um die Wurzeln muß warm sein. Auf kaltem und kiefsrindigem Boden gedeiht die Weinrebe am besten; sie kommt jedoch auch noch auf weniger nährhaften Böden fort, wenn es nicht an Düngung, Pflege und Wärme fehlt. Mit Weinreben lassen sich nicht allein Wände und Mauern bekleiden, mit ihnen kann man Lauben umziehen, Wandelgänge und Guirlanden herrichten. Bei der Anpflanzung von Weinreben ist es auch notwendig, sich über die Wüchsigkeit zu erkundigen. Starkwüchsige Reben müssen weiter auseinander gepflanzt werden als schwachwüchsige. Ferner ist es ein Unterschied, ob man mit den Weinreben hohe oder niedrige Wand- und Mauern umkleiden will. Sind hohe Flächen zu bedecken, so muß enger gepflanzt werden, als wenn nur niedrige Wände oder Mauern bekleidet werden sollen.

Albin Michel.

**„Nun, sind Sie auch meinen Verordnungen gefolgt?"**
**„Wieso denn das?"**
**„Ich habe ihn zum Fenster rausgeworfen!"**

„Dieser Pruller hat aber auch nicht einen Funken Phantasie!"

„Oh, da sollten Sie mal seine Ausreden hören, wenn ich wegen meiner fünfzig Mark mahne!"

*

Der Postbote kam: „Eine Nachnahme, Herr Müller!"

Seufzte Müller: „Schon gut! Ziehen Sie's nur von der nächsten Geldsendung ab!"

*

„Vater", wollte der Sohn des Juristen wissen, „wir sollen einen Aufsatz über das Gesetz der Schwerkraft schreiben. Sage mir doch, bitte, seit wann das in Kraft ist."

*

In der Schule wird aus „Wilhelm Tell" vorgelesen. 1. Aufzug, 2. Szene; Stauffacher nimmt Abschied von seiner Frau Gertrud: „Mach Uri fahr ich stehenden Fußes gleich . . .!"

*

**Lehrer:** „Fritz, wenn du ein Beefsteak in zwei Teile teilst und dann wieder halbierst, was bekommst du dann?"
**Fritz:** „Viertel!"
**Lehrer:** „Gut! Und dann nochmal?"
**Fritz:** „Achtel!"
**Lehrer:** „Sehr gut! Und dann!"
**Fritz:** „Sechzehntel!"
**Lehrer:** „Schön, Fritz! Und dann!"
**Fritz:** „Dann gibt's Hackepeter!"

*

**„Die Frau, die ich heirate, muß eine kleine Figur haben, kleine Hände, kleine Füße und einen kleinen Mund haben, und vor allen Dingen darf sie nur kleine Ansprüche stellen!"**
**„Sind das aber große Ansprüche!"**
(Tidens Tegn.)

*

„Ich singe nur zu meinem eigenen Vergnügen!" sagte das Fräulein.
„Das glaube ich Ihnen gern!" sagte der Besucher. (Tit-Bits.)

*

„Warst du gestern nach der Sitzung noch im Stadtkaffee?"
„Natürlich!"
„Hm — war ich eigentlich auch da?"

*

Ein junges Paar ließ sich von dem Standesbeamten trauen. „Die Frau muß ihrem Manne überall folgen", sagte der Beamte, als er die übliche Formel aussprach.
„Das kann ich nicht versprechen", erwiderte die Braut mit großer Entschiedenheit.
„Wie meinen Sie denn das?" fragte der Beamte.
„Mein Mann ist Briefträger in den Vorstädten", antwortete sie.

*

Amanda lernt Autofahren. Wo ein Graben links liegt, fährt Amanda links hinein. Wenn Amanda bremsen will, wartet sie auf einen Baum. Wenn Amanda eine Stunde lang fährt, braucht der Monteur eine Woche, um den Wagen wieder fahrbereit zu machen. Amanda verliert nicht die Geduld. „Wieviel brauche ich noch, bis ich fahren kann?" fragte sie.
„Zwölf!"
„Fahrstunden?"
„Nein, Autos!" meint der Fahrlehrer.

*

In der Geflügelhandlung winkt eine Frau den Verkäufer beiseite und raunt ihm zu: „Suchen Sie mir von Ihren fünf Gänsen da die drei ältesten und ältesten Biester raus — ich habe nämlich eine Fremdenpension und —"
„Ich verstehe, gnädige Frau", versichert der Kaufmann und nimmt erfreut mit sicherem Griff die Gänse vom Haken.
„Ach, warten Sie mal", meint die Kundin, „ich hab' mir's anders überlegt — geben Sie mir rubig die beiden anderen!"

**Die Riesenportion**

„Nun", fragt der Kellner den unzufrieden dreinblickenden Gast, „wie haben Sie denn das Fleisch gefunden?"
„Hm — nach längerem Suchen."

# Die attische Krone

*Heitere Kriminalgeschichte von Peter Mattheus*

Nachts um elf hatte Prack, der Hauselektriker des großen Museums, endlich herausgefunden, warum die Nachtbeleuchtung im Griechischen Saal nicht funktionierte. In einer Verteilerdose hatten sich drei Kabel gelöst. Es sah beinahe aus, als seien sie mit Gewalt herausgerissen worden. Die Dose befand sich etwa über Mannshöhe in einem Pfeiler ziemlich in der Mitte des Saales.

Prack schüttelte den Kopf und brummte vor sich hin. Im Grunde jedoch war er ganz zufrieden, daß er den Fehler gefunden hatte. Als er dann hinunter in seine Kammer ging, um Werkzeuge zu holen, begegnete er im Treppenhaus dem Wächter, der die Runde machte.

„Na?" fragte der Wächter. „Schaden entdeckt?"

„Jawohl," sagte Prack, blieb stehen und stemmte erdankenvoll die Fäuste in die Taschen seines weißen Kittels. „Drei Kabel rausgefetzt wie gar nichts. Komisch, was? Wie können sich drei Kabel in einer geschlossenen Dose lösen? Merkwürdige Sache!"

„Hm", machte der Wächter.

„Sehen Sie sich mal oben ein bißchen um," fuhr Prack fort. „Und wenn Sie dann gehen, schließen Sie die Tür nicht ab. Ich will nur rasch einen Schluck Kaffee trinken. Nachher komme ich und bring' die Sache in Ordnung."

Der Wächter nickte und stieg weiter die Treppe empor. Die vielen Schlüssel, die er an einem Ring am Gürtel trug, klirrten leise bei jedem Schritt. Prack dagegen wanderte hinunter ins Kellergeschoß, kochte sich in seiner Kammer Kaffee und aß mit Ruhe ein paar Butterbrote dazu. Er sah keinen Grund, sich zu beeilen. Es war kurz nach Mitternacht, als er mit seinen Werkzeugen und einem halbhohen Schemel wieder im Griechischen Saal stand.

Er knöpfte sich seine Taschenlampe am Kittel fest, schob den Schemel an den Pfeiler heran, stieg hinauf und begann, die Kabel wieder festzuschrauben. Dicht neben ihm erhob sich ein hoher Glaskasten, der das Prunkstück des Saales, die berühmte attische Krone enthielt — ein Wunderwerk aus Gold, Edelsteinen und zartem Email. Rechts und links davon standen auf Sockeln zwei lebensgroße Marmorstatuen, ein Hermes und eine Athene.

Prack hatte etwa zehn Minuten gearbeitet, als ein seltsames Geräusch ihn veranlaßte, blitzschnell die Taschenlampe auszuknipsen. Er fuhr auf seinen Schemel herum und blieb verblüfft bewegungslos stehen.

Hinter dem großen Mittelfenster des Saales zeichnete sich deutlich die Gestalt eines Mannes ab, der draußen auf dem Sims kniete. Abermals ertönte das gedämpfte Knirschen, daß Pracks Aufmerksamkeit erregt hatte. Dann gab es ein scharfes Knacken, und eine der Scheiben hatte ein Loch. Eine Hand kam durch die Oeffnung und wirbelte das Fenster auf. In der nächsten Sekunde war die Gestalt vom Sims verschwunden. Statt dessen sah Prack einen Schatten durch den dunklen Saal auf sich zu schleichen.

Er war viel zu erschrocken, um eine Bewegung zu machen oder zu schreien. Völlig regungslos blieb er auf seinem Schemel stehen. Nur seine Augen folgten dem schleichenden Schatten.

Der Schatten — es war der Mann vom Sims — glitt durchaus zielbewußt auf den Glasschrein zu, in dem die attische Krone ruhte. Ein leises Klicken wurde hörbar. Der feine Lichtstrahl einer Taschenlampe huschte flüchtig über die beiden Marmorstatuen rechts und links, streifte ebenso flüchtig einen Teil von Pracks weißem Kittel und heftete sich dann auf den Kasten mit seinem funkelnden Inhalt.

Ein befriedigter Seufzer ertönte.

Dann verlosch das Licht. Der Mann legte die Lampe behutsam auf den Boden und griff in die Tasche.

Prack rührte sich nicht.

Wieder erklang das Knirschen, das entsteht, wenn ein Diamant über eine Glasscheibe fährt. Ein Knacken folgte. In dem schwachen Licht, das durch die Fenster sickerte, konnte Prack sehen, daß der Mann die ganze vordere Scheibe des Schreins angeschnitten und herausgebrochen hatte. Er legte sie geräuschlos neben die Lampe auf den Boden. Dann seufzte er zum zweiten Male befriedigt, beugte sich vor und langte mit beiden Händen nach der Krone.

Jetzt hielt Prack seine Zeit für gekommen. Ääh streckte er den Arm aus und packte den Mann, der dicht unter ihm kauerte, an der Schulter. Er öffnete auch den Mund, um ein donnerndes Halt zu rufen. Aber er brachte keinen Laut heraus. Die Wirkung seines Griffs verschlug ihm die Stimme.

Der Mann fuhr, als er so plötzlich die Hand an der Schulter spürte, herum und starrte sekundenlang voller Entsetzen die weiße Gestalt an, die sich über ihn neigte. Dann stieß er ein geradezu unmenschliches Gebrüll aus, riß sich mit einem Ruck los und raste davon. Nicht zum Fenster — sondern zur Tür, durch deren Spalt ein matter Lichtschein vom Flur drang.

Im Nu war der Mann draußen und sagte die Treppe hinauf.

Er lief dem Wächter gerade in die Arme. Und Prack, der erheblich langsamer zur Tür gelangte, hörte, wie er atemlos und flehend hervorstieß:

„Menschenskind! Um Himmels Willen: bringen Sie mich von hier! Machen Sie mit mir, was Sie wollen — bloß weg! Eine von Ihren Gipsfiguren hat mich angefaßt!"

**Am Stammtisch**

Weinhändler: „Sehen Sie, meine Herren, man sagt mir immer nach, ich wäre geizig, egoistisch und was weiß ich noch. Nun hat mir vor einigen Tagen mein früherer Hausdiener ein ganzes Fäßchen Wein aus dem Keller gestohlen und auch ausgetrunken. Ich habe ihn natürlich sofort entlassen, aber von jeder Strafverfolgung abgesehen."

Bekannter: „Na, wenn der Mann den Wein auch getrunken hat, ist er schon hart genug bestraft."

*

„Diese Frechheit von dem Schaffner! Sieht mich an, als hätte ich noch nicht bezahlt!"
„Und was hast du gemacht?"
„Ihn angesehen, als hätte ich bezahlt!"

*

Max liebte ein Mädchen; er brachte ihr Rosen.
Das Mädchen strahlte: „Rosen um diese Zeit?"
Max nickte: „Nicht wahr? Am achtundzwanzigsten!" (Die Woche.)

**„Na, von den Dingern kann man ja gleich zwei Paar in den Mund stecken!"**
**„Entschuldigen Sie, das liegt aber nicht an den Würstchen!"**
Zeichnungen (4): Hannesen (M).

*

Friedrich der Große legte einst der Akademie die Frage vor: „Warum gibt ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang als ein mit Burgunder gefülltes?"

Professor Sulzer antwortete im Namen der übrigen Mitglieder der Akademie: „Die Mitglieder der Akademie bedauern, bei ihrer geringen Besoldung außerstande zu sein, solch kostspielige Versuche anzustellen." (Koralle.)

*

Herr Schulze ist für Höflichkeit Damen gegenüber bekannt. Kürzlich behauptete er auf einer Gesellschaft, daß es überhaupt keine häßliche Frau gibt. Ihm gegenüber sitzt eine Dame, die eine breitgedrückte Nase hat. „Sehen Sie mich an!" unterbricht sie ihn, „mich kann man beim besten Willen nicht hübsch nennen!"

Herr Schulze wehrt ab: „Aber, aber! Auch Sie, wie alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts, sind ein Engel, der vom Himmel gefallen ist! Daß Sie zufällig auf Erden Nase gelandet sind, kann man Ihnen doch nicht zum Vorwurf machen."
(Berliner Illustr. Zeitung.)

**Zu wörtlich**

„Hier lese ich eben", meint Hans, „daß die Betrüger wegen Verdunklungsgefahr in Haft behalten worden sind. Was is 'n das — Verdunklungsgefahr?"

„Ach", meint Franz, „Verdunklungsgefahr — ich denke, die besteht, wenn einer Straßenlaternen ausdreht."

**Mißglücktes Kompliment**

Junge Frau: „Diese Torte habe ich selbst gebacken, Herr Assessor!"

Assessor: „Ach, das tut ja nichts, gnädige Frau!"

*

Keiner verstand es so geschickt, auf die kleinen Eigenarten Napoleons I. einzugehen wie sein Marschall Ney, der der beste Freund des Korsen wurde. Der Kaiser vertrug es zum Beispiel durchaus nicht, wenn irgend etwas, was er sagte, als falsch hingestellt wurde. Einst kam bei der Mittagstafel in Versailles das Gespräch auf die Weltumseglungen des kühnen Kapitäns Cook.

„Nicht wahr", so wandte sich der Kaiser an Ney, „jener brave Mann kam auf seiner ersten Reise ums Leben!?"

„Sie haben ganz recht, Sire", entgegnete Ney, „jedoch machte er sich nicht viel daraus und trat bald die zweite an!"
(Lustige Blätter.)

**Der erste Kochversuch**

**„Nanu, Schatzi — was ist denn das für eine Suppe?"**
**„Blumenkohlsuppe, Liebster! Genau nach dem Kochbuch!"**
**„Na — da hast du wohl auch die Druckfehler mitgekocht!"**
(Judge.)

**Im Wirtshaus**

Stammgast: „Resi, ich möchte heute was essen, was ich noch nie gehabt habe."
Kellnerin: „Vielleicht a Hirn, Herr Doktor?"

**Scheußliches Leiden**

Schnorres sitzt mit einem Geschäftsfreund beim Kognak. Der Besuch wirft einen Blick aus dem Fenster und fragt:
„Wer ist denn die alte Dame, die da in Ihrem Garten sitzt?"
„Schwiegermutter", erklärt Schnorres kurz.
„Kann nicht geben."
„Ich — ist sie gelähmt?"
„Nee. Aber schon seit vier Wochen zu Besuch."

**Mißverstanden**

Irgend jemand hat eine große Familienfeier ausgerichtet, auf der es unbeschreiblich langweilig ist.

Bruno Peinsam drückt sich beiseite, um sich mal zur Abwechslung mit sich allein zu langweilen, und trifft auf einen Leidensgefährten. Er macht eine kurze Verbeugung und stellt sich vor:
„Peinsam!"
„Na, wissen Sie", meint der andere, „das ist überhaupt noch kein Ausdruck dafür!"

**Sein Standpunkt**

„Hattest du die Masern wirklich schlimmer als Jochen?"
„Viel schlimmer, Großmutter! Ich hatte sie in den Ferien!"

**Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!**

*Herdfeger besser denn je*

**Wie machen das die Meiers bloß?**
Wie machen das die Meiers bloß? Die ganzen Töchter sind sie los, Gleich Fünfe nach der Reih', Die Sache ist sehr leicht erklärt, Es hat sich wiederum bewährt — Man sieht's am Resultat: Im „7. Tag" das Heiratsinserat.
*Auflage zur Zeit über 37 000

Kath. Handwerk., Ende 30, gutes Heim., 15000 RM bar, wünscht **Heirat** m. angeh., kath. hauswirtsch. gut. Mädel bis 1,68 cm gr. Ernste Bildzuschrift. (zurück) unter Nr. 1142/2 „Der 7. Tag", Paderborn

**Werbung schafft Arbeit**

**Anzeigenpreise**
Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v. Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl. Volksbd. Paderb. Hannover 3504.

**Frau Zielke**
**ist verblüfft . . . . ja so einfach ist das?**
**Die alte Krause, ihre Waschfrau, hat ihr verraten, daß es nur am Wasser liegt, wenn die Sonne nicht richtig schäumt! Brunnen- und Leitungswasser ist viel zu hart und bei der Wäsche störend, weil es Waschwirkung und Schaumbildung hemmt. Richtig schaumfähig und damit zum Waschen brauchbar wird Wasser durch einige Handvoll Henko-Bleichsoda . . . . . Aber schon eine Viertelstunde der Bereitung der Waschlauge im Wasser verrühren! So erst nutzt man die weichmachende Wirkung von Henko voll aus und hat dann immer eine besonders waschkräftige und stark schäumende Lauge!**

**Zick oder schlank?–**
Es liegt bei Ihnen. Häßliche Fettpolster verschwinden"– das Blut zirkuliert besser — man fühlt sich frischer und jünger durch den täglichen Genuß von Dr. ERNST RICHTERS Frühstücksräutertee auch als Drix-Tabletten–Drix-Dragees

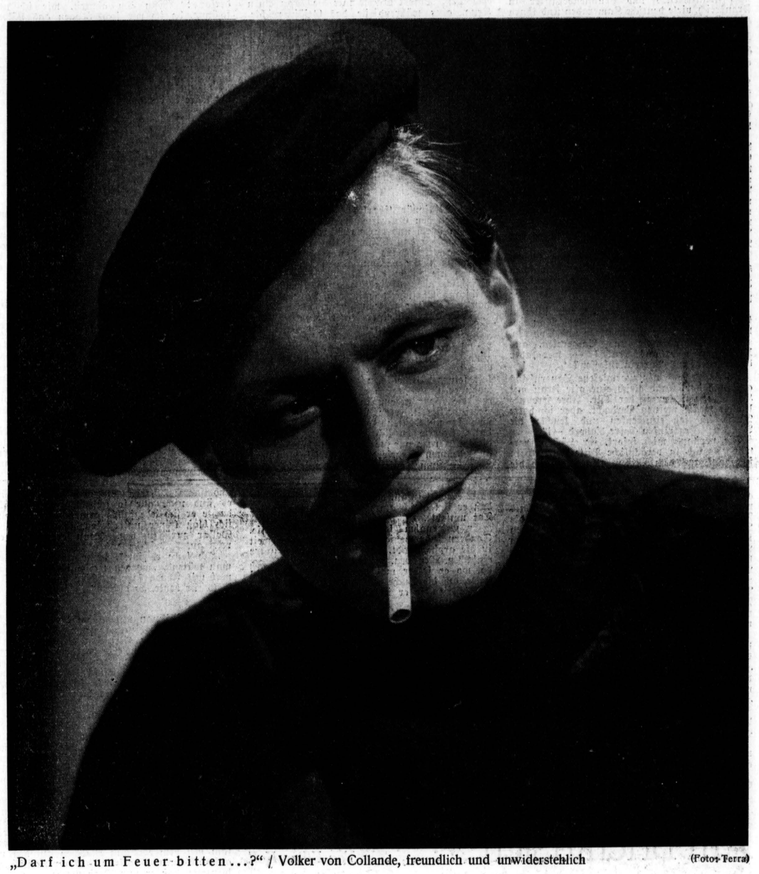
Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 39 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 25. Sept. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Bitte, rauchen Sie?



„Darf ich um Feuer bitten . . .?" / Volker von Collande, freundlich und unwiderstehlich (Foto: Terra)

Wer möchte einer so freundlichen Einladung nicht Folge leisten? „Eine Zigarette? Recht gern." Und mit dem kleinen, weißgewickelten Tabakröllchen zwischen den Lippen ist gleich zwischen den Menschen, die sich vielleicht sonst völlig fremd sind, eine vertrauliche, ja kameradschaftliche Atmosphäre hergestellt. Zigaretten trägt heute beinahe jeder Mann bei sich; aber auch unter den Damen hat sie sich schon viele Freunde erworben. In zierlichen Etuis hat man die Zigarette immer zur Hand: nach dem Morgenkaffee und bei der Lektüre der Zeitung, zum traulichen Feierabend oder auf der Reise oder auch eben bei der kameradschaftlichen Begegnung, nach dem Dienst, am Stammtisch oder im Kaffee. Sie ist eben überall dabei.

Die Zigarette macht zwar nicht den Mann aus, aber sie steht ihm gut. Man könnte sie unter die „modischen Kleinigkeiten" rechnen, wenn sie nicht über alle Mode erhaben wäre. Aber sicherlich ist sie eine Kleinigkeit von Bedeutung. Denn viele könnten sich ihr Leben ohne die Zigarette nicht mehr vorstellen.

Es gibt unzählige Sorten von Zigaretten mit den wunderlichsten Namen. Bezeichnend ist, daß niemand über einen Zigaretten**n a m e n** nachdenkt, etwa ob er schön ist oder wie er geschrieben wird. Es kommt dem Raucher eben auf den Geschmack an. Und hier beginnt der Reiz und das Geheimnis. Weil es soviele „Geschmäcker" gibt, kann keine Zigarettensorte zuviel sein. Es findet schon jeder die seine heraus (ähnlich wie bei den Frauen). Wenn es einer unternähme, die Menschen genau nach ihren Lieblings-Zigarettenmarken zu sondieren, würden sich daraus sicherlich interessante Schlüsse ziehen lassen. Vielleicht gar auf den Charakter! O weh! Gut also, daß dazu heute niemand mehr die Zeit hat. „Charakterschlüsse" sind nämlich unbeliebt . . .

Einige haben auch etwas dagegen. Gegen die Zigaretten, oder doch gegen das Zigarettenrauchen. Sicherlich lassen sich hinsichtlich dieser Gewohnheit Einwendungen machen; grundsätzlicher und spezieller Natur. Aber nur die wenigsten sind stichhaltig, zumindest haben sie auf die Masse der Raucher keinen Einfluß. Denn wer mäßig und richtig raucht, kennt die Vorteile solch männlichen Tuns zu sehr, um sich negativ beeinflussen zu lassen. Das ist es ja gerade: die Zigarette schafft Ruhe, Ueberlegung, Abstand. Mit einer „Zigarettenlänge" Abstand läßt sich manche Situation ruhiger ansehen, legt sich manche Erregung, ändert sich manches Urteil. Eine „Zigarettenlänge" Pause kann viel Kraft geben, zu manchem einen guten Anlauf. Oft hat man sich einen Aerger auch von der Seele „geraucht". Und wenn man erst die rechte Laune hat, na dann . . . wird manche Schachtel leer!

Nun sollen natürlich auch die Frauen, (sie brennen schon darauf), das Wort haben. Gewiß, die Gardinen! Die werden von vielem Rauchen geld. Und wenn die Asche auf den guten Teppich fällt oder in die Polster! Wenn eine „Kippe" im Aschenbecher verschwelt! Oder wenn der Gatte gar ungeschickterweise mit der glühenden Zigarettenspitze das gute neue Kleid verbrannte! Gut, das sind Einwendungen, die man gelten lassen kann. Manche kleine häusliche Aufregung mag durch die Zigarette entstanden sein! Aber wenn nun die Asche nicht auf den Teppich und in die Polster fiele und die Gardinen nicht gelb würden, dabei aber auch die gute Laune des Herrn Gemahl ausbliebe, was dann . . .? Nicht wahr, die um ihre Wohnung mit Recht so besorgten Hausfrauen werden bei diesem Gedanken einen solchen Schreck bekommen, daß sie gleich hingehen und eine Schachtel der Lieblingsmarke mit in das Einkaufsnetz packen, um sie dem heimkehrenden Gatten heimlich und liebevoll in die Rocktasche zu stecken.

*

Die Zigarette hat aber bekanntlich auch noch größere Geschwister, das Zigarillo und die Zigarre. Während man beim Zigarillo das Gefühl von etwas Unvollendetem nicht los wird, ist die Zigarre ganz Würde und Repräsentation. Sie nimmt sich besonders gut beim Manne aus, wenn er in den „gereiften Jahren" ist, und unterstreicht ohne Zweifel seine Erscheinung. Anderseits ist die Zigarre ein ziemlich sicherer Beweis für das Gemüt des Rauchers. (Ein zorniges Gesicht und eine Zigarre kann man sich zusammen garnicht vorstellen!) Außerdem hat die Zigarre etwas Festliches, ja Sonntägliches an sich; woher der Brauch rühren mag, daß sich viele Raucher nur Sonntags eben ihre „Sonntagszigarre" leisten. Ja, man kann sich mit der Zigarre geradezu in eine gehobene Stimmung versetzen, wie sie überhaupt einen gewissen Sinn für Feierlichkeit voraussetzt. Man kann darauf gehen: Wer Zigarren raucht, ist ein friedlicher Mensch (womit nicht gesagt sein soll, daß die anderen keine friedlichen Menschen wären!); aber diese geben ihre Friedlichkeit auf diese besondere Art eben kund. Nicht wahr, das sind sehr schöne Züge (außer den „Rauchzügen") an der Zigarre, die sie uns sympathisch machen. Im Gegensatz zum Zigarettenqualm lassen sich die Damen vielfach sehr gern von einer guten Zigarre „blauen Dunst vormachen"; woran das liegt, weiß kein Mensch. Vielleicht hängt das mit der Sympathie zusammen . . . (der Zigarre natürlich!).

Auch die Zigarre hat bekanntlich ihre verschiedenen Sorten; es gibt schwere, leichte und mittlere, es gibt schwarze, dunkle und helle. Und ehe man sich da gut und richtig auskennt, hat man gewöhnlich seine Erfahrungen. Besonders, wenn man noch sehr jung war . . . und an die falsche Sorte geriet. Man hat dann gute Erinnerungen an daheim. Zum Beispiel die: „Mein Vater rauchte immer starke Sorten". Oder man erzählt später am Stammtisch: „Die erste Zigarrenmarke, die ich kennen lernte, hieß „Meereswellen"; wie sie schmeckte, kann ich nicht mehr sagen, aber sie war aufwühlend . . . (es waren sicher Nordseewellen!)." Ja, man soll das mit den Zigarren nicht so leicht nehmen; sie könnten einem sonst plötzlich zu schwer fallen!

Und dann ist da noch die Pfeife. Auch da gibt es verschiedene Abwandlungen und Arten. Von der kurzen Mupfpfeife bis zur langen „Pantoffelpfeife", die man so nennen könnte, weil sie fast nur in einer „Pantoffelsituation" (also wenn man sehr lange sitzen bleiben kann), geraucht wird. Man liebt, der „blaue Dunst" hat sich die Welt erobert. Es ist nur gut, daß der Luftraum so unendlich groß ist und so immer „freier Abzug" bleibt. Eine „dunstige Angelegenheit" wäre das sonst . . .

Lk.

# Die Mutter von drüben

*Von Heinz Steguweit*

Meine Mutter war eine gütige Frau. Als ich mit achtzehn Jahren in den Krieg zog, ermahnte sie mich mit diesen Worten: „Gegen den Tod und das Schicksal ist kein Kraut gewachsen, also dart ich dich nicht bitten, du solltest auf jeden Fall wiederkommen; doch raten muß ich dir, letzte und strenge Pflichterfüllung nicht mit sinnloser Tollkühnheit zu verwechseln; raten muß ich dir ferner, von den Leuten im fremden Land nichts anzunehmen; Feinde sind Feinde, sie verderben das Trinkwasser und lauern euch aus jedem Hinterhalt auf!"

Meine Mutter hatte recht: es gab immer noch Franktireurs und Brunnenvergifter in Frankreich, viele deutsche Kameraden sind ihnen zum Opfer gefallen. Darum verlangte meine Mutter noch dieses von mir: „Sollst du einmal Durst leiden, dann forbere den Franzosen, der dir Wasser reicht, unverzüglich auf, zuerst einen Schluck vorzutrinken — sicher ist sicher!"

Der Gedanke, ein feindlicher Bauer oder Bürger könnte mich heimlich vergiften, erfüllte mich mit solchem Grimm, daß ich es allen meinen selbrauen Kameraden weitersagte: vortrinken lassen, immer erst vortrinken lassen . . .!

So rückten wir eines Tages in Neuvilly ein, das etwa fünfzig Kilometer südöstlich von Cambrai liegt. Diese fünfzig Kilometer hatten wir Gardemusketen in glühender Sonnenhitze marschieren müssen, nur zweimal wurden kurze Pausen gemacht, es durfte sich indessen niemand hinlegen. Man stemmte nur die Knarre unter den Tornister, der Rücken war wund wie verbranntes Fleisch, die Füße dingen voller Blasen, und der Durst — der Durst — der Durst!

Die Feldflaschen waren längst leer, schwadronierende Infanteristen sind keine sparsamen Haushalter. Ich selbst mußte mir einmal die Nase putzen und hatte das Taschentuch sofort dick voll Blut.

Endlich war Neuvilly erreicht, wir stürzten in die Häuser: Wasser! Wasser! Man belagerte keuchend die Ziehbrunnen und Pumpen, es gab Faustkämpfe und Balgereien, aus Uebereifer, nicht aus Krakeel — wer aber dachte noch ans Vortrinkenlassen?

Ich suchte das mir zugewiesene Bauernhaus auf, und dort stand gleich eine alte Frau mit Kanne und Becher in der Tür. Ihre Freundlichkeit weckte meinen Verdacht, aber ich hatte Durst, ich ließ einschenken und leuchte die Alte an: „Vortrinken, boire d'abord —!"

Sie verstand mich sofort, ihr Lächeln verwandelte sich in verächtliche Bitterkeit. Aber: sie trank aus dem Becher, also nahm ich die kleine Emaillkanne und schluckte sie gierig leer!

Mein Zimmer war sauber, das Bett roch ganz und gar nach naturreinster Wäsche. Es war das erste und einzige Mal, daß ich als Frontsoldat ein richtiges Bett erlebte, die Wochen im Lazarett nicht eingerechnet. Im übrigen befand ich mich in einem ländlichen Arbeiterhause, in dem nur die alte Frau verblieben war. An der Wand hingen fromme Bildchen, bunt und billig, aber auch Chamfords rebellischen Wahlspruch: „Guerre aux châteaux! Paix aux chaumières!" „Krieg den Schlössern! Frieden den Hütten!" — Ich dachte darüber nach, das Blatt des Spruches war schon gelb und alt . . .

Plötzlich klopfte es, die Greisin stand wieder in der Kammer. Sie habe etwas vergessen, sagte sie! Damit stellte die Alte mir die eingerahmte Photographie eines französischen Soldaten auf den Nachttisch. Es war ein Bildnis von der Art, wie sie damals auch bei uns von geschäftstüchtigen Garnisonsphotographen häufig und haufenweise hergestellt wurden. Und Madame murmelte: „Voici l'amerade! La guerre! Mein Sohn —!"

Dann verschwand sie wieder mit vorwurfsvoller Miene. Was sollte ich mit dem Bilde eines fremden, gar feindlichen Soldaten?

Eine volle Woche blieben wir in Neuvilly. Schweres stand bevor. An der Somme war die Hölle los, am Tage machten wir großräumige Felddienstübungen, nachts rasten Fliegerbomben kettenweise ins Dorf. Immer kehrte ich abends durstig in mein Quartier zurück, die Alte schien alle Kränkung vergessen zu haben.

Bis eines Tages, es war an einem unvergeßlichen Sonntagmorgen, der französische Pfarrer dieses Fleckchens ins Haus kam. Und als er nach einer Stunde wieder ging, bodte die alte Madame zitternd und tränenüberströmt an mein Zimmer: ob ich wohl gerufen hätte —?

Ja, ich hatte gerufen, ich wollte etwas Wasser, dieser sommerliche Durst war zur Qual geworden. Sofort brachte mir die Frau einen Krug, aber während sie das Gefäß reichte, schluchzte sie entsetzlich auf und preßte auf das Bild ihres Sohnes: „Oh, camerade tot, la guerre! — la guerre!"

Was ich in diesem Augenblick tat, wird jeder begreifen, der sich in solchen Aufruhr der Eigenisse das Herz rein halten konnte: ich trauerte, als habe mir jemand den Tod eines guten Kameraden angesagt! Die Alte wollte wieder pflichtgetreu vortrinken, ich aber riß ihr Krug und Becher aus der Hand und . . . schämte mich!

„Mir boire d'abord, ma mère —!"

„Meine Mutter" hatte ich gesagt? Wie kams dazu? Nein, diese Frau sollte nicht mehr vortrinken, und wenn ich die Greisin nunmehr in den Arm nahm, wenn ich ihr meine Hand auf den zuckenden Kopf legte, so grüßte ich heimlich das Grabmal eines unbekannten Soldaten, der sich für seine Sache nicht geringer geopfert hatte, wie es unsere eigenen Toten schon getan! Diese Mutter wollte jedes Sohnes Mutter sein — immer wieder flehte die Frau unter Tränen das kleine Bild, das auf meinem Nachttisch gestanden hatte.

Für diesen Sonntag hatten wir Freizeit, ich selber blieb im Quartier und schrieb an meine Mutter nach Köln:

„. . . glaub' mir, Mütter bleiben Mütter, man kann das Vortrinkenlassen von denen kaum verlangen. Wenn Du wüßtest, wie ich Dich im Schmerz dieser armen Bäuerin wiederfand! Wenn Du abntest, wie ich mich schämte, da ich vor sechs Tagen das Lächeln einer Mutter verachtete, die mit doch nur den Durst stillen wollte, vielleicht, weil sie an ihren eigenen Jungen dachte . . .!"

Ja, ich tat meine soldatische Pflicht fortan, treuna und gläubig, das Gesetz heiliger Notwehr nunmehr verstehend — wie oft aber habe ich die Geschichte vom Vortrinkenlassen erzählt, als wäre es damals um einen Sieg gegangen!

# *Aber ehrlich muß er sein . . .!*

Eine pfiffige Geschichte von Rudolf Rentsch

Der Millionär Charles Milman, der sich längst von den Geschäften zurückgezogen hatte, war ein durch und durch ehrlicher Mensch geworden. Nicht daß Mister Milman früher unehrlich gewesen wäre — doch er hatte immer den nächsten Unternehmungsgeist besessen und an sich nie zuletzt gedacht . . . Somit wäre schließlich alles allrichtig gewesen, wenn sich Milmans Ehrlichkeit mit den Jahren nicht zum vollendeten Spleen ausgewachsen hätte.

Während manch einer seiner „Kollegen" auf goldenen Luxusjachten ausgefallene Feste veranstaltete, Scheidungsrekorde hielt oder täglich die Zigarre mit einem Zehndollarschein anzündete — pflegte Mister Milman bei jeder Gelegenheit beinlich auf den Grad der Ehrlichkeit seiner Mitmenschen zu achten. Jedesmal, wenn er einem großen oder kleinen Schwindel auf die Spur gekommen war, wenn er eine Scheinheiligkeit, eine Lüge, und mochte sie noch so unbedeutend gewesen sein, entdeckt hatte, ärgerte er sich über die Maßen, und diesem Aerger machte er dann durch einen ausgedehnten Spaziergang in seinem Park Luft. — Zum Teufel, gibt es denn bloß noch Spitzbuben auf der Welt?

Milman stutzte. Auf der Welt? . . . Er hatte einen Einfall, den er für so famos hielt, daß er ihn gleich am nächsten Morgen in die Tat umsetzte.

Er unternahm keineswegs eine Weltreise. Sondern fuhr wenige hundert Kilometer weit in die große Stadt, und bezab sich dort unter einfachen Menschen, mitten im grauen Alltag, da, wo er selber mal ganz klein angefangen hatte, auf die Suche nach der reinen selbstlosen Ehrlichkeit, die er in seinen Kreisen nicht zu finden glaubte.

*

Mister Milman bestieg einen Autobus, der täglich mehrmals auf einer bestimmten Strecke verkehrte. An der Endstation nahm er sich dem Schaffner beiseite und fragte: „Fahren Sie jeden Nachmittag auf dieser Linie?"

„Jeden Nachmittag, Langweilig, sehr langweilig für einen jungen Menschen wie mich, Herr!"

„Herrv well, dann werden Sie um so lieber auf meinen Vorschlag eingehen". Zu einer Frage ließ der Millionär dem verblüfften Schaffner keine Zeit, sondern fuhr fort: „Hören Sie: Sie sollen sich ein paarmal irren. Haben, der einen Fahrschein löst und mit größerem Geld bezahlt, dem geben Sie beim Wechseln einen halben Dollar zuviel heraus. Ich werde übrigens immer mitfahren und Ihnen Ihre Versehen" reichlich vergüten."

Der Schaffner der also nicht nur keinen Schaden, sondern noch Nutzen haben sollte, war natürlich einverstanden, wenn gleich er sich die Absichten dieses merkwürdigen Herrn nicht erklären konnte.

*

Mister Milman fuhr nun schon am zweiten Nachmittag in dem Autobus und die Erfahrungen, die er bisher gemacht hatte, waren niederschmetternd. Auf den meisten Fahrten zahlte überhaupt niemand mit großem Geld — nun ja, die Leute in diesem Viertel haben es nicht so. Wenn es aber mal einer tat, steckte er das Wechselgeld, das der Schaffner — wie Milman genau beobachtete — richtig, also immer mit einem halben Dollar zuviel, seelenruhig in die Tasche. Das waren dann für Milman entsetzliche Augenblicke.

Am Abend, nach der letzten Fahrt dieses Tages, konnte er nicht mehr an sich halten. „Der Teufel soll das Gesindel holen", knurrte er den Schaffner an, „findet man denn auch hier keinen einzigen ehrlichen Menschen?"

Der Schaffner machte bedauernd die Achseln und sagte: „Haben Sie noch etwas Geduld, es sind nicht alle so schlecht, Herr!" Dabei dachte er sich jedenfalls: armer Irrer! Sollte sich bloß keiner unterstehen, ihm den halben Dollar zurückzugeben. Denn er machte ein recht gutes Geschäft dabei.

„Ich habe es satt", brummte Mister Milman wütend, „morgen werde ich zum letztenmal mit Ihnen fahren. Hier haben Sie Ihr Geld für heute, good bye!"

*

Mister Milman unternahm die letzte Autobusfahrt. Die Hoffnung, jetzt noch einen nachweisbar ehrlichen Menschen zu finden, hatte er inzwischen so gut wie begraben.

Diese Insassen bezahlten alle mit Kleingeld. Als dann aber das hübsche junge Mädchen, das neben dem Millionär saß, seinen Fahrschein verlangte, hielt es dem Schaffner eine Zehndollarnote hin.

Milman stockte der Atem.

Pflichtgemäß irrte sich der Schaffner. Milman trat kalter Schweiß auf die Stirn. Und schon sagte das Mädchen: „Sie hatten mir fünfzig Cents zuviel gegeben, Schaffner, hier haben Sie noch . . . Und", fügte es sichtlich empört hinzu: „wie unaufmerksam Sie sind! Wenn Sie das öfter so machen, gratuliere ich. Bedenken Sie, was Sie alles kaufen oder erfahren können, wenn Sie besser aufpassen?"

Mister Milman war ein Felsblock vom Herzen gerollt. Dem Himmel sei Dank! Er rieb sich vor Freude die Hände und schalt gemeinsam mit dem ehrlichen Mädchen auf den unaufmerksamen Schaffner, dem er freilich zublinzelte, daß er nur Spaß mache.

Dann jedoch fragte er das Mädchen unvermittelt nach seinem Beruf — es sei Näherin, sagte es —, überreichte ihm einen verschlossenen Briefumschlag mit der Weisung, ihn erst zu Hause zu öffnen, verabschiedete sich höflich, bezahlte die Rechnung mit dem Schaffner, stieg bei der nächsten Haltestelle aus und pries diese Stunde, in der er einen wahrhaft ehrlichen Menschen gefunden hatte, als die glücklichste seines Lebens.

Das hätte er ganz gewiß nicht getan, wenn er geahnt hätte, daß jenes hübsches Mädchen die wohlinformierte Braut des Autobusschaffners war, der dem spleenigen alten Herrn zum Dank für den guten „Nebenverdienst", den er ihm verschafft hatte, eine Freude bereiten wollte . . . Das Mädchen indes machte den Briefumschlag natürlich vorzeitig auf. Es enthielt zehn Tausenddollarnoten.

*

Dieser Tage fand die Heirat des Direktors eines der Handelsposten der Hudson Bay Company, Mr. Allan Robertson Scott, mit Miß Eileen Christina Wallace statt. Miß Wallace kam aus Schottland und war beinahe zehntausend Kilometer gereist, um zu ihrem zukünftigen Mann zu gelangen, den sie persönlich gar nicht kannte. Der Bräutigam hatte ein Bild von Miß Wallace in einer Zeitschrift gesehen und mit Telegrammen und drahtlosen Depeschen ihr verschiedene Heiratsanträge gemacht. Schließlich willigte Miß Wallace ein. An Bord des Dampfers Nascovie, auf welchem die Braut in der Arktis Bai anlangte, lernten die beiden sich erst kennen und heirateten zwei Tage später auf dem Schiff. Das nennt man romantische Heirat.

# Am Briefkasten

*Von Kilian Koll*

An der Ecke hängt ein großer Briefkasten. Bei jedem Wetter, zu jeder Tageszeit hängt er eingemauert da, und sein Klappermaul schluckt, was man hineinschiebt. Er schluckt Verwirrung, Berechnung, Seligkeit; Tod und Geburt nimmt er geschäftsmäßig auf, Skunk und Zank, Rechnungen, anonyme Briefe.

Zehn Schritt auf der einen Seite wohnt die blonde Anneliese. Manchmal jeden Tag, manchmal mit Abstand kommt sie eilig daher, leichter Schritt, schwereloser Fuß; zieht ein Briefchen hervor und schiebt es ein. Klapp, macht der Kasten. Sie spät umher. Liebesbriefe sind eine so heikle Angelegenheit. Einen Winter, einen Sommer lang. Farbiges Papier, große schmale Umschläge, mal dick, mal dünn.

Zehn Schritt auf der anderen Seite wohnt Hans. Wenn er ins Büro geht, schiebt er ein Briefchen ein, nicht immer, aber oft. Quartformat nach dem äußeren Anblick, sachlich, meist mit der Maschine beschrieben. Aber drinnen steht genau dasselbe törichte Zeug wie in den anderen Briefen, genau so in heftigen Wellen. Sehnsucht oder schroffe Gleichgültigkeit, wochenlange Verstimmung um ein falsch verstandenes Wort, und aufs neue Liebe, stürmische Zärtlichkeit — und ewige Sehnsucht nach warmer Gegenwart.

Die beiden Briefe liegen zuweilen nebeneinander, bevor sie in die Winde flattern.

Die beiden Menschen könnten es doch so viel einfacher haben! Gehirn über Papier, trocknen sie mit ihrem Atem die Tinte und schicken das törichte Zeug in eine Ferne, wo es erkaltet ankommt. Sie erhitzen ihr Briefpapier an Gestammeltem, das zärtlich ins Ohr klingen müßte.

Der Kasten hängt da und schluckt, was man ihm gibt. Die beiden Briefe erklettern wieder mühselig den Umfang vieler Seiten, was horden sich die Menschen eigentlich monatelang so viel zu schreiben? Sie quälen sich, sie möchten festhalten, was in der Zeit vergeht. Sie führen in Vorwürfe, wo sie schweigen müßten. Sie zerren Liebesworte hervor, wo Bedachtsamkeit geboten wäre. Sie schreiben ihre schöne Liebe in Brocken.

Von der einen Seite kommt die blonde Anneliese daher, nicht mit hüpfendem Schritt. Sie kann sich von dem Brief nicht trennen. Liest immer wieder die Anschrift, die eine Verheißung war. Jeder Buchstabe geliebt — geliebt eine fremde Stadt, eine nie gesehene Straße.

Von der anderen Seite kommt Hans. Scharfer Schritt, gewohnter Gang mit schallendem Hackenschlag, finstere Stirn und ein schmaler Mund. Er zögert nicht, er zieht seinen Brief mit dem sachlichen Format und der Maschinenschrift. Es mußte Schluß gemacht werden. Es ging einfach nicht mehr: Schluß mit den briefschen Tränen, den Verleumdungen, Vorwürfen, mit den Papierküssen, mit den niemals endenden Mißverständnissen.

Die beiden Menschen am Briefkasten sehen sich an. Nun könnte alles so einfach sein. Sie verziehen sogar ein klein wenig lächelnd den Mund. Aber Anneliese denkt, der sieht auch so aus als ob er kaltherzig Schluß macht. Aber Hans denkt, die sieht auch so aus als ob sie ihren Freund hysterisch anwimmert.

Die beiden Briefe fallen, klapp in den Kasten.

Die beiden törichten Menschen gehen jeder ihres Weges.



# *Dies nebenbei*

Wir kennen alle die Micky-Maus, jenen Zeichner ist der Amerikaner Walt Disney, der außer dieser ergötzlichen Maus auch noch einen anderen „Filmhelden" geschaffen hat, der hier in Deutschland weniger bekannt ist, dafür aber um so mehr Freunde sich in England gewonnen hat. Es ist der Donald Duck, ein lustiger Entenrich, der in seinen Filmen eine ähnliche groteske Rolle spielt wie die Micky-Maus. Wie gesagt, die Engländer haben ihren Ulkspaß mit Donald Duck und seinem „Quack-quack". Nun gibt es aber in London einen kleinen dreizehnjährigen Schuljungen, der ein erbitterter Feind dieses Lachenden Enterichs geworden ist. Wir wollen das gleich verstehen, wenn wir erfahren, daß dieser Junge das Pech hat, ein Namensvetter des Enterichs zu sein; er heißt ebenfalls Donald Duck. Der unglückliche Junge hatte, seit der Enterich auf der Leinwand erschien, keine ruhige Stunde mehr: seine Mitschüler, die Kinder der Nachbarschaft, alle die ihn kannten, hörten nicht auf, ihn zu hänseln, und wenn er über die Straße ging, hörte er aus Fenstern und Türen ein vielstimmiges „Quack-quack", das seine Kameraden hinter ihm herschrien. Donald Duck aber wirft keineswegs die Flinte ins Korn, er ist entschlossen, sich auf eine sehr eindringliche Weise gegen seine Kameraden zu verteidigen; er hat Boxunterricht genommen und glaubt auf diese Weise sich auf Manier von dem Fluch befreien zu können, der auf seinem Namen lastet. Wer es noch wagt, „Quack-quack" hinter ihm herzuschreien, bekommt künftig einen Kinnhaken . . .

*

Als der erste Kriegsverletzte des Weltkrieges ist in vielen Berichten der Angehörige der österreichisch-ungarischen Armee, Ludwig Hermann, bezeichnet worden. Ihn traf am 3. August 1914 ein der ersten Kugeln, als sich an der Grenze von Galizien ein Gefecht entwickelte. Die Kugel hatte ihn ins Bein getroffen, und die Aerzte vermochten damals die Kugel nicht zu entfernen. Der junge Soldat, der gerade 20 Jahre alt war, wurde lahm und blieb es für 24 Jahre. Erst vor einigen Tagen spürte Hermann plötzlich unerträgliche Schmerzen in seinem damals verletzten Bein. Und was sich bei so vielen Kriegsverletzten ereignet hat, trat jetzt auch bei dem ersten Verletzten des großen Weltbrandes ein: Der herbeigerufene Arzt kam gerade, als die Kugel von selbst die Haut durchstieß, so daß sie mit der bloßen Händen entfernt werden konnte.

*

In England hält man etwas auf die Tradition, und gerade in den englischen Städten begegnet man immer wieder Verhältnissen, die an das Mittelalter erinnern. Da ist die kleine Stadt Bradford-on-Avon; hier wird beispielsweise abends um 10 Uhr das elektrische Licht ausgeschaltet, und zwar nicht nur auf den Straßen, sondern auch in den Wohnungen, so daß den guten Bürgern nichts anderes übrig bleibt, als sich Abend für Abend um 10 Uhr zu Bett zu begeben. Die Jugend war nun mit dieser Sitte nicht mehr einverstanden; sie machte eine gemeinsame Protesteingabe, die einer Art Revolte glich. Der Rat der Stadt veranlaßte daraufhin eine Abstimmung in der Gemeinde. Und was meinen Sie? Die Mehrzahl der Einwohner stimmte dafür, daß auch weiterhin das Licht um 10 Uhr abends ausgeschaltet wurde. Offenbar haben die Einwohner von Bradford-on-Avon einen sehr gesunden und anhaltenden Schlaf; jedenfalls scheinen sie mit der pünktlichen und regelmäßigen Schlafenszeit nicht schlecht gefahren zu sein. Und wer sich nun an die Sitte nicht halten will, mag sich im Dunkeln vergnügen . . .

*

Die Amerikaner zeichnen sich seit je her durch extravagante Ideen aus. In Pigeon Cove im Staate Massachussetts lebt ein gewisser Ellis Stenman, dessen seltsame Liebhaberei 16 Jahre darin bestand, daß er alte Zeitungen sammelte, um daraus auf eine eigenartige Methode mit Hilfe eines besonderen Firnis einen Baustoff zu mixen, der sich ebenso widerstandsfähig erwies, wie Holz. Nachdem er nun eine große Menge dieses Baustoffes zusammengebracht hatte, baute er sich damit eine ganze Villa. Auch die Möbeln stellte er aus diesem Werkstoff her. Das interessanteste ist nun, daß in diesem Hause ein Klavier steht, an dem außer den Tasten und den Saiten alles aus diesem Papierbaustoff hergestellt ist. Ellis Stenman hat jetzt seine Villa feierlich bezogen; bei seinem Einzug spielte seine Frau auf dem Papierklavier die amerikanische Nationalhymne. Wir wollen hoffen, daß nicht eines nachts ein heftiger Dauerregen Herrn Stenmans Haus und Papierbett in sanftes Wohlgefallen auflöst . . .

*

Auf eine neuartige Weise untersucht gegenwärtig eine bekannte Schweizer Uhrenfabrik in Neuveville die Qualität ihrer Erzeugnisse. Man hat aus einem offenen Sportflugzeug die Anwesenheit und unter Kontrolle zahlreicher Sachverständiger eine Reihe von Uhren aus 200, 300, 500 und 800 Meter Höhe abgeworfen, um die Zuverlässigkeit der Werke auf diesem ungewöhnlichen Wege zu beweisen. In der Tat wurde dabei festgestellt, daß die Uhren, die auf dem Flugfeld Dübendorf landeten, durchweg weiterliefen und daß das Werk vollständig intakt geblieben war, wenn die Zeitmesser bei dieser unsanften Behandlung natürlich auch äußerlich manchen Schaden nahmen. Selbst bei jenen Uhren, die auf Asphaltstraßen aufschlugen, war nur das Gehäuse beschädigt, und der Zeiger abgesprungen, während das Werk munter weiterarbeitete. Freilich hatte man die Zeitmesser mit unzerbrechlichem Glas und einem fallsicheren Stahlgehäuse versehen, sowie die feinen Zapfen der Unruh-Welle durch eine besondere Konstruktion vor Bruch und Krümmung geschützt. Jo-Jo

# *Olüß finbnn Jorgnn*

**Ward Price zum Interview beim Führer auf dem Berghof**

(Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

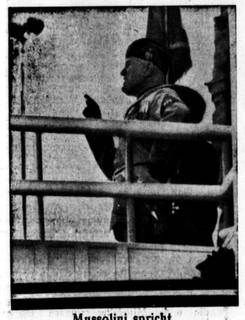
**Rudolf Heß besuchte Flüchtlingslager in der Bayerischen Ostmark**

Dieses ergreifende Bild berichtet von dem Besuch sudetendeutscher Flüchtlingslager in der bayerischen Ostmark durch den Stellvertreter des Führers Reichsminister Rudolf Heß. (Scherl Bilderd., Zand.-K.)

**Ein geflohener sudetendeutscher Polizist**

in tschechischer Uniform erzählt in Bärenstein deutschen Jungen seine Erlebnisse.

(Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)



**Mussolini spricht**

Der Duce bei seiner großen Rede in Triest, in der er eindeutig kundtat, daß Italiens Platz im Konfliktsfall bereits gewählt ist. (Weltb., Zand.-M.-K.)

**Daladier und Bonnet in London**

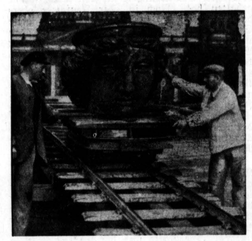
Der französische Ministerpräsident Daladier und Außenminister Bonnet verlassen Downing-Street 10 in London. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

**Der europäische Gefahrenherd — die Tschechei**

Sieben Nationen leben in einem Zwitterstaat, der willkürlich geschaffen wurde, und der als eines der letzten Denkmäler von Versailles zu zerbröckeln beginnt. (Tuszkay, Zander-Multiplex-K.)

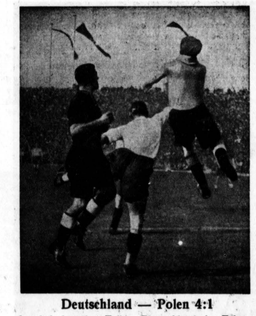
**„Der neue Graf Zeppelin" zur ersten Fahrt gestartet**

Ein Blick auf das Heck mit seinem gewaltigen Steuer und den Stabilisierungsflächen. Scherl, Zand.-M.)



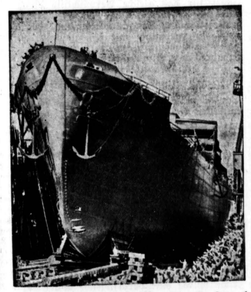
**Viktoria zu ebener Erde**

Der Umzug der Berliner Siegessäule schreitet immer weiter fort. Hier sieht man das riesige Haupt der Siegesgöttin bereits zum Abtransport an seinen neuen Platz. (Weltbild, Zander-K.)



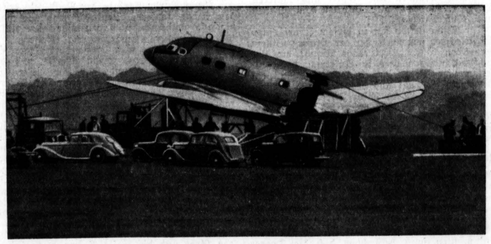
**Deutschland — Polen 4:1**

Gauchel hat im Fallen Deutschland in Führung gebracht. (Schirner, Zander-Mult.-K.)



**Elektroschiff „Steiermark" lief vom Stapel**

Auf der Kruppschen Germaniawerft in Kiel erfolgte jetzt der Stapellauf eines neuen diesel-elektrischen Zweischraubenfrachtschiffes, von dem dieses Bild Berichtet. Das 9000 Bruttoregistertonnen große Schiff ist für den Ostasiendienst der Hapag bestimmt und führt den Namen „Steiermark". (Scherl, Zand.)



**Englisches Großflugzeug zerbrach bei der Landung**

Unser Bild zeigt das größte englische Reiseflugzeug vom „Albatros"-Typ nach seinem Landeunfall auf dem Flugfeld von Hatfield, bei dem es in zwei Teile zerbrach. — Die Maschine war eines der neuesten brittischen de-Havilland-Riesenflugzeuge, die in wenigen Wochen einen Nordatlantik-Flugdienst aufnehmen sollten und von der englischen Presse als die Rivalen der deutschen „Condor"-Maschine hingestellt wurden. Der Rumpf der „Albatros" bot Platz für 42 Fluggäste. (Scherl Bilderd., Zander-K.)

**Der „englische" Kopf für das neue Luftschutzplakat**

Miß Barbara Kershaw wurde kürzlich dazu ausersehen, mit ihrem „englischen Gesicht" dem neuen Luftschutz-Werbeplakat mehr Wirkung zu geben, nachdem man kürzlich entdeckt zu haben glaubte, daß der Kopf des alten Plakates der Kopf eines deutschen Mädchens war. (Assoc. Preß, Zand.-M.-K.)

**Sonderbericht für den „7. Tag"**

# Der Berg der Tränen

## Die Auffindung der drei Toten am Nanga Parbat - „Ein Kameradschaftsbekenntnis, wie es der Himalaja nicht kennt" - Das höchste Grab der Erde

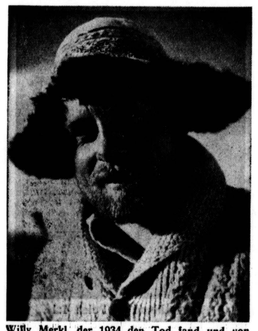
**Die Deutsche Himalaja-Expedition 1938, die unter der Führung von Karl Bauer stand, ist bekanntlich nach vier hartnäckigen Vorstößen durch die außerordentlich schlechte Wetterlage gezwungen worden, ihren diesjährigen Versuch einer Besteigung des 8125 Meter hohen Nanga-Parbat-Gipfels aufzugeben. — Beim dritten Vorstoß wurden drei der Toten des Nanga Parbat gefunden, denen der folgende Bericht gilt.**

Ein Träger im Steilhang des Rakiot Peak, im Aufstieg nach Lager VI

Dreimal haben die Bergsteiger in diesem Jahr zur Ueberwindung des Rakiot-Gletschers ansetzen müssen, der durch seine unvorstellbare Zerklüftung dem Aufstieg derartige Hindernisse in die Aufstiegsroute gelegt hatte, wie nie zuvor bei den früheren Versuchen in den Jahren 1932, 1934 und 1937. Es war gleichsam so gewesen, als wolle der Berg, der elf deutsche Bergsteiger getötet hatte, ihrem kühnen Geist, der in den Gefährten weiterlebte, nicht erlauben, über den Tod hinaus fortzuwirken. Völlig außergewöhnliche Wetterbedingungen brachten den Vorstoß in die Höhe gerade immer dort zum Verweilen, wo der Nanga Parbat bei den vorhergegangenen Versuchen Opfer gefordert hatte.

Im Lager II (5850 Meter) waren Bauer, Bechtold und Schmaderer mehrere Tage eingeschneit. Der Eisbruch kostete ihnen langwierige und anstrengende Spurarbeit, ehe sie einen Weg fanden, der einigermaßen ungefährlich nach oben führte. In diesem Lager II war vor vier Jahren, ebenfalls in den ersten Junitagen, der Bergsteiger Alfred Drexel von einer tückischen Krankheit hinweggerafft worden. Der Kamerad, in dessen Armen er damals im einsamen Sturmzelt gestorben war, stand diesmal wieder im Kampf: Fritz Bechtold war zum vierten Male dem Ruf des Nanga Parbat gefolgt, dem Geist getreu, der den ersten Toten des Berges beseelt hatte wie die drei, die im Juli 1934 auf dem Firngrat den Tod fanden, und wie die Sieben, die am 14. Juni 1937 in Lager IV von einer Eislawine begraben wurden.

Am 14. Juni 1938 beginnt Fritz Bechtold sein Tagebuch: Mein erster Gedanke beim Erwachen gilt den toten Freunden, die droben in



Willy Merkl, der 1934 den Tod fand und von der diesjährigen Expedition aufgefunden wurde.

Photos (2): Deutsche Himalaja-Stiftung

Lager IV liegen. Trüb und traurig wie seine Erinnerungen kommt der junge Morgen diesen Gedenktages herauf." Nach Stunden anstrengender Arbeit im Schneetreiben bringt der Abend

### hoffnung Wetter und neue Hoffnung

„Wie eine Offenbarung leuchtet der Abend dieses 14. Juni über den Berg. Feierlich lassen die Firndome ihre Hüllen sinken. Wir stehen auf der Schneekuppe vor unseren Zelten und starren hinauf wo vor einem Jahre das Lager IV stand. — Morgen wollen wir zu Euch hinauf steigen —"

Wohl läßt sie der nächste Tag zum Lager III vordringen, aber dann erscheinen unheimliche Wolken als Vorboten des Monsuns, der noch nie im Nanga-Parbat-Gebiet wahrgenommen worden ist. Seine Schneefälle werden im Hauptlager abgewartet, dann beginnt ein neuer Vorstoß, der die Bergsteiger in die Höhe des Lagers IV (6200 Meter) führt. Unweit der Unglücksstelle des Vorjahres, unweit der Eisgräber von sieben Deutschen und neun Sherpa-Trägern, steht das neue Lager. Wieder verschlechtert sich das Wetter, es wiederholt die Schneefälle, die die Mannschaft vor einem Jahre hier festhielten, ja, es verschärft sie noch. Lager IV ist eine Woche lang von jeder Verbindung abgeschnitten, ein einsamer Vorposten.

Unter seiner Besatzung, die ständig mit den Schneemassen zu ringen hat, befindet sich auch Ulrich Luft, der einzige Ueberlebende des vorjährigen Bergtrupps. Er war es, der am 18. Juni 1937, als er mit Nachschub zum Lager IV aufstieg, um am Angriff seiner Kameraden teilzunehmen, das Lager nicht mehr vorfand. Dies war sein Bericht: „Bedrückende Stille herrschte ringsum. Eine verwehte Spur zog wie ins Endlose gegen den Grat im Osten. Mit unerbittlicher Wucht und Klarheit drängte sich mir die Wahrheit ins Bewußtsein: Unmittelbar vor mir hatte eine gewaltige Lawine eine Fläche von 150 Meter Breite und 400 Meter Länge mit gigantischen Eisblöcken überschüttet. Weit und breit keine Spur vom Lager. Tausende von Kubikmetern Eis waren darüber hinweg gegangen. Niemand konnte entkommen sein . . ."

**Vier Wochen später war er wieder an der Unglücksstätte zusammen mit den aus der Heimat herbeigeeilten Freunden, um es gelang ihnen, die Toten zu finden, ihnen den letzten Dienst zu erweisen und ihr greifbares Vermächtnis, Tagebücher und Filmaufnahmen zu bergen. Noch am letzten Abend beim lodernden Schein des Feuers im Hauptlager gelobten sie, mit neuen Geführten den Kampf der Gefallenen wieder aufzunehmen.**

Diese neue Mannschaft muß nun zum zweiten Male ins Hauptlager zurück, nachdem die Spitzengruppe des Lagers IV mit seinen heroischen Erinnerungen tiefsten Tage tapfer gehalten hat. Noch ist der Neuschnee oberhalb des Lagers zu tief. Doch alle diese Schwierigkeiten und die feierlichen Stunden über den Eisgräbern haben die Kräfte der Bergsteiger nur gesteigert. So gelingt ihnen, beim dritten Vorstoß Lager V (6700 Meter) zu errichten. In der ersten Nacht wird die Kleine Besetzung des Lagers vor einem heftigen Sturm überfallen und sie hat Mühe, die Zelte zu halten, die jeden Augenblick vom Sturm fortgerissen werden können. Doch der Sturm hat die von Süden drohenden Monsunwolken zurückgefegt und den Weg zur Rakiotwand freigeweht.

Als Bechtold und Luft diese Wand zu einem Klettersteig ausbauen, geraten sie an einen erregenden Fund. Ueber ihnen hängt in der Wand ein toter Träger. Es ist einer von den tapferen Sherpas, die am 10. Juli 1934 über diese Wand dem Schneeorkan entkommen wollten und dabei vor Erschöpfung sterben. Die Kälte und die trockene Luft in dieser Höhe haben das Gesicht gebleicht und den Körper zu einer Mumie gemacht. Erst am nächsten Tage wird er aus dem Seil, an das er sich festgebunden hatte, gelöst und von der Wand herabgelassen. Zu ihren Füßen findet er sein Grab. Vorher mußten die Träger, die der Anblick des Toten beunruhigt hätte, aus der Sichtweite der Wand entfernt werden. Die Gedanken der Bergsteiger gelten in diesen Stunden den treuen und tapferen Trägern, die vor vier Jahren dem Sturm zum Opfer fielen.

Der Spitzentrupp hat in diesem Jahre einen Aufstiegsweg gefunden, der den ärgsten Sturm vermeiden läßt. Zwei Tage nimmt die Zurichtung dieses Weges in Anspruch, dann betreten vier Bergsteiger den Grat. Nur ein einziger Fels ragt aus dem leuchtenden Weiß hervor: ein 15 Meter hoher Turm aus schwarzem Gestein. Er hat vor sechs Jahren den Namen „Mohrenkopf" erhalten. An dieser Stelle stößt Paul Bauer, der auf dem Grat vorangespurt, auf

### zwei im Schnee ruhende Körper

Rasch schickt er die Träger zurück. Um einen glaubhaften Grund für diese Maßnahme zu haben, werden sie von Luft mit dem Bau eines vorläufigen Lagers beschäftigt. Die Bergsteiger hoffen, daß die Träger noch nichts von den Toten wahrgenommen haben, denn sie müßten sonst befürchten, daß die Träger in dieser Begegnung ein böses Vorzeichen erblicken und sich weigern könnten, an den Toten vorbei weiter aufzusteigen.

**Nun sind Bauer, Bechtold und Luft allein mit den Toten, die eng an den Felsen geschmiegt liegen. Der Sturm, der in den letzten Tagen über den Grat gefegt hat, wird sie wohl von der Schneelast der vier Jahre befreit haben. Noch weiß man nicht, wer es ist. Zuoberst liegt ein Träger, sein Gesicht ist von Sonne und Kälte gebleicht, strohfarben wie das seiner Kameraden, der in der Rakiot-Eiswand hing. Er wird aufgenommen und in ein Grab gelegt, das die Bergsteiger auf der Südseite des Turmes unter einem seiner Vorsprünge bereiten.**

**Dann legen sie das Gesicht des anderen vorsichtig um Schicht um Schicht vom Schnee frei. Und nun erkennen sie ihn: es ist Willy Merkl, der Führer der Deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1934, der seinen Kameraden Wieland und Welzenbach im Tode folgte. Sein Gesicht ist unversehrt erhalten. So wie die drei Bergsteiger ihn hier sehen, so hat er immer vor ihren Augen gestanden, so ist er ihnen immer gegenwärtig gewesen.**

In einer Tasche finden sie bei ihm einen Brief

### und letzte Dokumente der fünfhundert Rakotkarawane

Der Brief ist am 10. Juli 1934 in Lager VII von Willi Welzenbach geschrieben. Merkl hat sich bemüht, mit erfrorenen Fingern seinen Namen darunter zu setzen. Die beiden Bergsteiger berichten den Kameraden in Lager IV, daß sie krank und seit vielen Tagen ohne Nahrung seien und bitten sie um Hilfe.

Nun nach vier Jahren hält Fritz Bechtold, der damals bei den Rettungsversuchen in Lager IV war, die letzten Zeilen seiner Freunde in der Hand. Sie vervollständigen das Bild der Geschehnisse vom Juli 1934: Am 8. Juli war die Spitzengruppe von einem Schneeorkan zurück getrieben worden. Der Abstieg über die ausgesetzten Steilhänge des Silbersattels hinunter zum Grat war für die Träger äußerst schwierig. Jeden Augenblick drohte sie der Sturm aus den Eisstufen zu reißen. Zudem waren ihre Kräfte durch die vorhergegangenen Tage, an denen der Orkan die Zubereitung irgendeiner Speise verhindert hatte, sehr geschwächt. Um ihre Trägerkameraden sicher hinabzubringen, verbrauchten Merkl, Welzenbach und Wieland ihre letzten Energien. Sie konnten Lager VII nicht mehr erreichen und bezogen ein Zwischenlager, in dem zu wenig Schlafsäcke vorhanden waren.

Hier schlief Welzenbach im Schnee. Wieder konnte kein Essen bereitet werden. Der Träger Nima Nurbu starb in der Nacht, als erster der Schar tapferer Deutscher und Sherpas, die nun nacheinander dem Hunger, der Kälte und der völligen Entkräftigung erlagen.

**Die Letzten, die noch lebend über Lager VII hinaustaumen waren Willy Merkl und die Träger Angtsering und Gay Lay. Sie hatten sich gemeinsam bis zur Einsattlung im Firngrat durchgekämpft, Merkl sehr mühsam und auf zwei Eispickel gestützt, da ihm Hände und Füße erfroren waren. Als sie nicht mehr weiter konnten, gruben sie sich eine Eishöhle und verbrachten dort eine Nacht ohne Schlafsack. Am Morgen des 14. Juli stieg Angtsering auf Merkls Wunsch ob. Gay Lay und Angtsering hatten im Zwischenlager Nima Nurbu und Dakshi sterben sehen, sie fanden den toten Wieland im Schnee sitzen und sie waren bei Welzenbach in seiner letzten Stunde. Nun rang sich Angtsering, erschöpft, ausgehungert und mit schweren Erfrierungen, durch den furchtbaren Sturm abwärts über den Grat und die Rakiot-Eiswand, vorbei an Nima Dorje und Nima Tashi, die erfroren in den Seilen hingen, vorbei an Pinsio Nurbu, der drei Meter vor dem Zelt des Lagers V zusammengebrochen war. Er erreichte im Abstieg das Lager IV, dessen Insassen bei ihren Rettungsversuchen im Aufstieg immer wieder von den Neuschneemassen zurückgeschlagen wurden.**

**Gay Lay war nicht mit Angtsering abgestiegen, obwohl er sich so hätte retten können. Gay Lay blieb bei seinem Herrn und hielt ihm die Treue. Er teilte mit ihm eine Kulibecke und eine Schaumgummimatte, das einzige, was sie noch besaßen. Dieser Gay Lay, zuerst hat er gar nicht auf der Liste gestanden die die berühmtesten Namen der Himalaja-Trägergilde vereinte, und er war damals bei der Anwerbung nur auf seine besonders dringenden Bitten zum Nanga Parbat mitgenommen worden; er hatte gesagt, daß er keinen Sold haben wolle, wenn die Sahibs nicht mit ihm zufrieden wären. Und dann hatte er sich so hervorragend bewährt! Als es am 8. Juni darum ging, daß Dregels Leben vielleicht noch durch Sauerstoff zu retten sei, da trug Gay Lay mit Dakshi noch in der Nacht die schweren Kisten über den zerrissenen Gletscher herauf.**

Nun hielt er in der Bitternis der letzten Stunde bei seinem Bara Sahib aus, so wie seine Sahibs für die Rettung ihrer Trägerkameraden ihr Leben hingegeben hatten: Treue um Treue — Leben das Ende der Beiden schrieb Fritz Bechtold damals in sein Tagebuch: „Willy Merkl, der in allen Lagen und sein ganzes Leben hindurch ein guter, ein bester Kamerad gewesen ist, durfte in seinen letzten Stunden noch ein Kameradschaftsbekenntnis empfangen, wie es die Geschichte des Himalaja nicht kennt."

Fritz Bechtold war zwanzig Jahre lang Merkls bester Freund und Seilgefährte gewesen. Er hatte mit ihm 1932 als erster auf dem Firngrat gestanden, unweit dieser Stelle, er hatte mit ihm die Expedition 1934 aufgebaut und war nach Merkls Tod deren Leiter gewesen. Als er jetzt vor dem toten Kameraden stand, waren zwei Männer bei ihm, die gleichmäßig bezeugten, daß die Tat der am Nanga Parbat Gefallenen weiterlebt: Ulrich Luft, der Letzte einer Schar, die im Vorjahre das Erbe der Toten wieder aufnahm und dabei auf der Walstatt blieb, und Paul Bauer, der sich mit seiner ganzen Tatkraft und Persönlichkeit für das gleiche Vermächtnis eingesetzt hatte unter Zurückstellung seines eigenen großen Zieles, des Kangchendzönga, und der drei neue Unternehmung mit der gleichen Umsicht und Entschlossenheit anführte, wie seine erste dahindrechende Himalajafahrt.

Diese drei Männer machten sich nun an das Werk, den Körper Willy Merkls neben den getreuen Gay Lay tief in den Firn des Nanga Parbat zu senken, daß kein Sturm sie wieder aufdecken kann.

### Das fünfte Grab im Eis

liegt im Angesicht des nahen Gipfels, der die furchtbare Südwand, die größte Steilmauer der Erde, beherrscht. So hat das Schicksal am Nanga Parbat in ein Sinnbild zusammengerückt, was das Wesen aller Himalaja-Ritte ausmacht: Die herrliche Gewalt und Größe der Natur und die edelste Tugend des Menschen, die Treue zum Kameraden, die Treue zu seiner Idee.

Als die Grabstätte vollendet war, änderte sich das Wetter mit einem Schlage. Wild raste der Sturm über den Grat, am nächsten Tage wurde eine vordringende Abteilung von einem Gewitter überfallen, einem Naturereignis, wie es in solcher Höhe äußerst selten ist. Unter der Abwehr solcher Naturgewalten mußte Paul Bauer den Rückzug der Spitzengruppe anordnen. Sie verließen den Grat mit der vom Sturm geweihten Grabstatt, aber sie wußten, daß sie einmal wiederkommen würden.



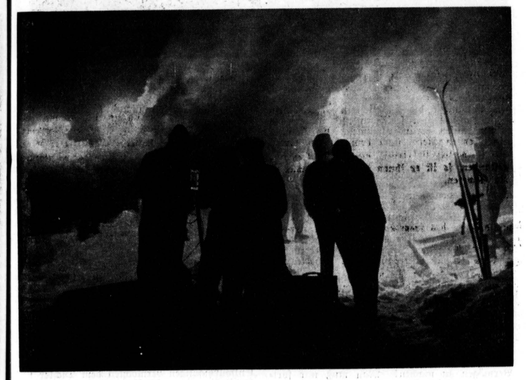
**Luis Trenker erzählt**

# Filmen in Schnee und Eis

*Hochbetrieb an den Hängen der Parsee — Carla Rust hat's gut geschafft*

Die „Liebesbriefe aus dem Engadin", die wir für die Terra verfilmten, drehten wir zur Hauptsache auf den wunderbaren Schneehängen und Almen der Parsenn bei Davos. Noch nie, seit ich im Winter filme, hatte ich eine derartig lange Schönwetterzeit wie in der vergangenen Skisaison. Von Mitte Januar bis gegen Anfang Mai schien täglich die Sonne. Das wäre an sich herlich gewesen, denn wir versäumten fast keinen Arbeitstag dadurch. Und doch blickte ich so manchen Morgen besorgt und fast bittend zum Himmel, die kleinen Wolken möchten größer werden und Berg und Tal und uns alle einhüllen in die wohlige Weichheit eines kräftigen Schneefalles. Allerdings hatte es im Januar eine derartige Schneedecke hingelegt, daß die Skiläufer noch im April davon leben konnten im Schwung und Schuß sogusagen, aber wir brauchten einen guten flotthaben Pulverschnee und unverspurte Hänge, die wir uns schließlich abseits aller gefahrenen Routen suchten und die, je länger es nicht schneien wollte, um so seltener wurden. Immerhin, wer sucht der findet.

Die Parsennbahn lieferte meinen ganzen Filmladen täglich hinauf auf die lustige Höh.



baren Sturz nur noch den Wunsch geäußert haben soll, ein paar Zeilen an ihre Mutter schreiben zu dürfen.

Nach den Parsenntagen wanderten wir von der Rhätischen Bahn auf das Freundlichste unterstützt nach den Berninabergen weiter.

Carla Rust hatte in den zwei Monaten ausgezeichnete Fortschritte im Skilaufen gemacht und zog mit uns auf die Boval-hütte, wo wir noch vier Wochen lang zu drehen hatten. In den ersten Tagen des Schutzhütten-Lebens, das ihr neu war, fand sie sich nicht ganz zurecht. Es war kein Umkleidezimmer da, kein Spiegel, kein Bad, kein Waschraum, ja nicht einmal ein Bett, sondern nur ein „allgemeiner" Schlafraum für Damen. — Gegessen wurde gemeinsam mit den Führern, Skifahrern und Trägern an einem Tisch und aus derselben Schüssel. Es eab für sie dann und wann als besondere Belohnung ein Glas Wein oder, wenn sie schwach zu werden drohte, einen einfachen, wenn sie aber sehr schwach zu werden drohte, einen doppelten Kognak. Sie rückte jeden Tag mit uns aus, teilte sich bald selbständig und selbstverständlich an, stapfte mit über Eis und Schnee, ging durch Spalten, stieg steigeisenbewehrt durch die Brüche, spielte, lachte, wartete und war uns stets ein fröhlicher und lieber Kamerad.

Ist es noch nötig zu sagen, daß wir auf der Hütte abends stets so schöne Lieder sangen und so schön jodelten, daß sogar die Murmeltiere mit ihren Jungen aus ihren Höhlen gekrochen kamen, um uns zuzuhorchen? Und einmal wechselte ein einzelner Gamsbock ohne Seil ganz allein in aller Herrgottsfrühe über den ganzen großen Gletscher von der Berninaseite auf die Sankt Moritzerseite hinüber! Und ein anderes Mal holten wir zwei verirrte Engländer vom Piz Palü herunter und dann gab es eine große Feier, oder es kam Besuch oder



wir waren auf der Lauer, Lawinen zu filmen, die dann zu unserer freudigen Ueberraschung immer erst kamen, wenn die Apparate nach stunden- und tagelangem Warten wieder in der Hütte lagen!

Jeden Sonntag fuhren wir zu Tal, um das an Baden, Putzen und Verschönern nachzuholen, was wir unter der Woche versäumt hatten. So blieben nicht nur wir, sondern auch die schlanke Carla Rust jung und schön!

Bild oben links:
**Er hat sie fest an der Strippe . . .**
Luis Trenker und Carla Rust bei Filmaufnahmen in den Alpen

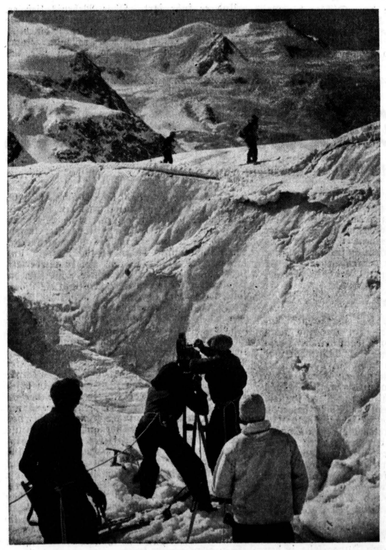
Bild oben rechts:
**Huckepack! Für Luis Trenker eine süße Last!**

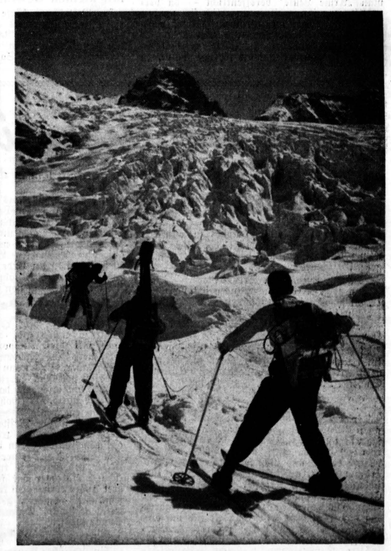
Bild mitte:
**„Tagbolt ist die Nacht gelichtet . . ."**
Bei den Aufnahmen zu dem Trenker-Film „Liebesbriefe aus dem Engadin"

Bild unten links:
**Vor dem Auge der Kamera spuren Luis Trenker und Carla Rust (oben) vorüber**

Bild unten rechts:
**Mühselig und mit großen Anstrengungen wird die Filmapparatur „in Stellung" gebracht. Zu den Naturaufnahmen in Schnee und Eis für den neuen Film: „Liebesbriefe aus dem Engadin".**

(5 Fotos: Terra)





Im Banne der rollenden Kugel

# Glücklich geworden ist keiner

**Ein Tatsachenbericht von Curt Corrinth**

*Glück und Tragik am Spieltisch - Spieler, von denen die Welt sprach - Wie gewonnen, so zerronnen*

***Menschen am Spieltisch — eines der aufwühlendsten Kapitel der Menschheitsgeschichte! Gleichgültige, lächelnde, ernste, gespannte, verzerrte, entsetzte, verzweifelte Gesichter — Menschen am Spieltisch! Unberührt von den Empfindungen derer, die sie bewegen, nimmt die rollende Kugel ihren Lauf, ein Phantom, das nicht danach fragt, ob es Glück oder Unglück, strahlendes Reichtum oder bitterste Armut bringt.***

***Männer, die ihren Namen in das Buch der Weltgeschichte eingeprägt haben, Frauen, von deren Geist oder Schönheit die Jahrhunderte sprachen, sie alle hat man schon am Spieltisch gefunden, vom Ruhm entblößt und nichts als ein haltloses Nervenbündel.***

***Jetzt hat sich auch der Film dieses Themas bemächtigt, und auf der Leinwand erscheint das hinreißende Seelengemälde, das Dostojewski in seinem Roman „Der Spieler" entwirft. Unsere Artikelreihe führt uns mit den bekanntesten Erscheinungen zusammen, die in der näheren und ferneren Vergangenheit im Spielsaal auftauchten. Ein Film menschlicher Leidenschaften rollt vor unseren Augen ab — wir bienden auf!***

## Dichter und Spieler ...

### Wagen muß man!

„Als ich aus dem Kursaal taumelte, hatte ich alles, buchstäblich alles verspielt. Mechanisch griff ich in die Westentasche — und erhaschte noch einen letzten einsamen Gulden. Ah, dachte ich also werde ich doch noch Mittag essen können. Doch nach hundert Schritten dachte ich anders und lief zurück. Ich setzte diesen einen Gulden auf „manque" (eben war „manque" bereits herausgekommen), und es ist wahrhaftig ein eigentümliches Gefühl, wenn man ganz allein im fremden Lande, fern von der Heimat und den Freunden, ohne zu wissen, was man am Tage essen soll, seinen letzten einzigen Gulden setzt! Ich gewann, und nach zwanzig Minuten verließ ich den Kursaal mit hunderteinzig Gulden. Das ist eine Tatsache! So viel kann zuweilen ein letzter Gulden bedeuten. Was aber wäre aus mir geworden, wenn ich damals den Mut verloren und nicht gewagt hätte, das letzte, das allereinzige aufs Spiel zu setzen? Nun wohl, auch morgen werde ich wagen — und alles, alles wird gut gehen!"

Mit diesen Worten schließt der berühmte Roman „Der Spieler" von Dostojewski. Dieser Roman ist im Grunde nichts als ein großes Selbstbekenntnis, die grandiose Darstellung ureigenster Erlebnisse des russischen Dichters. Roulettenburg, der Schauplatz des Romans — im Film Hohenberg genannt — ist in Wirklichkeit Homburg, in denen Spielsaal Dostojewski so manche Schlacht schlug . . . und verlor. Ein ganzes Jahrzehnt seines Lebens hatte ihn der Spielteufel auf furchtbare Art in den Klauen. Immer wieder mußte er „wagen" . . . So ist er in den Kreis der weltberühmten Spieler eingegangen und in einer Welt heimisch geworden, die er in seinem großartigen Erlebnisbuch gestaltet hat.

### Vor dem Exekutionskommando

Dostojewski hatte gerade seinen ersten Roman „Arme Leute" veröffentlicht — da verurteilt man ihn, weil er angeblich sich an den Umtrieben eines sozialistischen Schwärmers beteiligt hatte, im Jahre 1849 zum Tode. Er steht bereits auf der Richtstätte, gefesselt an den Pfahl, wartend auf die tödliche Salve, zu

Vermögen stehen auf dem Spiel
Am Roulettetisch in Hohenburg, wie die Spielerstadt im Film heißt. (Foto: Tobis)

seinen Füßen das offene Grab, das seinen Leichnam aufnehmen soll. Kaum noch auf dieser Welt, harrt er graufend des Feuerkommandos — und da wird ihm eröffnet, daß man ihn zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt habe .

Zehn Jahre Sibirien. Festungshaft. Während dieser Zeit, während der langen Tage und Nachtstunden der Beschäftigungslosigkeit, verschenkt sich Dostojewski dem Spiel. Vor allem am Billard und im Pharao erleidet er ständige, an den Umständen gemessen erhebliche Geldverluste. Als er entlassen wird, ist er ein kranker, epileptischer Mann — und der Ulmp des Spielers geworden. In der Freiheit verfällt er dem Spielteufel endgültig und scheinbar hoffnungslos. Es dämmern die furchtbaren Jahre von 1862 bis 1872 herauf. Er ist unglücklich verheiratet. Seine kalt berechnende Frau betrügt ihn jahrelang mit einem unbedeutenden Mann und macht ihm hysterische Szenen, in denen sie ihm den eigenen Betrug und ihre ganze Verachtung ins Gesicht schleudert. Unter dem Unglück dieser Ehe packt ihn die Leidenschaft: in rasender Liebe zu einer anderen Frau, der Studentin Pauline Suslowa, verliert er den letzten Halt. Er wird nicht wiedergeliebt, sondern mit allen möglichen Geldleuten betrogen. Also muß man Geld, Geld, Geld haben, um glücklich zu werden . . .! Verzweifelt sucht Dostojewski an der Roulette Geld und Glück zu erobern.

„Abscheulich, sein Geld zu haben! Ich erkenne die ganze Niedrigkeit dieser unaufhaltsamen Leidenschaft und auch, daß sie eine teuflische Sache ist, und doch zieht es mich nur so hin, kanat es sich geradezu in mich hinein. — Es handelt sich darum, daß eine Umdrehung der Roulette alles ändern kann. Was bin ich jetzt? Zero! Was kann ich morgen sein? Morgen kann ich von den Toten auferstehen und neu zu leben anfangen!"

Mit dieser Einstellung flieht Dostojewski in die Welt.

### Mit kleinen Gewinnen fing es an ...

In Petersburg hörte der Dichter die Berichte zahlreicher aus den rheinischen Badeorten zurückkehrender Landsleute, die die Freuden der Roulette in den schwärmerischesten Farben schilderten. So sah er in den lockenden Gewinnen die Möglichkeit, mit einem Schlag aus seinen seelischen und materiellen Kümmernissen herauszukommen. Es kam zu seiner ersten Reise nach dem Westen Europas, in Begleitung seiner „ewigen Geliebten", der Pauline Suslowa. Im Jahre 1862 kehrte er im Spielsaal zu Wiesbaden ein. Er bahnte sich einen Weg an den Roulettetisch, magisch angezogen von dem Surren der rollenden Kugel. Er eroberte sich einen Stehplatz; hinter ihm stand kühl beobachtend die Suslowa. Niemand hatte das fremden Russen acht. Er begann zu setzen. Anfangs zögernd — aber dann verlor er bei seiner heißblütigen Natur in kürzester Zeit alle Ruhe und kalte Ueberlegung.

Doch der Teufel stand heimlich auf der Lauer und wußte, daß man einem derart organisierten Menschen zunächst einmal den kleinen Finger reichen müsse, ihn ihn sodann mit Haut und Haaren zu verschlucken. Dostojewski gewann. Er gewann an diesem Tage eine für ihn und seine Begleiterin beträchtliche Summe. Schon faß er sich am Ziel all seiner Wünsche: „Wie kinderleicht ist es, sich auf diese Art ein Vermögen zu machen! Man muß nur fortfahren, zu spielen!"

Und er fuhr fort. Ohne Behrnis ließ er, mit einem Teil des gewonnenen Geldes, die Freundin nach Paris fahren; er selbst blieb in Wiesbaden. Aber die rollende Kugel zeigte sich nicht ständig so gnädig wie am ersten Tag. Gewinn und Verlust begannen sich aufzuheben.

### Auf dem Weg zum Abgrund

Dostojewski entschloß sich, das Milieu zu wechseln. Seine Spielerfahrten begannen. Von Wiesbaden aus reiste er nach Baden-Baden; im Oktober 1863 landete er an der Spielbank der Gebrüder Blanc zu Homburg, seinem „Roulettenburg", allwo er nun ständiger Gast wurde. Tag und Nacht saß er am Spieltisch, das Haupthaar gesträubt und den Bart zerwühlt, mit zerissenem Gesicht und hektisch flackernden Augen. Und doch hatte er am Spieltisch höhnisch. Noch in diesem Herbst kam es so weit, daß er am Roulette den letzten Gulden verlor und fast besinnungslos vor Entsetzen aus dem Spielsaal taumelte. Er verlegte eine Uhr und brachte der Suslowa nach Paris so viel Hilfe. Die Freundin war immerhin anständig genug, ihre Schmuckſachen zu versetzen und ihm Geld zu verschaffen. Aber auch diese Summe ging den Weg in den Rachen der allmächtigen Spielbank. Nur tiefste Entwürdigungen vermochten dem Dichter neue Kapitalien zu verschaffen, mit denen er erneut seiner unseligen Leidenschaft fröhnte. Er wurde ständiger Gast und — Verlierer an der westeuropäischen Spielbanken. Auf diesen Reisen notierte er seine Erlebnisse flüchtig auf kleine Papierzettel; sie wurden zur Grundlage für den autobiographischen Schlüsselroman „Der Spieler".

### Wie der Roman entstand

Inmitten der Spielraufregungen, im April 1864, starb seine Frau. Dazu bedrängten ihn die Gläubiger seines verstorbenen Bruders, dessen Familie im tiefsten Elend zurückgeblieben war, worauf Dostojewski die Verpflichtungen des Toten übernommen hatte. Diese schon qualvolle Lage nützte, wie Egon Caesar Conte Corti in seinem Tatsachenbericht „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo" schildert, der Verleger Stelowski aus, um einen Vertrag zu erpressen, wonach Dostojewski bis zum 1. November 1866 einen Roman abliefern mußte, widrigenfalls auch bei einem nur einjährigen Verzug alle früheren Werke dem Verleger verfielen und eine Strafe zu zahlen war. Gerade damals arbeitete der Dichter an dem Roman „Raskolnikoff". Es wurde Oktober. Dostojewski hätte niemals das umfangreiche Werk rechtzeitig fertigstellen können. Daher entschloß er sich plötzlich, die Arbeit daran zu unterbrechen. Mitten auf dem Eßzimmertisch lag ein Brief, in welchem sich die Abschrift eines beim Notar hinterlegten Testamentes befand. In dem Testament hinterließ er die Zinsen seines recht ansehnlichen Vermögens seinen drei Hausgenossen unter eigentümlichen Bedingungen. Die Schwester sollte vier Wochen lang nicht einmal ein böses Wort gebrauchen oder sich irgendwie verletzt fühlen. Der Sekretär hatte frühmorgens um 6 Uhr zu erscheinen und die Kontrolle über das Benehmen seiner Schwester auszuüben, ebenso darüber, daß die Wirtschafterin jeden Tag mindestens drei Zimmer des Hauses gründlich säubere. Die Zinsen sollten zum erstenmal ausgezahlt werden, nachdem die drei Erben die Bedingungen vier Wochen lang erfüllt hatten. Zähneknirschend erfüllten die drei Menschen diese harten Bedingungen. Nach vier Wochen aber kam ein Brief des Mr. G., der ihnen mitteilte, daß er sich entschlossen habe, am Leben zu bleiben. Er hoffe, daß die kleine Lektion ihnen allen genützt habe.

Xaver Xanten.

(Fortsetzung folgt.)

## Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

Wieder einmal ist die Stammtischrunde zusammengekommen. Und wieder einmal geht es hoch her. Ein Bier nach dem anderen rollt an, so daß die Stimmung nichts zu wünschen übrig läßt. Plötzlich schlägt die Uhr zehn. Meyer IV steht auf und verkündet: „Ich muß gehen!"

„Warum denn, alter Freund?"

„Um zehn wird unser Haus geschlossen!"

„Wieso, hast du denn keinen Hausschlüssel?"

„Den habe ich verkauft."

„Du hast den Hausschlüssel verkauft, deinen Hausschlüssel?"

Meyer IV stöhnt sanft: „Ja, ich habe ihn verkauft und zwar für 20 000 Mark, als ich mich verheiratete!" — Sachen machen die Leute, Sachen . . .

***

Dieser Tage ist von Pittsburgh aus ein Brief nach Newyork gesandt worden, der eine Botschaft für das Jahr 7000 enthält! Erst in 5000 Jahren darf dieser Brief, der aus Metall besteht und nicht weniger als 400 Kilogramm wiegt, geöffnet werden. Seinen Umschlag haben die Arbeiter der Westinghouse Electric Company in Pittsburgh hergestellt, und zwar nach einem ganz besonderen Verfahren. Da das Dokument — es handelt sich um eine ausführliche Beschreibung unseres heutigen Lebens mit all seinen Errungenschaften und für spätere Generationen vielleicht erstaunlichen Gebräuchen — Zeiten überdauern soll, fertigte man die Briefhülle aus einer besonders widerstandsfähigen Metall-Legierung namens „Cupaloy". Diese Legierung ist das Ergebnis fünfjähriger Forschungen und ermöglicht es, Kupfer so hart wie Stahl zu machen. Der Brief wird auf dem Newyorker Weltausstellungsgelände 50 Fuß tief in der Erde vergraben werden. Er enhält neben dem erwähnten Bericht die Formel für die Herstellung von Cupaloy.

***

Zielspucken? Gibt es das überhaupt? Jawohl, so etwas gibt es. In Kentucky kann man mit diesem Sport sogar einen Preis verdienen. Die Anwohner sind leidenschaftliche Tabakkauer. Und wenn schon ein Mensch kaut und sich von Zeit zu Zeit einen Prim in den Mund hineinschiebt, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als „wohl oder übel" zu spucken. Aus diesem wenig ästhetischen Sport hat man nun eine wahre Meisterschaft entwickelt. Jedweils im September treten die besten Spucker auf den Plan, werden vor Zielscheiben gestellt und müssen aus einer Entfernung von 2,50 Meter ins Schwarze treffen. Der augenblickliche Preisträger hat seinen Sieg schon über drei Jahre verteidigen können. Er ist ein unansehnliches, mageres, gelbes Männchen. Aber, wenn er spuckt! Dann bleibt den Anderen die Spucke weg!

***

Ein englischer Kaufmann, Junggeselle, in den fünfziger Jahren, hat sich einen Streich geleistet, der ganz England lachen läßt. Mr. G. wohnte zurückgezogen in einem alten Hause, in dem außer ihm sein Sekretär, eine Wirtschafterin und last not least seine Schwester lebten. Mr. G. hatte sich ein schönes Vermögen erarbeitet und konnte sich daher ein behagliches und sorgenfreies Dasein führen. Leider wurde sein Leben durch die Zanksucht seiner Schwester, die Unpünktlichkeit seines Sekretärs und die Liederlichkeit der Wirtschafterin sehr verbittert. Eines Morgens war er entschlossen. Mitten auf dem Eßzimmertisch lag ein Brief, in welchem sich die Abschrift eines beim Notar hinterlegten Testamentes befand. In dem Testament hinterließ er die Zinsen seines recht ansehnlichen Vermögens seinen drei Hausgenossen unter eigentümlichen Bedingungen. Die Schwester sollte vier Wochen lang nicht einmal ein böses Wort gebrauchen oder sich irgendwie verletzt fühlen. Der Sekretär hatte frühmorgens um 6 Uhr zu erscheinen und die Kontrolle über das Benehmen seiner Schwester auszuüben, ebenso darüber, daß die Wirtschafterin jeden Tag mindestens drei Zimmer des Hauses gründlich säubere. Die Zinsen sollten zum erstenmal ausgezahlt werden, nachdem die drei Erben die Bedingungen vier Wochen lang erfüllt hatten. Zähneknirschend erfüllten die drei Menschen diese harten Bedingungen. Nach vier Wochen aber kam ein Brief des Mr. G., der ihnen mitteilte, daß er sich entschlossen habe, am Leben zu bleiben. Er hoffe, daß die kleine Lektion ihnen allen genützt habe.



# DAS AUGE Indras

*Kriminal- und Abenteuerroman*
*von Erich Karl*

„Als Beruf steht hier: Fechtlehrer!" fragte der Beamte weiter, „haben Sie nachgeprüft, ob diese Angabe stimmt?"

„Wir können doch nicht alle solche Angaben nachprüfen!" erwiderte der Portier. „Uebrigens hat Herr Lindolf eine Bescheinigung vorgelegt. Außerdem ist er inzwischen mehrmals beruflich telefonisch verlangt worden."

Der Beamte brummte etwas Unverständliches und prüfte die weiteren Eintragungen. Als er nichts fand, dankte er und ging zum nächsten Hotel.

•

Walter stand jeden Morgen auf der Leipziger Straße vor dem großen Bürogebäude, in dem der Detektiv Luermann seine Räume hatte. Gewöhnlich studierte er scheinbar eifrig die ausgelegten Zeitungen eines Verkaufsstandes, während in Wirklichkeit sein Blick unauffällig den Eingang des Hauses überwachte.

Er hatte so im Laufe der Tage seinen Gegner genau kennengelernt, ihn selbst, seinen eleganten Wagen, in dem er häufig davonfuhr, und seine Angestellten.

Wenn dann Luermann in einer Richtung fortgefahren war, schlug Walter die entgegengesetzte ein und verabredete sich telefonisch mit Erna, um sich mit ihr zu beraten.

Diese „Beratungen", die zwar vorläufig zu keinem Ergebnis geführt hatten, waren ihm trotzdem ein so dringendes Herzensbedürfnis geworden, daß er darüber fast seine Aufgabe, die Entlarvung des Mörders, vergessen hatte. Die beiden jungen Leute hatten aber auch sehr viel nachzuholen. In den wenigen Tagen hatte sie ein Gefühl der unbedingten Zusammengehörigkeit so innig verbunden, als ob sie schon Jahre zusammengelebt hätten. Und doch wußten sie noch so wenig voneinander! Da gab es zu erzählen, Erfahrungen und Erlebnisse auszutauschen und auch Zukunftspläne zu schmieden.

Erna berichtete auch von der schwierigen Lage, in der sie sich nun im Hause ihres Onkels befand. Da sie so häufig fortging und ja auch erklärt hatte, sie wolle sich eine Stellung suchen, hatte ihre Tante ein älteres Kindermädchen angestellt, das die kleine Hilde betreuen sollte.

Frau Linholt hatte absichtlich Fräulein Adelheid Kohlmann, ein Mädchen über dreißig, gewählt. Die jungen, wie sie vorwurfsvoll sagte, hatten einen zu unbeständigen Sinn. Erna war dadurch vor eine peinliche Entscheidung gestellt worden. Sollte sie die Folgerung ziehen und das ihr bisher so gastliche Haus ihres Onkels verlassen, da sie sich so selbst dort überflüssig gemacht hatte? Oder sollte sie bleiben, um nicht alles zu verderben? Sie hoffte, daß dieser unerträgliche Zustand durch eine klare Entscheidung beseitigt würde.

An diesem Morgen las Walter wieder scheinbar eifrig in den ausgelegten Blättern des Zeitungsstandes auf der dem Hause abgewandten Seite. Er pafte jetzt besonders scharf auf. Luermanns Limousine war bereits seit einer halben Stunde vorgefahren. Einer der Angestellten des Detektivs saß am Steuerrad und wartete geduldig.

Nun trat Luermann aus der breiten Tür des Bürohauses. Er war nicht allein. An seiner Seite ging ein gepflegter älterer Herr. Beide stiegen schnell ein. Gleich darauf fuhr der Wagen davon.

Walter war neugierig geworden. Obwohl er in seinem Hotel unter dem Namen Wilhelm Lindolf unbehelligt geblieben war, durfte er sich doch nicht zu sicher fühlen. Er hielt ein vorbeifahrendes Mietsauto an, das zufällig frei war.

„Folgen Sie der dunkelblauen Limousine, die dort vor uns fährt!" wies er den Chauffeur an.

Anfangs ging das ohne jede Schwierigkeit, Luermanns Wagen fuhr zwar ziemlich schnell; aber der dichte Verkehr hielt ihn so oft auf, daß das Verfolgen erschwert wurde. Mietsauto noch am 4. Oktober 1866 mit Hilfe einer ausgezeichneten Stenographin, Anna Grigorjewna Snitkin, in Angriff zu nehmen und womöglich bis zum festgesetzten Termin den 1. November des gleichen Jahres, fertigzustellen. So entstand in vierundzwanzig Arbeitstagen der Roman „Der Spieler", dem Dostojewski zur Hauptsache seine Erlebnisse in Homburg zu Grunde legte.

### In der Tiefe

Man hätte glauben sollen, der Dichter habe sich derart gestaltend, von seiner Leidenschaft distanziert und sie überwunden. Aber das Gegenteil war der Fall. Er heiratete damals sechsundvierzig Jahre alt, seine Helferin am Werk, Anna Grigorjewna. Aber weder die Liebe zu dieser Frau noch die geistige Vertiefung in Wesen und Charakter des Spiels und der Menschen, die es betrieben, waren imstande, Heilung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

wieder halten. Die Verfolgung war zwecklos.

Seufzend bezahlte Walter den beträchtlichen Fahrpreis. „Wenigstens habe ich festgestellt, daß Luermann nicht in der Richtung meines Hotels fährt!" sagte er sich zum Trost. „Von seiner Seite brauche ich wohl heute nichts zu fürchten."

•

Am gleichen Morgen machte sich Adelheid Kohlmann in der Villa des Generaldirektors Linholt bereit, mit der kleinen Hilde einen Spaziergang in den Anlagen des Grunewalds zu unternehmen.

„Es ist gut, daß das Kind nun wieder seit einigen Tagen hinaus unter andere Menschen kommt!" erklärte Frau Linholt. „Hilde spielt so gern mit anderen Kindern, die sie draußen trifft. Achten Sie nur darauf, daß dem Kinde nichts zustößt!"

Adelheid Kohlmann lachte breit.

„Ich werd' schon aufpassen, gnäd'ge Frau, daß dem goldigen Kind nichts zustößt!" erwiderte sie beruhigend. „Auf meiner vorigen Stelle habe ich vier Kinder gehabt, und nichts ist passiert! Auf mich können Sie sich verlassen!"

Der Chauffeur in grauer Korduniform hatte inzwischen den großen Wagen des Generaldirektors aus der Garage gefahren. Linholt kam die Treppenstufen herab. Bevor er einstieg, um zu seinem Werk zu fahren, hob er sein Töchterchen stolz in die Höhe.

Die kleine Hilde jauchzte hell auf und schlang ihre runden Aermchen um den Hals ihres Papas. Linholt war glücklich; seine Augen strahlten vor Stolz.

„Papa muß jetzt fort. Geh' nun schön brav mit Fräulein Kohlmann spazieren!" sagte er.

„Mit Tante Erna gehen!" rief die Kleine in ihrer kindlichen Ausdrucksweise.

„Tante Erna hat jetzt keine Zeit!" erwiderte Frau Linholt beschwichtigend. „Fräulein Kohlmann ist auch lieb zu dir!"

Das Kindermädchen nahm die kleine Hilde bei der Hand und ging mit ihr durch die stillen Straßen des vornehmen Villenviertels zu den gepflegten Spazierwegen des Grunewalds, wo die Kinderwärterinnen im Sande spielen, während die zur Aufsicht mitgegebenen Frauen und Mädchen je nach Veranlagung schwatzen oder häkeln.

Adelheid Kohlmann fand eine Bank, die noch leer war, und zog ihre Handarbeit aus der Tasche. Die kleine Hilde nahm ihren Sandeimer und machte sich an einem Hügel zu schaffen. Das Kindermädchen warf ab und zu einen Blick auf das Kind, das mit Leib und Seele beim Spiel war.

Mit diesem Dienst war Adelheid Kohlmann sehr zufrieden. So gut hatte sie es in ihrer letzten Stellung bei vier Kindern, die zudem manchmal recht lebhaft waren, nicht gehabt. Hoffentlich konnte sie sich recht lange bei dieser angenehmen Herrschaft halten. Den Gedanken, selbst einmal zu heiraten und eine Familie zu haben, hatte sie seit einigen Jahren schon aufgegeben, als sie gemerkt hatte, daß der spärliche Rest ihrer sehr bescheidenen fraulichen Reize keine Freier mehr anziehen oder gar festhalten konnte.

Plötzlich stand ein Herr vor ihr, etwa 40—50jährig, stattlich, mit leicht ergrauten Schläfen, in dunklem Anzug, eine Marguerite im Knopfloch, einen schwarzen Spazierstock mit silberner Krücke in der fleischigen Hand. Ehe Fräulein Kohlmann alle diese Feststellungen machen konnte, sprudelte er schon los:

„Ah, guten Tag, Fräulein Schmitz! Schon da? Das nenne ich pünktlich! Das ist nett von Ihnen, das gefällt mir! Und ein Wetter haben wir heute! Herrlich! Sie gestatten doch, daß ich Platz nehme! Also denken Sie beinahe hätte ich unsere Verabredung verfäumt! Ich wäre wahrhaftig erst morgen gekommen. Aber zum Glück sehe ich mir heute in aller Frühe nochmal Ihren netten Brief an. „Herrjeh, Gustav!" sage ich zu mir. „Du bist doch ein Dussel! Da hättest du beinahe dein Glück verfäumt!" Da hat's also doch noch geklappt. Fein! Was?"

Adelheid Kohlmann war verblüfft. Aber sie hätte auch sonst den Wortschwall des zungenfertigen Herrn nicht eher unterbrechen können. Endlich brachte sie mühsam hervor:

„Ich weiß nicht, Herr —"

„Gustav Weinrich, Lebensmittel en gros! Entschuldigen Sie! Ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich ja in der Anzeige nur die Offertennummer angegeben hatte. Und dann war ich ja so darüber erfreut, daß Sie schon hier waren, daß ich ganz vergessen habe, mich erst vorzustellen. Also Gustav Weinrich, Lebensmittel-Großhandlung!"

„Ich bin etwas verwirrt, Herr Weinrich, ich glaube —"

„Natürlich natürlich! Etwas verwirrt! Kann ich mir denken! Wenn man so vor der wichtigsten Entscheidung im Leben steht! Aber, offengestanden, in dieser holden Verwirrung sehen Sie allerliebst aus! Haben Sie schon übrigens darüber nachgedacht, wohin die Hochzeitsreise gehen wird?"

Adelheid Kohlmann schnappte nach Luft.

„Herr —"

„Weinrich, jawohl, Weinrich! Ich trinke zwar ganz gern ab und zu ein Gläschen Wein. Aber sonst hat der Name keine üble Bedeutung. Sie können ganz beruhigt sein! Brav, wohlerzogen, immer heiter, aber mäßig! Also keine Sorge!"

„Herr Weinrich, Sie müssen sich irren! Ich bin nicht die Dame, die Sie hier treffen wollten!" Endlich war es ihr gelungen, sich Gehör zu verschaffen.

Herr Weinrich war verblüfft.

„Wie? Sie wären nicht die Dame, die ich hier treffen wollte? Aber erlauben Sie mal, Fräulein Schmitz! Machen Sie, bitte, keine unpassenden Scherze! Hier! Einen Augenblick! Hier ist Ihr Brief, den Sie auf mein Heiratsgesuch geschrieben haben. Schlanke Erscheinung, Ende der Zwanzig, stimmt das nicht alles? Treffpunkt Bank im Seitenweg hinter dem kleinen Stern! Erkennungszeichen: Handarbeit! Stimmt das nicht alles auffallend? Also, Fräulein Schmitz, Spaß beiseite! Lassen Sie uns vernünftig reden wie zwei, die wohl wissen, was sie tun!"

„Herr Weinrich, Sie sind bestimmt im Irrtum! Ich heiße nicht Schmitz! Mein Name ist Adelheid Kohlmann. Ich glaube . ."

„Ah, also Fräulein Adelheid Kohlmann! Sehr erfreut! Es tut mir, offen gestanden, aufrichtig leid, daß Sie nicht Fräulein Schmitz sind! Aber Adelheid Kohlmann klingt auch ganz schön! Und Sie gefallen mir, aufrichtig gesagt! Ich will also keine langen Worte machen. Ich habe eine prima Lebensmittel-Großhandlung und ein gutes Herz, das sich nach einer kleinen Frau sehnt, die ich verwöhnen kann. Wollen Sie mich nehmen? Oder haben Sie bereits einen Bräutigam?"

Fräulein Kohlmann war rot geworden. Noch vor wenigen Minuten hatte sie den Gedanken an eine Heirat als unmöglich weit von sich gewiesen. Und nun dieser verlockende Antrag! Aber dann kamen ihr doch Bedenken.

„Nein Herr Weinrich, ich habe augenblicklich keinen Bräutigam. Ich weiß auch nicht, was ich dazu sagen soll, ich . . ."

„Nichts sollen Sie jetzt sagen! Ist ja ganz klar, daß Sie sich das erst von allen Seiten überlegen müssen! Heiraten ist ja kein Groschengeschäft. Also denken Sie mal schön darüber nach! Und wenn Sie wollen, dann kommen Sie morgen um diese Zeit wieder hierher! Dann können wir die Sache weiter bereden. Ich empfehle mich, Fräulein Kohlmann. Hoffentlich habe ich morgen wieder die Ehre! Auf Wiedersehen!"

Und er schwang in würdiger Eleganz seinen schweren Spazierstock und ging mit raschen Schritten davon.

Einen Augenblick saß Adelheid Kohlmann noch gedankenverloren und starrte auf ihre Häkelarbeit. Komisches Erlebnis mit diesem Herrn Weinrich! Wollte eine andere hier treffen und machte an deren Stelle ihr einen Heiratsantrag! Der Gedanke wäre gar nicht übel! Allerdings war zu überlegen, ob sie ihre neue Stelle aufgeben sollte. Es war ja hier auch nicht schlecht, wo sie so angenehm im Freien sitzen konnte und ihre Handarbeit hatte. Das war ja keine schwere Arbeit, die Aufsicht über die kleine Hilde.

Das Kind fiel ihr ein. Sie wandte sich zur Seite und blickte hinüber zu dem Sandhaufen.

Die kleine Hilde war nicht mehr da!

„Sie ist vielleicht ein paar Schritte weitergelaufen, als ich gerade nicht aufpaßte", sagte sie sich.

Sie legte ihre Handarbeit auf die Bank und sprang auf.

„Hilde!" rief sie, dann noch einmal, lauter: „Hilde!"

Das Kind meldete sich nicht.

So schnell sie konnte, lief sie den Weg entlang. Nichts war zu sehen.

Vielleicht war das Kind in den Wald hineingelaufen. Die Kiefernstämme standen in schnurgeraden Reihen, so daß der Blick weit hineinreichte. Das rote Kleid der kleinen Hilde hätte sie selbst von weitem erkennen können.

Sie lief in der anderen Richtung. Etwa fünfzig Meter weiter saßen auf einer Bank

## Romeo und Julia im Wohnwagen

**Die Zigeunerschlacht von Combelle**

**Die schöne Georgette vergaß die alte Stammesfeindschaft**

*In der französischen Stadt Clermont-Ferrand begann dieser Tage der Prozeß gegen zwei feindliche Zigeunerfamilien, die durch die Liebe zweier junger Menschen in einen blutigen Krieg verwickelt wurden"*

Der Haß, den die beiden durch Frankreich ziehenden Zigeunerfamilien Melbach und Bauer gegeneinander im Herzen tragen, ist so alt, daß sich selbst die Aeltesten der beiden Geschlechter nicht mehr an die eigentliche Ursache dieser Feindschaft erinnern können. Aber seit Generationen wurde der Haß in den beiden Familien genährt, bis er vor kurzem in einen regelrechten blutigen Krieg ausbrach. Den Anlaß dazu gab die Liebe zweier junger Menschen, die unglücklicherweise den beiden einander feindlichen Familien angehörten. Es kam zu einer „Romeo-und-Julia-Tragödie", die selbst Shakespeares dichterische Phantasie noch übertroffen hat.

Die Melbachs hatten ihre Wagen in dem Dorf Charbonnier in der Auvergne aufgestellt und bereits die Seile für ihre artistischen Vorführungen aufgespannt, als sie hörten, daß sich die Bauers und ihr Anhang in den Nachbardörfern Saint-Germain-Landron und Combelle aufhielten. Durch einen Zufall kam es überdies ans Tageslicht, daß die hübsche junge Georgette Melbach sich heimlich mit Francois Bauer, einem Jüngling des Rivalenstammes, in einem Wäldchen traf, wo man das Pärchen ungeachtet der herrschenden Feindschaft in zärtlicher Umarmung vorfand. Georgette büßte das durch eine gehörige Tracht Prügel von der Hand ihres Vaters und wurde sodann, obgleich sie weinend schwor, sie werde niemals von Francois lassen, in einen dunklen Wohnwagen gesperrt. Sodann begab sich eine Abordnung der Melbachs zu den Bauers und verlangte Genugtuung dafür, daß ein Bauer es gewagt hatte, eine Melbach zu verführen.

Die Abordnung wurde mit Schimpf und Schande nach Hause geschickt, man erklärte, die Melbachs sollten sich ihre jungen Töchter besser aufpassen. Als aber Francois bei dem anschließenden Familienrat der Bauer ganz ernsthaft seine Absicht verkündete, Georgette zu heiraten, wurde ihm von seinen Stammesgenossen eine Behandlung zuteil, die seine sofortige Verbringung in ein Hospital notwendig machte. Die Melbachs waren nicht gewillt, die Schmach auf sich sitzen zu lassen. Sie rüsteten ihre Männer mit Gewehren aus und trommelten ihre Verbündeten zusammen, so daß es schließlich 40 Mann waren, die den Weg nach Combelle einschlugen, um die dort befindlichen Bauers zu bestrafen. Die bekamen rechtzeitig Wind und bewaffneten sich ebenfalls. Auch sie holten in Autos von anderen Zigeunerstämmen „Hilfstruppen" herbei und verschanzten sich hinter ihre Wagen. Der Angriff der Melbachs begann mit einem heftigen Trommelfeuer, wobei die Männer in Schützenlinie ausschwärmten.

Zweimal konnten die Bauers, die das Feuer nach Kräften erwiderten, die Attacke abschlagen, dann begann inmitten der Wagenburg ein wütender Nahkampf, an dem sich auch die Frauen beteiligten. Während der verzweifelte Bürgermeister von Compelle, dessen Gendarmerie viel zu schwach war, um einzugreifen, telefonisch um Hilfe rief, während Georgette hilflos in ihrem Wohnwagen saß und Francois sich im Hospital seine wunden Knochen rieb, tobte der Kampf eine Stunde lang, bis von Clermont-Ferrand eine Truppenabteilung eintraf, die dem Wüten der Zigeuner ein Ende machte und die beiderseitigen Streitkräfte ins Gefängnis brachte. 4 Tote und 6 Schwerverletzte, deren Zustand bedenklich ist, wurden geborgen. Die Familien Melbach und Bauer aber haben sich nun vor Gericht zu verantworten.

mehrere Mädchen und plauderten, während die Kleine gemeinsam spielten.

„Haben Sie die kleine Hilde nicht gesehen?" fragte sie hastig.

„Die Hilde von Generaldirektor Linholt?" fragte ein sommersprossiges junges Mädchen zurück. „Nee, die haben wir hier nicht gesehen. Ist sie weg?"

„Vielleicht ist sie in den Wald gelaufen!" meinte eine andere. „Haben Sie denn nicht aufgepaßt? Unsere spielen immer zusammen, da kommt so was nicht vor!"

„Wir können ja mal suchen helfen!" schlug ein älteres Mädchen vor. „Lene und Liese, ihr bleibt beide hier bei den Kindern! Wir andern gehen suchen."

Nach allen Richtungen streiften sie durch den Wald. Nach zehn Minuten kamen sie zurück. Alles war vergeblich gewesen.

Fräulein Kohlmann konnte vor Aufregung kaum stehen. Ihre Knie zitterten. Sie fühlte ihre eigene Schuld. Rastlos lief sie die Wege entlang und fragte überall nach den verlorenen Kinde.

Ein weißhaariger Greis konnte Auskunft geben.

„Vor zwanzig Minuten kam hier ein Herr vorbei. Er trug ein kleines Mädchen mit hellrotem Kleid auf dem Arm. Das Kind weinte. Er ist dann mit dem Kind in ein Auto gestiegen und abgefahren. Ich dachte, es wäre der Vater des Kindes."

„Vielleicht war es ja auch der Vater des Kindes! Wie sah er denn aus?" fragte Fräulein Kohlmann in der Hoffnung, alles könnte zur Zufriedenheit aufgeklärt werden.

„Er war ziemlich groß und dünn!" erwiderte der alte Herr.

„Dann war es der Vater des Kindes bestimmt nicht. Herr Linholt ist groß und stark."

„Mon müßte die Polizei benachrichtigen!" meinte eine entschlossene Frau mit blitzendem Kneifer. „Das Kind ist gewiß entführt worden!"

Fräulein Kohlmann stand wie erstarrt. Sie war nicht fähig, einen Schritt zu tun. Alle ihre Glieder waren wie gelähmt. Ein paar Frauen führten sie zur Villa des Generaldirektors.

Als Frau Linholt die Gruppe durch das Gittertor in den Park der Villa eintreten sah, ahnte sie sofort etwas Schlimmes. Hastig eilte sie auf das Kindermädchen zu, das die Augen verlegen zu Boden schlug.

„Wo ist Hilde?" rief sie in höchster Angst. „Ist sie verletzt? Was ist mit ihr? Wo ist sie? So sprechen Sie doch!"

Statt des verstörten Mädchens, das nur schluchzte, antwortete eine der Frauen.

„Verletzt ist Ihre Kleine nicht", erklärte sie. „Sie ist nur augenblicklich nicht zu finden. Es scheint, daß ein Unbekannter sie mitgenommen hat."

Frau Linholt umklammerte in angstvoller Verzweiflung den Arm Fräulein Kohlmanns.

„So sprechen Sie doch! Wer hat mein Kind mitgenommen? Quälen Sie mich doch nicht! Sie müssen es doch gesehen haben!"

„Ich weiß es nicht! Ich habe es nicht gesehen!" stotterte Fräulein Kohlmann verlegen.

Erna Linholt wollte gerade ausgehen. Walter hatte angerufen und mit ihr einen Treffpunkt vereinbart. Als sie ihre Tante in der Menschenmenge so aufgeregt sah, eilte sie besorgt zu ihr.

„Was ist geschehen?" fragte sie.

„Die kleine Hilde ist wahrscheinlich von einem Manne entführt worden", antwortete die energische Frau mit dem Kneifer.

Schnell ließ sich Erna das Wenige berichten, das den Frauen bekannt war, von dem plötzlichen Verschwinden des Kindes, von der vergeblichen Suche auf den Wegen und im Walde und von der Aussage des alten Mannes, der beobachtet hatte, wie ein weinendes kleines Mädchen zu einem Auto gebracht wurde, das sofort davonfuhr.

Erna begriff sogleich, was geschehen war. Sie lief ins Haus zurück und rief die nächste Polizeistation an.

Einige Minuten später war ein Polizeikommissar mit drei Beamten zur Stelle. Der Kommissar ließ sich kurze Angaben machen und suchte dann mit Fräulein Kohlmann den Platz auf, an dem die Entführung stattgefunden hatte. Die drei Beamten verhörten unter den Spaziergängern Zeugen festzustellen.

Adelheid Kohlmann mußte genau die Stelle bezeichnen, an der die kleine Hilde gespielt hatte. Dann stellte er ein eingehendes Verhör an.

Zunächst wollte Fräulein Kohlmann den Herrn Meinrich vollkommen aus dem Spiele lassen. Als jedoch der Kommissar seine Fragen immer dringender und verzwickter stellte, mußte sie genau von dem angeblichen Freier berichten, der ihre Aufmerksamkeit für etwa eine Viertelstunde derart abgelenkt hatte, daß sie von der Entführung des Kindes nichts bemerkte.

Den drei Polizeibeamten war es gelungen, noch einen weiteren Zeugen ausfindig zu machen. Ein alter Rentner, der hier regelmäßig seine Spaziergänge machte, hatte gesehen, wie ein elegantes geschlossenes Auto am Straßenrande vorfuhr. Ein Herr, ziemlich groß und hager, war ausgestiegen; ein Chauffeur hatte auf dem Führersitz gewartet. Nach einigen Minuten war der Herr mit einem kleinen Mädchen in einem rosa Kleid zurückgekommen. Das Kind hatte geweint. Gleich darauf war das Auto abgefahren.

„Haben Sie sich die Nummer des Wagens gemerkt?" fragte der Polizeikommissar.

„Nein", antwortete der Rentner. „Ich achte im allgemeinen nicht darauf. Ich habe ja auch gar keinen Verdacht geschöpft, als ich den Vorgang beobachtete. Ich glaubte einfach, ein Vater holte sein Kind ab. Als ich sah, daß die Kleine weinte, nahm ich an, die wollte wohl noch länger spielen."

*

Schon die Nachmittagszeitungen brachten ausführliche Berichte über die Entführung der kleinen Hilde Linholt. Ueberall herrschte Empörung über dieses abscheuliche Verbrechen, das sich gegen das kostbarste Gut der Eltern, die Kinder, richtete.

Erna Linholt war im Hause ihres Onkels jetzt unentbehrlich. Ihre Tante weinte fassungslos. Die Ungewißheit über das Schicksal ihres Kindes war für die Mutter eine gräßliche Qual.

Der Generaldirektor rannte wie verzweifelt im Hause umher. Er war gewohnt, jedem Gegner tatkräftig entgegenzutreten; aber hier war sein Gegner zu fassen. Heimtückisch und hinterlistig hatte man sein Kind geraubt, um dann spurlos zu verschwinden.

Erna selbst empfand bitter den Schmerz um den Verlust der kleinen Hilde, die sie so oft betreut hatte. Sie machte sich heftige Vorwürfe, daß sie nicht selbst wie früher die Aufsicht geführt hatte. Vielleicht wäre dann das Unglück vermieden worden. Und doch hatte sie ja nicht anders handeln können.

Trotz ihres eigenen Schmerzes behielt sie die Fassung. Sie sorgte dafür, daß die Ordnung in dem großen Hause aufrechterhalten wurde. Sie pflegte ihre Tante, die sich ganz ihrer Verzweiflung hingab, sie gab dem Hausdersonal Anweisungen und empfing die Besuche.

Am nächsten Morgen trat ein weiteres Ereignis ein, das alle aus ihrer dumpfen Verzweiflung riß.

Gegen 9 Uhr kam eine der Hausgehilfinnen ins Herrenzimmer, in dem der Generaldirektor geistesabwesend vor seinem Schreibtisch saß.

„Was gibt es, Helene?" fragte er müde.

„Ein Paket für den Herrn Generaldirektor! Ein Junge hat es abgegeben. Es wäre dringend!"

„Legen Sie es nur dort auf den Tisch!" sagte Linholt gleichgültig. Er überließ sich wieder seinen Gedanken.

Eigentlich hätte er zur Fabrik fahren müssen. Seine Anwesenheit war dort unbedingt erforderlich, da er wichtige Beschlüsse zu fassen hatte. Sonst hätte ihn keine Krankheit von seiner Arbeit abgehalten; aber jetzt hatte er kein Interesse mehr für sein Werk. Die Stille dieses Zimmers wirkte vielleicht wohltuend.

Mit einem Ruck fuhr er auf. Er hatte plötzlich ein leises Geräusch vernommen, ganz in seiner Nähe.

Jetzt noch einmal! Aus dem Paket schien es zu kommen!

Vorsichtig trat er näher. Die Pappe des Kartons war an verschiedenen Stellen durchlöchert. Da, wieder das Geräusch!

Nein, das war nicht das gleichmäßige Ticken eines Uhrwerks, das vielleicht zu bestimmter Zeit eine Sprengladung zur Explosion bringen könnte. Ein Tier schien in dem Paket zu scharren oder zu scheuern.

Linholt schlossen durchschnitt er die Schnur und öffnete. Zum Vorschein kam ein rechteckiges Körbchen mit einer Taube.

„Merkwürdige Sache!" murmelte Linholt und wollte nach dem Mädchen klingeln, als er einen Briefumschlag bemerkte, der an der Seite des Körbchens befestigt war. Hastig riß er ihn auf.

Der Brief bestand aus einem weißen Blatt, das dicht mit Maschinenschrift bedeckt war. Aufgeregt las er:

Sehr verehrter Herr Generaldirektor!

Wir kamen auf verhältnismäßig einfache, aber nicht ungefährliche Weise in den Besitz Ihrer kleinen Tochter. Zunächst können wir Ihnen als mitfühlende Menschen von Herz die Versicherung abgeben, daß die kleine Hilde wohlauf ist und so behandelt wird, wie es der gesellschaftlichen Stellung ihrer bekanntlich sehr wohlhabenden Eltern entspricht.

Da wir wohl annehmen dürfen, daß Sie großen Wert darauf legen, Ihr reizendes Töchterchen nicht zu lange zu entbehren, erklären wir uns gern bereit, die kleine Hilde sobald wie möglich ihren lieben Eltern wieder zuzuführen. Allerdings würden wir in diesem Falle um Erstattung unserer baren Auslagen und um Gewährung einer für Sie unbedeutenden Vergütung für unsere Bemühungen bitten. Wir dürfen wohl hoffen, daß Ihnen ein Betrag von dreißigtausend Mark nicht als zu hoch erscheint.

Takt und Diskretion verbieten uns, Ihnen unsere Adresse oder unsere Bankverbindung bekanntzugeben. Sie wollen daher die Freundlichkeit haben, einen Barscheck über die genannte Summe auszustellen und in die Hülse an der Schwanzfeder der beigegebenen Brieftaube einzuschieben! Diese Brieftaube wird uns den Scheck auf dem schnellsten Wege überbringen, so daß Sie Ihr Töchterchen recht bald wiederhaben können.

Indem wir hoffen, daß dieses Geschäft beide Teile voll befriedigen wird, empfehlen wir uns Ihnen

in vorzüglicher Hochachtung.

Nachschrift: Sollten Sie durch irgendwelche Maßnahmen — wie etwa Bewachung unseres völlig unbeteiligten Bankboten — zu erkennen geben, daß Ihnen Ihr Geld lieber ist als Ihr Kind, so werden auch wir die notwendigen Konsequenzen ziehen und dafür Sorge tragen, daß Ihre Tochter uns bezüglich Verpflegung keinerlei weitere Kosten verursacht.

„Gemeine Erpressung!" murmelte er. „Erst glatt und ironisch und zum Schluß brutal!" Er rief Kriminaloberinspektor Seifert an, der auch diesen Fall übernommen hatte, und eilte zu seiner Frau, um ihr Mitteilung von diesem Erpressungsversuch zu machen. —

Oberinspektor Seifert und Inspektor Brandis saßen im Arbeitszimmer des Generaldirektors diesem und seiner Frau gegenüber.

„Lassen Sie uns den verlangten Scheck sofort schicken!" schlug Frau Linholt vor. „Dann bekommen wir unser Kind schnell wieder, das ist die Hauptsache!"

Linholt nickte zustimmend.

„Ich glaube, daß wir keinen anderen Ausweg finden! Das Geld tut mir allerdings wirklich leid. Lieber würde ich es für einen guten Zweck hergeben, als es diesen Verbrechern zu überlassen. Aber wir können wohl nicht anders."

Oberinspektor Seifert nahm seine Brille gedankenvoll ab.

„Geben Sie sich damit keinen übertriebenen Hoffnungen hin", sagte er. „Es ist wohl möglich, daß die Verbrecher das Geld einstecken und dann einfach neue Forderungen stellen, um allmählich auch das letzte aus Ihnen herauszuholen."

Was sollen wir denn anderes tun, Herr Oberinspektor?" fragte Linholt.

„Ich würde an Ihrer Stelle zunächst gar nichts tun!" erwiderte Seifert nach kurzem Ueberlegen. „Sie könnten in den Stelle unbedingt damit rechnen, daß die Entführer einen zweiten Erpressungsbrief schreiben würden; denn das Geld ist ihnen das Wichtigste. Vielleicht geben sich die Entführer beim zweiten Brief in ihrer Wut eine Blöße, so daß wir doch irgendwie zupacken können. Beispielsweise der Junge, der den Korb mit der Brieftaube brachte, ist augenblicklich nicht aufzufinden. Wenn wir einen Aufruf erlassen, wird er sich wahrscheinlich melden. Dann können wir erfahren, wer ihm den Auftrag zur Ueberbringung des Paketes gegeben hat. Vielleicht kann er uns dabei einige wichtige Anhaltspunkte liefern. Bis dahin aber ist viel zu viel Zeit verflossen, so daß unsere Arbeit vergeblich sein wird. Beim zweitenmal müßte man sofort zugreifen!"

„Und wenn die Entführer in ihrer Wut über das Ausbleiben des Geldes unserem Kinde ein Leid antun?" warf Frau Linholt angstvoll ein. „Ich halte die Unruhe nicht aus!"

„Irgendeine Gewalttat wird wohl nicht zu befürchten sein!" meinte der Beamte bedächtig. „Das Kind ist den Verbrechern ein wertvolles Pfand, an dessen Erhaltung sie sehr interessiert sind. Allerdings hat man aus Amerika schon öfter berichtet, daß die Verbecher den verängstigten Eltern immer noch Geld abverlangten, während das Kind schon längst . . ."

Als er den entsetzten Blick der Mutter sah, unterbrach er sich.

„Ich habe eine Idee!" erklärte plötzlich Inspektor Brandis, der bis dahin anscheinend nur aufmerksam zugehört hatte. „Die Verbrecher haben zur Uebermittlung des Schecks eine Brieftaube gewählt, weil sie annehmen, der Weg einer Brieftaube könnte nicht verfolgt werden. Tatsächlich ist es unmöglich, eine Taube, die vielleicht in einer Höhe von 300 Metern mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern dahinfliegt, vom Boden aus zu verfolgen. Das ist also bis dahin ganz schlau ausgedacht. Und nun kommt mein Vorschlag! Man müßte die Taube aufsteigen lassen und ihr dann mit einem wendigen Flugzeug folgen! Auf diese Weise würde uns die Taube unmittelbar zum Verseck der Verbrecher führen. In der Ueberraschung würden sie vielleicht wohl einen Fluchtversuch unternehmen; aber das Kind würde gewiß unversehrt gefunden werden."

„Fabelhafte Sache, die Sie da entwickelt haben, Brandis!" lobte Seifert. „Ich glaube, so werden wir zum Ziel kommen!"

Selbst Frau Linholt lächelte hoffnungsvoll. Der Generaldirektor reichte dem jungen Inspektor die Hand. „Ich bin Ihnen dankbar, Herr Brandis, wenn wir unser Kind auf diese Weise wiederbekommen!"

Oberinspektor Seifert stand auf.

„Wir wollen nun keine Zeit verlieren!" erklärte er. „Ich werde mich mit den zuständigen Stellen persönlich in Verbindung setzen, damit alles geheim bleibt; denn wenn die Entführer etwas davon wittern, ist alles verloren!"

Bereits nach einer Stunde konnte das Polizeiflugzeug starten. Seifert hatte sofort eine gute Maschine zur Verfügung bekommen, in der ein Pilot und drei Beamte Platz nahmen. Inspektor Brandis, der selbst mitflog, hatte den Korb mit der Brieftaube. Auf Drängen seiner Frau hatte der Generaldirektor für alle Fälle doch noch den geforderten Scheck über 30 000 Mark in der Hülfe an der Schwanzfeder befestigt; denn es war immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Taube den Blicken ihrer Verfolger entschwand.

Der Pilot hatte übrigens besondere Vorsorge getroffen. Er hatte um Hals und Schwanz der Taube schmale Streifen von dünnem Blattaluminium gewunden, die in der Sonne blinkten und alitzerten.

„Das wirkt wie ein Rückstrahler!" erklärte er. „So werden wir die Taube aus mindestens 1000 Meter Entfernung bestimmt erkennen!"

Der Motor wurde angeworfen. Einige Augenblicke lief die Maschine mit mäßiger Tourenzahl. Dann gab der Pilot Vollgas, und nach kurzem Anlauf erhob sich das Flugzeug und stieg schnell auf 2000 Meter Höhe.

„Jetzt ist es Zeit!" schrie Brandis dem Piloten zu, der sofort Gas wegnahm.

(Fortsetzung folgt)

**Schönen Dank Herr Lüders!**

**Alle Leser des „7. Tages" haben sich über ihre freundlichen Grüße sehr gefreut.**



# Welt der Frau

## Meine Hungerkur

*Von Carola von Crailsheim*

**Hunger ist der beste Koch,**
**Essen ein weit bess'rer noch.**

Ein winziges Stückchen Schwarzbrot, eine Mokkaschale voll Haferflocken sind Himmelsnahrung nach zwölf Tagen freiwilligen Fastens. Wenn Engel sie gebracht hätten, durch verschlossene Türen und Fenster eintretend wie in alten Heiligenlegenden, ihr Manna hätte nicht herrlicher munden können.

Warum soll ich aber fasten und noch dazu freiwillig? Das klingt doch beinahe sinnlos. Da ich auf dem Lande lebe, spielen die Mahlzeiten eine unglaublich größere Rolle als in Großstädten, die Zerstreuung bieten und wo das Essen oft nur einen Zeitverlust bedeutet.

„Frauen können nicht hungern", hatte fleischwürdig lächelnd ganz nebenbei der Arzt gesagt. Und natürlich reagierte ich auf diese psychologisch berechnete Formel genau so, wie er erwartet hatte. Er wollte von mir ein freiwilliges Heilfasten erreichen und er erreichte es auch. Warum sollten Frauen nicht hungern können? Sind sie nicht immer Heldinnen im Verzicht gewesen? Dem Essen eine Zeitlang zu entsagen, konnte doch weiter keine große Sache sein.

Ich bin von Natur aus optimistisch und das ist immer ein Glück. Leichten Herzens sprang ich mit beiden Füßen in die Hungerkur. Ich befand mich gerade auf einer Reise, fern der der Arbeit und dem häuslichen Getriebe, also auf einer Basis unschätzbarer Ruhe. (Ich muß aber bei dieser Gelegenheit jeden davor warnen, eine solche Fastenkur ohne ärztliche Aufsicht und im Alltag zu Hause versuchen zu wollen!) — Die Umstellung vom Essen zum Fasten ist am Anfang nicht ganz leicht. Die ersten Tage sind die schwersten. Dann aber werden sie genau im Verhältnis zur eigenen zunehmenden Leichtigkeit immer leichter. Und schließlich kommt man zu einem Punkt totaler Gleichgültigkeit dem Essen gegenüber. Das Hungergefühl schwindet, die Kopfschmerzen vergehen und — so wunderlich ist der Mensch — beinah überfällt ihn etwas wie Verachtung seinen gegenüber, die Schlag 1 Uhr ihr Mittagessen holen müssen!

Ich aber bin frei! Nun die erste Phase der Entbehrungszeit überwunden ist, fühle ich, wie die Körperlichkeit zugunsten der Geistigkeit abnimmt. Vermocht ich ja klar und scharf zu denken wie jetzt? Trug mich je meine Phantasie so weite und abenteuerliche Wege? Ist es heute wirklich mein vierter Tag, überlege ich? Und dann packt mich ein toller Luftlunger. Ich kann nicht immer liegen. Ich will laufen, so weit der Horizont reicht. Die Luft schmeckt wunderbar, köstlicher als jedes Essen, versuche ich mir zu erzählen. Und wie erfrischt werde ich heute nacht schlafen. Je besser und länger ich schlafe, um so kürzer werden meine Fastentage.

Das Allerschönste aber, was sie mir schenken, ist: Zeit zu haben.

Plötzlich gehört der ganze lange Tag mir. Ich habe wieder einmal Standhal gelesen, „Le Rouge et le Noir" und natürlich „L'Exotiste" und die „Chartreuse de Parme". Von Grenoble und Paris bin ich mit Napoleon über die Neva gezogen.

Wurde ich müde vom vielen Lesen, so habe ich mich damit beschäftigt, die Pflanzen im ganzen Hause zu gießen, meine Strümpfe habe ich gestopft und meine Briefschulden abgetragen. So ein Tag wird unbeschreiblich lang. Fasten erhöht die Feinnervigkeit bis zu einem nie geahnten Grad. Die Empfindlichkeit jedem Geruch gegenüber ist kaum zu schildern. Um ein Beispiel zu geben, der Dampf von kochendem Wasser ist fast unerträglich. Und läßt eine offenstehende Tür nur ein wenig Küchenduft herein, schüttelt man sich vor Ekel. Leeres Wasser, das man trinken muß, schmeckt man in seinen Atomen. Ein wenig Obstsaft macht diese Wassermenge leichter genießbar. Denn der Körper soll durch das Wasser durchspült und gereinigt werden. Die Lippen werden an ihrem Blick und necke sie ein wenig mit ihrer Fürsorge. Natürlich leugnet sie, aber vor einem Bäckerladen, an dem wir vorüberkommen, verrät sie sich. „Siehst du dort drüben den Zug?" fragt sie, um mich von Anblick von Brot und Kuchen (schrecklich, jetzt an einen Kuchen zu denken!) abzulenken. „Weißt du, wohin er fährt?"

„Nach Samarkand", antwortete ich, weil mir Silvercron gerade einfällt. „Komele zu kaufen in Samarkand, halli und hallo —" geht es mir durch den Sinn. Meine arme Freundin hält mich gewiß für gefährt. Oder weil sie eine reizende Frau ist, denkt sie am Ende, es sind Hungerdelirien, unter denen ich leide.

Der elfte Tag bricht an. Heute gehe ich allein spazieren. Ich bin frei wie nie, pflichtlos wie nie, der Materie entrückter denn je. Dies schenkt mir ein Gefühl innerster Beschwingtheit. Gleichzeitig aber erlebe ich die gleiche Empfindung ins Körperliche umgesetzt: der durch Gewichtsabnahme erleichterte Mensch berührt leichtfüßiger die Erde.

Ich komme heim. Ein Gong ruft die Hausbewohner zum Abendbrot. Ich warte ein wenig, bis niemand mehr auf den Gängen ist. Dann schleiche ich mich zur Waage. Seit gestern habe ich nur ein einziges Pfund abgenommen . . . Das ist immer so an den letzten Tagen, tröstet mich nachher mein Doktor.

„Gesang" aus voller Kehle. . . .

Photo: Fenske

Und dann bricht wirklich und wahrhaftig der letzte, der allerletzte Tag an. Eine ungeheure Erleichterung braust wie eine Welle daher und hebt mich hoch. Aber zugleich — ja, der Mensch ist wunderlich — beginnt meine in zwölf langen Tagen standhaft bewährte Geduld zu schmelzen wie Schnee in der Sonne. Ich spüre keinen Hunger. Aber rein die Vorstellung eines Stückleins Schwarzbrots genügt, um mich zu beseligen.

Fast neun Kilo habe ich abgenommen. Wie stolz bin ich. Mein Herz hat es prächtig ausgehalten. Und ich kann deutlich spüren, wie bereit mein Körper dazu war, sich durch und durch zu reinigen. Ich weiß nun aber auch, daß eine wirklich durchgeführte Fastenzeit eine moralische Leistung bedeutet, die auf der Erfolgsleite der Seele zu buchen ist.

Der Arzt ist da! Er ist zufrieden. Er lobt mich sehr. Nun würde er nie mehr behaupten, daß Frauen nicht hungern können, sagt er. Dann schaut er lachend, wie ich meinen Haferschleim löffele. Ich habe vergessen, wie köstlich er schmeckt! Genießerisch führe ich Löffel um Löffel zum Munde und kratze schließlich die winzige Schüssel aus, um sicherlich würde ich sie ausschlecken wie eine Katze. Es ist furchtbar wenig so eine Mokkatasse voll. Essen nach der langen Entbehrung!

Und dann kommt das Stückchen Brot! Wie es duftet! Es ist braun und gut gebacken, die Rinde ein bißchen knusprig. Die esse ich zuerst.

---

## *Frau Mode liebt Spitzen . . .*

**Spitzen aller Art werden wieder einmal von der Mode besonders bevorzugt, sei es, daß man sie zu einem vollständigen Kleidungsstück oder nur zum Aufputz verwendet. Nun sind Spitzenstoffe nicht ganz billig, aber sie sind dankbar, denn sie lassen sich immer wieder verwenden, zumal die Spitzenmuster sich nur wenig verändern. In den duftigen Sommerkleidern aus Spitze sind nun auch Abendkleider, meist in matteren Tönen, gekommen und der Spitzenmantel, in weiß, schwarz oder beige, gilt als besonders elegant. Auch die Spitzenbluse, eine Zeitlang vernachlässigt, hat sich ihre alte Stellung zurückerobert, man trägt sie am Nachmittag und am Abend zu einem glanz- oder mattseidenen Rock. Sehr hübsch ist eine Bluse aus beigefarbener oder silbergrauer Seidenspitze zum schwarzen oder weinroten Rock, dunkelgrüne oder korinthfarbene Spitzen zu Tuchstücken. Sehr gerne verwendet man Spitzen auch als Garnitur, so als Oberteil eines Kleides oder auch nur in Motiven inkrustiert. Auch für Damenwäsche findet Spitze stets Freundinnen, zumal unsere Mode-Spitzen sehr haltbar sind und bei sorgfältiger Behandlung, vor allem beim Waschen, ziemlich lange halten.**

---

**O Backe! Mein Zahn!**

## *Schlechte Zähne der Landkinder*

**120 fahrbare Zahnpflegestationen der NSV**

Wenn der nächste Zahnarzt mehr als fünf Kilometer vom Dorf entfernt wohnt, entschließt man sich schwer zu einem Besuch. Erst wenn man es vor Schmerzen gar nicht mehr aushält, macht man sich auf den Weg. Oft ist es dann zu spät. Bei Kindern wird es womöglich noch weniger getan; denn die Milchzähne verlieren sie doch.

Erstaunt ist dann solch eine Gemeinde, wenn eines Tages eine kleine graue Limousine mit der großen Aufschrift NSV in das Dorf kommt, in der Schule, im HJ-Heim oder im Gasthaus auszupacken beginnt und nach kurzer Zeit ein oder zwei Zahnarztzimmer für und fertig der Patienten warten. Von der elektrischen Bohrmaschine bis zum Röntgenapparat ist alles da. Auf weiß gedeckten Tischen ruht das blitzende Zahnarztbesteck mit dem sogar Operationen durchgeführt werden können, neben einer Menge kleiner und großer Flaschen mit Medikamenten. Vor der Bohrmaschine steht ein Gartenstuhl mit Kopfstütze — der improvisierte Zahnarztstuhl — und an der Seite ist ein großer schwarzer Koffer aufgestellt: der in großer Anzahl Hand- und Mundtücher, Kittel und weiße Decken enthält.

Und schon beginnt die fahrbare Zahnpflegeabteilung der NSV mit der Arbeit. Jede Abteilung besteht aus zwei Stationen denen je ein Zahnarzt und gemeinsam eine Helferin zugeordnet ist. Diese „fliegenden" Zahnkliniken" werden noch und nach in allen Dörfern eingesetzt bis zu denen die freipraktizierenden Aerzte normalerweise nicht reichen. Ihre Aufgabe ist die Schulzahnpflege: sie arbeiten dort ein wo die ersten Schäden zu beseitigen sind. Jedes Schulkind wird zunächst untersucht. Es kommt selten vor, daß mehr als eins von hundert vollkommen gesunde Zähne hat. Bei den übrigen 99 sind im Durchschnitt zehn Behandlungen nötig, wenn die Zahnpflegeabteilung zum ersten Male im Dorf erscheint. Mit größter Sorgfalt und so schonend wie möglich werden von den Zahnärzten der NSV. alle Schäden völlig kostenlos behoben. Jeder Milchzahn wird solange erhalten, als es eben geht; denn auf einen kranken Milchzahn folgt meistens auch ein krank bleibender Zahn wenn nicht eingegriffen wird.

Wichtiger fast noch ist den Zahnstationen, in abgelegenen Dörfern vorbeugend darauf hinzuweisen daß die Zahnkaries mit oft ihren schlimmen Folgen: Herz- Nieren- Magen- und Darmerkrankungen sowie Rheumatismus verhütet werden kann. So erhält jedes Kind nach der Behandlung eine Zahnbürste: denn mangelnde Zahnpflege ist nicht zuletzt ein Grund für schlechte Zähne. Die Eltern werden in Elternabenden durch Lehrfilme und Vorträge außer über eine zweckmäßige Mundpflege auch über den Wert harter Vitaminreicher, selbstreinigender Nahrung aufgeklärt.

So dienen die fahrbaren Zahnpflegeabteilungen der NSV die wie Reichsamtsleiter Hilgenfeldt im Rundfunk verkündet hat, in diesem Jahr von 60 auf 120 aestiegen sind der Gegenwart und der Zukunft und lassen mit Sicherheit erwarten daß das Land durch die alljährliche Kontrolle der Zahnstationen von der verheerenden Zahnkaries allmählich befreit wird.

---

## Pimpfe lernen kochen

*Von Ursula Pfahl*

Es war unerträglich heiß, die Sonne stach und ein Gewitter stand zum Ausbrechen am Himmel. Da lud ich zwei Pimpfe ein, in meinem Wagen Platz zu nehmen, denn sie schleppten sich arg mühselig mit ihrem Gepäck von „Affen" über die sonnige Landstraße — der nächste Ort war noch weit und das Unwetter nahe. So ächzten sie denn auch nicht mitzufahren und damit sie ihre Verlegenheit schnell los wurden, fing ich an, sie auszufragen nach dem Woher und Wohin, und bald waren wir in einer angeregten Unterhaltung.

Da wir beinahe die gleiche Strecke hatten, waren sie hoch erfreut, daß ich sie an ihren Bestimmungsort bringen wollte. Nachdem wir nun einige Zeit mit Erzählen Lachen und gemeinsamem Singen so durch die Gegend gefeuert waren, beschlossen wir eine Pause zu machen, um uns zu neuen Taten zu stärken, da wir auch das uns erst drohende Gewitter weit hinter uns gelassen hatten. Auf einmal hob hinter meinem Rücken ein eifriges Getuschel an und mit einem: Na Mensch klar! wurden die scheinbar vorgebrachten Einwände des anderen Pimpfen von dem blonden Fritz abgetan und mit eröffnet, daß die beiden mir zum Dank ein „Pfunds"-Mittagessen bereiten wollten. „Sie tun doch mit, Fräulein?" war die zweifelnde Frage. „Kinder" meinte ich da, „das ist alles gut und schön, und vielen Dank auch, aber könnt Ihr denn auch kochen?" — „Na, klar!" war die Antwort und dabei wurde eine großartige Handbewegung gemacht, als sei das alles die selbstverständlichste Sache auf der Welt. Und sie erzählten mir, während sie Feuer machten. Wasser holten Erbsen auffesten daß sie einen richtigen Kochkursus bei der Frauenschaft mitgemacht hätten. Die Wanderlehrerin der NS-Frauenschaft habe sie unterrichtet, das ganze Pimpfenkränzlein. Zuerst wäre es ihnen komisch vorgekommen, wie sie den Befehl in der Schule vorgelesen hätten, Schreibheft, Bleistift, Messer, Gabel und Löffel hätten sie mitbringen müssen und in der Schulkochküche wäre alsdann die Geschichte gestiegen, es wäre eine „Prima"-Angelegenheit gewesen. Kartoffeln hätten sie schälen müssen, das hätten sie natürlich längst gekonnt und dann hätten sie unter der Anleitung der Wanderlehrerin der Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft gelernt, wie man Erbsen kocht, das sie auch weich würden, wie man Reis und Nudeln kochen könne, ohne daß die Geschichte anbrennt, und vor allen Dingen, wie es gemacht, daß die Würstchen nicht platzten. Und Quarakaffeekaffee hätten sie gemacht und Gemüsefeintopf hätten sie gelernt kurzum, es wäre ein solider „Pimpfenfraß" geworden. Das alles wäre auch gar nicht schwer und, wie gesagt, das könnten sie prima auf der Fahrt gebrauchen. Sie zwei lobten allerdings viel von Suppenwürfeln, weil sich die diese Arbeit zu zweit nicht so recht lohne. aber heute früh hätten sie Erbsen gesehenkt bekommen und Würstchen hätten sie auch da — die Kartoffeln müßten wir uns allerdings denken — kurzum, es würde ein „Pfunds"-Essen werden. Sogar Salz hätten sie dabei.

So sah ich mich denn in Gemütsruhe an, was das für ein Mittagessen wurde, und siehe da, um mit den beiden zu reden, es schmeckte „prima". Unzweifelhaft war es für sie das Schönste, das sie auf die Wirtschen so viel Senf schmieren konnten, wie sie wollten, aber zu ihrem Lobe sei gesagt, die Würstchen waren nicht geplatzt. Hochbefriedigt wischen wir drei unser Eßgeschirr ab, in demselben Bach, der uns freundlicher Weise das Wasser zu unserem fadenscheinigen Mahl aespendet hatte. Also geschehen in diesem Sommer im Odenwald, und die sich als wahre Kochkünstler gezeigt hatten, waren württembergische Pimpfe.

---

## *„Das waren noch Zeiten . . ."*

„Das waren noch Zeiten . . ." wie oft sagen es die Großeltern, wenn sie von ihrer Jugend sprechen. „Na, damals . . . da waren wir auch so sparsam . . ." erzählten sie manchmal weiter und bringen als Beweis die verschiedensten Beispiele. Sie berichten, wie sie aus Altem immer wieder Neues machten, wie sie sich alles genau einteilten, damit auch nicht ein wertvoller Stoff, ein Nahrungsmittel verlorenging. Heute sparen wir auch wieder, wir richten uns überall mit dem Vorhandenen ein, um nichts umkommen zu lassen. Auch der kleinste Wollappen ist noch nützlich. Oft anders, als es die Haustrau meint, wenn sie aus der alten, zertragenen Hose noch ein Scheuertuch oder Staublappen schneidet, die doch nicht lange halten. Sondern ieder Wollappen ist der wiederverarbeitenden Industrie und als Rohstoff willkommen. Darum darf die Haustrau ihn nicht bis zum letzten Rest zerschleißen, sondern soll lieber die paar Groschen für ein Scheuertuch ausgeben, das aus einem weniger wertvollen Material angefertigt ist.

Große Preise allerdings erhält die Haustrau vom Sammler nicht für ihre Lumpen. Denn so, wie sie sie ihm überaibt sind sie wertlos. Ihre Bedeutung erhalten sie erst durch die Wiederverarbeitung. Lumpen müssen zu größeren Ballen zusammengepreßt. dann in 400 bis 500 Sorten aussortiert werden, bevor die Industrie sie wieder verwenden kann. Je größer die Arbeit. Sammlung und Sortierung, desto geringer kann auch nur das Entgelt der Haustrau sein.

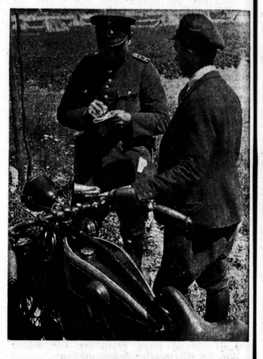
Der mit fortschreitender Motorisierung immer stärker zunehmende Verkehr hatte ein erschreckendes Ansteigen der Unfallkurve zur Folge. Einschneidende Maßnahmen auf dem Gebiete der Verkehrspolizei waren dringend geboten. Als eine der wirksamsten Einrichtungen zur Bekämpfung der Verkehrsdelikte und damit auch der Verkehrsunfälle war die Aufstellung des motorisierten Gendarmeriekorps. Schon vor einigen Jahren wurden mit Angehörigen des ehemaligen Feldjägerkorps versuchsweise Verkehrsstreifen auf den Landstraßen eingesetzt. Nachdem sich diese bewährt hatten, wurden diese Streifen weiter ausgebaut.

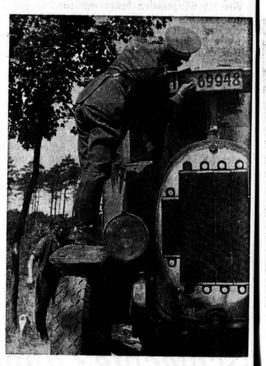
Im Juli 1937 legte der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei durch einen Runderlaß die Aufgaben der motorisierten Gendarmerie fest, die im wesentlichen in der Ueberwachung des Verkehrs auf den Landstraßen und Reichsautobahnen bestehen. Für diese neue Aufgabe der Polizei wurde das ehemalige Feldjägerkorps herangezogen, das als motorisierte Sonderformation in die auf dem flachen Lande dienststuende Gendarmerie eingegliedert wurde. Es wurden 42 Bereitschaften eingerichtet und zwar an den Knotenpunkten der Reichsstraßen und Reichsautobahnen. Um eine regelmäßige Kontrolle des gesamten Verkehrs zu ermöglichen, überwacht jede Bereitschaft mit ihren Streifen bestimmte Straßen.

Im einzelnen wurden der neuen Polizeitruppe folgende Aufgaben gestellt: Ueberwachung des Verkehrs auf Einhaltung der Verkehrsvorschriften, Ueberprüfung der Fahrzeuge auf ihre verkehrssichere Beschaffenheit. Ermittelung des Tatbestandes bei Verkehrsunfällen und erste Hilfeleistung, Fahndung nach gestohlenen Kraftfahrzeugen und nach Kennzeichen-Mißbrauch, Belehrung der Verkehrsteilnehmer und Beobachtung des Straßenzustandes, der Straßenbauten und der Zeichenbeschriftung. — Die motorisierte Gendarmerie, die im ganzen Reichsgebiet zuständig ist, hat das Recht, außer der Anzeige an die zuständige Staatsanwaltbzw. Amtsanwaltschaft, gebührenfreie und gebührenpflichtige Verwarnungen zu erteilen. Ein sehr wirkungsvolles Mittel liegt in der Berechtigung, Fahrzeuge, die in mangelhaftem Zustand angetroffen werden, nach Beseitigung der Mängel zur zuständigen Zulassungsbehörde zu bestellen. Hierzu wird der polizeiliche Stempel auf dem Erkennungszeichen abgekratzt, um so zur Vorführung des Fahrzeuges zu zwingen.

Neuerdings sind die Streifenwagen mit Radioempfangsgeräten ausgerüstet und können durch eigene Sender der Polizei an Unfallstellen geleitet oder zur Verfolgung von Fahrzeugen durch einfachen Funkspruch angesetzt werden. Durch diese Einrichtung erhöht sich die Bereitschaft der Streifen ganz wesentlich, wodurch sie ihrer Aufgabe, der Hebung der Verkehrssicherheit zu dienen, in noch weiterem Umfange gerecht werden.

Dr. Hans Franz






**Verkehrssünder werden gestellt:** Rechts: Das in unvorschriftsmäßigem Zustand angetroffene Fahrrad wird aus dem Verkehr gezogen, indem der Beamte einfach das Ventil der Bereifung herausnimmt. — Auch der Motorradfahrer bekommt für leichtfertiges Verhalten im Verkehr eine Verwarnung und einen gutgemeinten Rat mit auf den Weg. — Auf dem Nummerschild eines Lastwagens wird der Stempel abgekratzt. Nun muß der Besitzer den Wagen nach Beseitigung der Mängel vorführen. — Links: Auch das Pferdegespann wird auf seine Verkehrssicherheit geprüft.

Er kratzt sich hinter den Ohren: Ei, verfl..., aber nun ist es zu spät. Um nicht sich selbst und andere Verkehrsteilnehmer in Gefahr zu bringen, ist es eben notwendig, daß der Fahrer vor Antritt der Fahrt seinen Wagen genau auf alle Mängel überprüft. (Fotos Dr. Hans Franz)

## Da staunt der Autofahrer!

# Vor 50 Jahren war das so ...

Ein weiter Weg scheint uns zwischen den Uranfängen des Automobils und den heutigen Konstruktionen zu liegen. Man stelle nur einmal das erste betriebssichere Automobil, das heute im deutschen Museum in München gezeigt wird, den heutigen Ueberrennwagen entgegen, man vergleiche seine Höchstgeschwindigkeit von 12 Stdkm. mit den vorliegenden Rekorden — wie weit liegt die Kinderzeit des Automobils zurück! Dabei waren es im Januar 1936 tatsächlich erst 50 Jahre, daß der erste Motorwagen sein Patent erhielt.

*

Es ist übrigens nicht uninteressant, welcher Weg hier eingeschlagen wurde. Am 16. 12. 1883 ließ sich Gottlieb Daimler unter Nr. 28022 den ersten schnellaufenden Verbrennungsmotor patentieren, am 29. 8. 1885 das erste Motor-Zweirad der Welt, ihm folgte Benz am 29. 1. 1886 mit einem Dreirad wagen unter der Nr. 37435. Kurz darauf entwickelte Daimler einen Vierradwagen.

*

Der Fahrschüler, der heute aus Versehen mit einer Mauer oder Baum „bremst", kann sich damit beruhigen, daß die erste Probefahrt des Motorwagens von Karl Benz, genannt „Benzine", ebenfalls an einer Mauer des Fabrikhofes ein vorzeitiges Ende fand. Bei dieser ersten Probefahrt ließ Benz seinen Wagen, der selbstverständlich einen Anlasser noch nicht hatte, von einigen Arbeitern anschieben. Nach wenigen Schritten sprang der Motor an — der Wagen lief! Aus Freude und Begeisterung über diesen Erfolg vergaß Karl Benz, der ausserdem noch ganz mit der Betätigung der den Lauf des Motors regelnden Hebel beschäftigt war, das Lenken. An der Mauer des Fabrikhofes konnte er dann feststellen, daß ein Rad des Wagens verbogen. Triebwerksteile ernstlich beschädigt waren. Aber nach wenigen Tagen war der Schaden wieder behoben.



# Haus, Hof und Garten

## Aus Hagebutten:

## Marmelade, Wein, Saft

Die roten Früchte unserer Heckenrose, die Hagebutten, werden leider noch nicht überall gesammelt, obwohl sie einen guten Brotaufstrich geben und auch zur Bereitung von Getränken recht geeignet sind. Nur in einigen Gebieten Deutschlands wird seit altersher eine Hagebuttenmarmelade sehr geschätzt. Die geringe Obsternte dieses Jahres gibt aber Anlaß, auf diese wertvolle Frucht auch anderwärts hinzuweisen. Die Hagebutte ist dabei keineswegs als „Obstersatz" zu betrachten; denn es lassen sich nicht nur geschmacklich hochwertige Erzeugnisse aus ihr herstellen, sondern Hagebutten gelten auch als vitaminreiche Frucht.

Um ein gutes Mark aus den Hagebutten zu gewinnen, müssen wir sie möglichst reif pflücken. Wer genug Zeit hat, der wird dann die Früchte halbieren und die Kerne herauskämmen. Wer das ist mühsam. Wir können diese Arbeit auch umgehen, wenn wir die zerschnittenen oder auch durch eine Obstmühle zerquetschten Hagebutten etwa eine halbe Stunde lang kochen und dann durch ein feines Sieb passieren. Die leicht etwas kratzenden Haare verfilzen bei längerem Kochen und bleiben dann hinreichend zurück; jedoch nur, wenn das Sieb wirklich fein ist. Das Mark können wir im Haushalt mit etwa 700 Gramm Zucker je Kilogramm allein oder mit Apfelmark zusammen zur Marmelade eindicken. Auch eine Hagebutten-Quittenmarmelade ist ein schmackhafter Brotaufstrich. Dabei soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß Hagebuttenerzeugnisse nach praktischer Erfahrung leichter einmal zum Verderben neigen; man kann dem vorbeugen, indem man mit dem Zuckerzusatz nicht spart oder aber, wenn noch Einkochgläser frei sind, die Marmeladen sterilisiert.

Liebhaber eines guten Tropfens wissen einen abgelagerten Hagebuttenwein zu schätzen, der einen Südweincharakter besitzt. Auch bei seiner Bereitung müssen wir auf leichte Verderbnis gefaßt sein und besonders auf den Essigstich achten, der das süße Getränk leicht in ein krabend saures verwandelt. Zutaten altkräftiger Weinhefe, reichlichstes Aufsetzen eines Gärspundes und vor allem ein hinreichender Zuckerzusatz, damit genügend Alkohol entsteht, das sind die wichtigen Punkte bei der Verarbeitung. Folgendes Rezept gibt eine Richtlinie: Die Früchte werden gewaschen, möglichst von Stiel und Blüte befreit und durch eine Fleischhackmaschine zerkleinert. Zu 1 Zentnerteil Früchten setzt man 1 Liter kochendes Wasser, in dem man 125 Gramm Zucker gelöst hat. Ist das Ganze erkaltet, so wird Südweinhefe zugesetzt; die wilden Hefen sind durch das kochende Wasser abgetötet. Nach etwa zwei Tagen, wenn das Ganze gärt, wird abgepreßt. Den Rückstand kann man nochmals eine Nacht über mit 1 Liter Wasser auslaugen und auspressen. Beide Säfte gemischt erhalten auf das Liter 320 Gramm Zucker und kommen in mit Gärspund zu verschließende Gefäße. Ein Zusatz von 0,2 Gramm Chlorammonium auf 1 Liter Ansatz ist zu empfehlen.

Hagebuttenwein ist allgemein nicht unbekannt, wer aber kennt ein alkoholfreies Getränk aus den Rosenfrüchten? Auch das kann im Haushalt hergestellt werden, und besonders, wer mit dem sog. Dampfentsaften von Obst vertraut ist, sollte es nicht unversucht lassen. Die gut reifen Hagebutten dreht man durch einen Fleischwolf und läßt sie dann mit Zucker durchstreut eine Nacht stehen. Dann kommen sie in den Dampfentsafter. Wer keinen besonderen Apparat dafür hat, nimmt einen Einkochtopf, in den etwa eine Handbreit hoch Wasser eingefüllt wird. Weiter wird eine Schüssel zum Saftauffangen auf einem Untersatz eingestellt. Dann legt man über den Topf ein Tuch, auf das die zerkleinerten Hagebutten getan werden. Die Enden des Tuches knotet man über dem Deckel zusammen, so daß es dann am Deckel hängt. Um das Zufließen von Kondenswasser zu vermeiden, ist es gut, über die Früchte noch Pergamentpapier zu legen. Dann wird das Wasser zum Kochen gebracht; in etwa einer Stunde ist der Fruchtbrei hinreichend entsaftet. Den so gewonnenen Saft füllen wir entweder gleich heiß in Flaschen oder sterilisieren ihn, wie Obst in Einkochgläsern haltbar gemacht wird. Zum Trinken mag er vielleicht noch eine Süßung oder Verdünnung erfahren können. Alles Neue soll gelernt sein, auch die Verarbeitung einer bisher unbeachteten Frucht. Aber — Uebung macht den Meister.

## „Ihre Frage" antworten!

**Graue Schnecken im Keller.** (W. O. in G.). In meinem Keller befinden sich seit einiger Zeit größere Mengen grauer Schnecken. Was kann ich dagegen tun?

Antwort: In feuchten Kellern und Speichern können Schnecken auftreten und mitunter erheblichen Schaden an den dort lagernden Vorräten (Kartoffeln, Rüben u. dergl.) verursachen. Die befallenen Räume sind gründlich zu reinigen (Abfälle beseitigen) und zu trocknen (häufig lüften). Boden und Wände waschen oder spritze man mit einer 3prozentigen Kupfervitriollösung ab. Den Fußboden bestreue man mit Aetzkalk. Eisenvitriol oder Viehsalz, ähnlich wie in den Gärten kann man auch hier die Schnecken in künstlich errichtete feuchte Schlupfwinkel locken und dann vernichten. Vielfach wird behauptet daß Schnecken stark durch Bier angelockt werden, und aus diesem Grunde werden oft mit Bier gefüllte Blumentopfuntersätze zum Schneckenfang in Kellern aufgestellt. Es ist ferner zu empfehlen, einige Kröten in die befallenen Keller zu bringen.

## Neues aus Praxis und Wissenschaft

### Der Strohsilo als Notbehelf

Schon vor einigen Jahren ist die Einsäuerung von Rübenblättern und Grünfutter aller Art in Strohsilos propagiert worden, der Erfinder dieser Einsäuerungsmethode ist der Bauer J. Haimerl, Wiesklburg. Selbstverständlich sind Strohsilos keine ideale Lösung, feste Behälter aus Stein, Beton, Stahl oder Holz sind wesentlich besser. Da heute aber alle Baustoffe knapp sind, ist es immer noch besser, Strohbehälter zu verwenden, als das Futter unterzupflügen. Von wesentlicher Bedeutung ist dabei auch, daß die Einsäuerung von 100 Doppelzentner Grünmasse im Strohbehälter, nach Versuchen von Prof. Könekamp, mit einem Aufwand von 10—12 Männerstunden zu bewerkstelligen ist, während bei Festbehältern 16 Männerstunden erforderlich sind. Die Herstellung der Strohbehälter ist, wie Dr. Föriffen in Nr. 37 der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse" ausführt, sehr billig. Für einen Behälter mit 100 Quadratmeter Grundfläche sind etwa 16 Doppelzentner Strohballen, 14 2—3 Meter lange Pfosten, etwa 130 Meter armdicke Stangen und 66 Meter Sisalschnur erforderlich. Das gesamte Material kann wiederholt Verwendung finden, auch das Stroh behält vollen Streuwert. Das wichtigste bei der Einsäuerung in Strohbehältern ist gründliches Festtreten des Futters. Zu diesem Zweck können alle Tiergattungen herangegangen werden. Dr. Föriffen hat innerhalb von 6 Jahren über 60 000 Doppelzentner Gärfutter und etwa 7 000 Doppelzentner Gärkartoffeln in Strohbehältern gewonnen. Die Erfolge waren durchaus befriedigend, das Futter wurde von allen Tiergattungen gern gefressen.

### Trockenzeit und Milchleistung

Die Leistung der Kuh hängt wesentlich von der Dauer der vorangehenden Trockenzeit ab. Leider wird auf diesen Punkt längst nicht genügend geachtet, in vielen Betrieben gibt es in dieser Hinsicht noch keinerlei Planmäßigkeit. Die Kühe sollen mindestens 6—8 Wochen vor dem Kalben trocken gestellt werden. Diese Zeit der Ruhe ist notwendig, damit die Tiere sich erholen und Reserven für die folgende Zeit hoher Leistungen ansammeln können. Landwirtschaftsrat Dr. Ungelenk, Schwau, ist sogar der Ansicht, daß in 90 v. H. aller Fälle eine Laktion als verloren angesehen werden muß, wenn das Tier nicht genügend lange trocken gestanden hat („Deutsche Landw. Tierzucht", Nr. 37/1998). Mitunter wird der Einwand gemacht, daß die eine oder andere Kuh mit dem besten Willen nicht trocken zu stellen ist. Diese Meinung ist jedoch falsch. Es empfiehlt sich, das Tier nur noch einmal am Tage zu melken und das Euter dann in Ruhe zu lassen, dabei muß allerdings ganz gründlich ausgemolken werden. Weiter hat sich bewährt, die Striche ab und zu auszudrücken, ohne dabei das Euter anzurühren. Nach genauen, umfangreichen Untersuchungen liegt die günstigste Trockenzeit etwa bei 60 Tagen. Darüber hinaus sinkt die Milchleistungshöhe wieder ab, während kürzere Trockenzeiten ebenfalls geringere Leistung zur Folge haben. Besonders wichtig ist die Einhaltung einer normalen Trockenzeit bei Kühen, die sich in der 2. oder 3. Laktion befinden, ältere, ausgewachsene Tiere nehmen dagegen kürzere Trockenzeiten nicht so übel.

### Luzerne - Kartoffel - Gärfutter für Mastschweine

Der Mangel an Eiweißfuttermitteln hat auch in der Schweinemast zu neuen Wegen geführt. So hat man mit bestem Erfolg an Mastschweine junges, eiweißreiches Grünfutter verfüttert. Ueber eine neue, aussichtsreiche Methode berichtet Bauer Hansen, Bendeleben, in Nr. 37 der „Zeitschrift für Schweinezucht". Es handelt sich um die gemeinsame Einsäuerung von Kartoffeln und junger Luzerne. Zu diesem Zweck wird der 2. oder 4. Luzerneschnitt verwendet. Jedes fertig gedämpfte Faß Kartoffeln wird mit auf 1 Zentimeter gedäckselter grüner Luzerne im Gewichtsverhältnis von 4:1 gemischt und im Gärfutterbehälter fest eingestampft. Die Schweine fressen das Futter sehr gern in großen Mengen. Der Eiweißgehalt des Luzerne-Kartoffelgärfutters beträgt etwa 2,74 v. H., bei einem Futterverbrauch von 8 Kilogramm nimmt das Schwein also allein im Grundfutter 219,2 Gramm Eiweiß auf. Schon bei diesem Futter, also ohne jeden Zusatz von Fischmehl und Schrot, wurden tägliche Zunahmen von 500 Gramm je Tier festgestellt. Wesentlich besser sind die Erfolge natürlich, wenn noch etwas Eiweiß, z. B. 50 Gramm Fischmehl und etwa 500 Gramm Schrot, zugefüttert werden können. In diesem Fall ergaben sich Zunahmen von 700 Gramm und mehr.

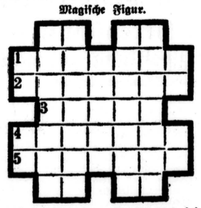
## Die Hühner haben Schnupfen

Die Ursache des ansteckenden Schnupfens der Hühner ist noch nicht ganz geklärt. In der Regel verläuft die Krankheit quartalig und wird im allgemeinen nur für Junggeflügel gefährlich, das der Seuche leicht erliegt und unter dem sie mitunter große Verheerungen anrichten kann. Begünstigend wirken unhygienische Verhältnisse wie schlechte Pflege, mangelhafte Ventilation, zu starke Belegung der Ställe und namentlich Erkältungen infolge naßkalter Witterung oder infolge kalter, zugiger Stallungen. Bei den erkrankten Tieren werden zunächst Niesen, Nasenausfluß, Verkleben der Nasenlöcher und Mundatmung beobachtet. Später kommt es häufig zu Verstopfungen des Nasenausflusses und zur Bildung beulenartiger Auftreibungen des Kopfes. Während erwachsene, kräftige und gut genährte Tiere die Krankheit zu überwinden pflegen, führt sie bei jüngeren Tieren oft zum Tode, und zwar zuweilen schon nach wenigen Tagen. Bei älteren Tieren beträgt die Krankheitsdauer 2—5 Wochen und geht im allgemeinen in Genesung über.

Die Bekämpfung ist in der Hauptsache vorbeugender Natur, indem für helle, trockene, nicht übervölkerte Ställe und Scharrgelegenheit Sorge getragen wird. Solange keine Krankheitserscheinungen da sind, ist die Behandlung aussichtslos. Man verhütet diese Kopfauftreibungen, indem man die Nasenlöcher mit einer Injektionsspritze mindestens einmal täglich kräftige durchspült und auf diese Weise Verstopfungen beseitigt. Verwendung können hierzu leichte Desinfektionsmittel finden, z. B. 3prozentige Borsäurelösung oder auch 1prozentige warme Lösung von chlorsaurem Kali. Creolin oder übermangansaurem Kali. Die Augenlider zieht man mit einer Pinzette ab und betröpfelt mit einer Pinzette etwas Borwasser, das ebenfalls angewärmt ist, hinein. Diese Spülungen sind etwa 14 Tage lang zu wiederholen. Bei der Bildung von Geschwulstschwellungen empfehlen sich Pinselungen der betr. Stelle mit Jodtinktur und nachträgliche operative Oeffnung dieser Schwellungen. Der Inhalt der Schwellungen, der teils schleimig, teils käsig, mitunter auch knochelig sein kann, wird mit einem scharfen Löffel restlos ausgekratzt und die Mundhöhle mit starker Chinosollösung ausgespült und mit Mulltupfern, die mit der gleichen Lösung getränkt sind, ausgetupft. Die Heilung dieser operativen Eröffnung der Gesichtsschwellungen tritt etwa nach 2—3 Wochen ein. Die erkrankten Tiere sind abzusondern und warm unterzubringen. Schwerkranke Tiere, bei denen eine Behandlung aussichtslos erscheint, sind zu schlachten und können zur menschlichen Ernährung Verwendung finden. Zuweilen kann durch rechtzeitige Absonderung der ersten Tiere und Durchführung strenger Desinfektionsmaßnahmen die Seuche zum Stillstand gebracht werden. Außerdem ist für warme, gut ventilierte und gereinigte Ställe zu sorgen. Vor Kälte, Nässe und Zugluft sind die Tiere zu schützen.

Dr. Lenb.

### Magische Figur.



a a, b b, d d, e e e e e, f f, g g, h h h, i i i i i i, l l l, n n n n, o o o, p p, r r, t t t

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1 belgischer Königsname, 2 naturkundliches Gebiet, 3 Störung am Triebwerk, 4 Schiffsraumgehalt, 5 Flugzeugführer.

### Buchstabenfüllrätsel.

g . . . f — Sagenhafter Vogel
k . . . . — Ofenziegel
b . . . e — Kriegsgewinn
l . . . r — Operettenkomponist
. . . r . — Stadt in der Schweiz
t i . . n s — Lateinischer Dichter
w . t . . r — Einzelgebött
. . . s k o — Wandgemälde
w . . . . — Offene körperliche Verletzung

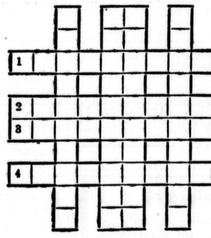
Die gegebenen Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben diese Wörter, zusammengereiht, ein Sprichwort.

### Doppelgitter.

a a, b b, d d d d d, e e e e e e e e e, f f, g g, h h h, i i i i i i, l l l, m m, n n n n n, o o, r r r r, s s s, t t t t

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1 Frauengestalt aus Goethes Leben, 2 deutscher Dichter im vorigen Jahrhundert, 3 Gärtnergerät, 4 Stadt in Württemberg.



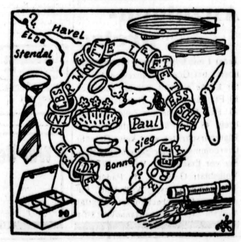
### Silbenrätsel.

a — a — a — a — ad — an — bar — bend — ber — der — di — di — e — e — e — el — fant — fe — fei — fel — fel — kon — le — le — le — let — let — lo — man — ne — nen — nus — ny — ob — phro — pol — rat — re — rha — ri — rin — ro — sonn — ster — tant — te — te — ter — tiv — ve — ze.

Aus vorstehenden 50 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Marie von Ebner-Eschenbach ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Nichtfachmann, 2. griechischer Gott, 3. Wochentag, 4. griechische Göttin, 5. Geliebter der Hero, 6. Fernaufnahmegerät, 7. griechische Rachegöttin, 8. Gartenpflanze, 9. Wandelstern, 10. Dichäurer, 11. Gedicht, 12. Bildnis, 13. Gewebe, 14. griechische Sagengestalt, 15. Rabenvogel, 16. Bericht.

### Bilderknotenrätsel.




In jedem Knoten befindet sich ein Wort, das aus den bildlichen Darstellungen zu ergänzen ist. Die durch Verknotung verdeckten Buchstaben der einzelnen Knoten ergeben, richtig geordnet Wörter, die ebenfalls durch die Darstellungen angedeutet sind.

### Buchstabenrätsel.

a — b — b — d — g — i — l — n — p — f — f — t

Jeder der vorstehenden zwölf Buchstaben ist eine Silbe eines zweisilbigen Wortes (z. B. f — ch, b — by). Es sind aus den angeführten zwölf Buchstaben demnach sechs Wörter zu bilden. Wie lauten diese?

### Einsetzrätsel.

lung — ut — st — saln

Jedes Wortbruchstück ist durch den Namen eines Körperteils zu ergänzen, so daß bekannte Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Namen nennen, aneinandergereiht, ein deutsches Gebirge.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Lb7—g8, g7—g6. 2. Kc5—f6. e6—e5 (od. g6—g5). 3. Db1—b1?.

Homonym: Graten.

Versteckrätsel: 1. Pfingsten, 2. Advent, 3. Weihnacht. 4. Ostern. 5. Himmelfahrt.

Silbenrätsel: 1. Arabella. 2. Regimentstochter. 3. Mausoleum. 4. Elegie. 5. Nordlicht. 6. Glyzerin. 7. Ezandi. 8. Balzac. 9. Emmerich. 10. Nitrat. — Armen geben armet nicht.

Diagonalrätsel: 1. Gericht. 2. Boudoir. 3. Galerie. 4. Philipp. 5. Kallium. 6. Makrone. 7. Sitzung. — Diagonale: Golling.

Buchstabenrätsel: 1. Annam. 2. Utah. 3. Turan. 4. Oels. 5. Malta. 6. Oran. 7. Borneo. 8. Italien. 9. Luzern. — Automobil.

Worträtsel: Einfall. ein Fall.

Kettenrätsel: Ballspiel. Spielwerk. Werktag. Tagblatt. Blattgold. Goldschaum. Schaumburg. Burgwart. Wartturm. Turmbau. Baurat. Rathaus. Hausball.

Dreisilbige Scharade: Manchester.

**„Dein Vater und ich sind einer Meinung darüber, daß du eine gehörige Tracht Prügel verdient hast."**

**„So soll ich also darunter leiden, daß ihr einmal einer Meinung seid?"**

(„Hufvudstadsbladet", Helsinki)

*

**Leicht erklärt**

Schweppler hat mit guten Freunden zusammengesessen, und es ist viel Wein dabei getrunken worden. Und den Feind des Menschen, die Uhr, hat man mit Nichtachtung behandelt.

Jetzt kommt Schweppler endlich nach Hause; tappend findet er den Weg ins Schlafzimmer. Die Gattin ist wach; sie klagt: „Aber Philipp, wie kannst du erst zwei Stunden nach der letzten Straßenbahn nach Hause kommen!"

„Oh, sehr einfach, liebe Emma: ich habe ein Auto genommen!" (Fliegende Blätter.)

**Verdächtig**

Ein Mann kam erregt auf die Post gestürzt und fragte hastig: „Ist ein Telegramm für mich da?"

„Nein!" bedauerte der Beamte.

Dreißig Minuten später ist der Mann schon wieder da und ruft wiedrum: „Ist noch kein Telegramm für mich da?"

Nach einer knappen Stunde stürzt er nochmals in den Schalterraum. Und nun ist wirklich ein Telegramm für ihn da. Er riß es an sich, öffnete es hastig, lehnt sich höhnend an die Wand und schreit: „Was für eine schlimme Ueberraschung! Mein Haus ist eingeäschert!"

**„Schade!"**
**„Was denn?"**
**„Daß das Loch zu klein ist!"**

(„Life")

*

„Sie dürfen nicht soviel trinken, Herr Kümmel! Das verkürzt Ihr Leben um die Hälfte!"

„Das macht nichts, Herr Doktor. Dafür sieht man alles doppelt!" (Die Woche.)

**Warnung**

Der Lehrer ist über das Betragen des kleinen Klaus, Sohn eines Arztes, sehr ungehalten.

„Wenn du dich nicht besserst, mein Junge, dann werde ich deinen Vater mal zu mir bestellen!"

„Das tun Sie lieber nicht!" sagte der Bengel. „Mein Vater nimmt für jeden Besuch zehn Mark!" (Lustige Blätter.)

**Rasch kuriert**

„Ihre Frau Gemahlin scheint sich wieder viel besser zu fühlen! Sie klagte doch vor einiger Zeit über starke Nervosität!"

„Ja, viel besser! Der Doktor hat ihr gesagt, Nervosität wäre eine Alterserscheinung!"

(Neue Illustrierte Zeitung.)

**Er hat recht**

„Paß auf, wohin du läufst", sagte der Herr zu dem gegen ihn anrennenden Jungen, „du kannst wohl meine Füße nicht sehen? Was?!"

„Nee, Sie haben ja die Stiefel rundherum!"

**Auch das noch**

Ein vielbeschäftigter Operettenkomponist klagt seinem Freunde:

„Ach, Edgar, ich muß mir die Zeit zum Arbeiten förmlich stehlen!"

„So, die auch noch"? (Fliegende Blätter.)

**Macht der Gewohnheit**

Der Gerichtsdiener Kulicke ist an das Standesamt versetzt worden.

„Kulicke", sagt der Standesbeamte, „gehen Sie hinaus und rufe Sie das Brautpaar herein!"

Kulicke öffnet die Tür und ruft laut und vernehmlich: „Hinze kontra Bröselmann!"

„Fritzchen, das wird immer schlimmer mit dir. Jetzt bist du schon er Letzte in der Klasse!"

„Ach, Mama, nur bis morgen, denn der Letzte ist nur heute krank!" (Weite Welt.)

**Billiger**

Der Arzt sagte: „Herr Biller, Sie rauchen zuviel!"

Knurrte Biller: „Die Auskunft hätte ich bei meiner Frau billiger haben können!"

**Herausgeredet**

Der Lehrer untersucht: „Was will er damit sagen?" — Erst Schweigen und dann eine Antwort:

„Er wollte rollern, Herr Lehrer!"

(Koralle.)

**Ihre Auffassung**

Ullrich war im Urlaub. Die Wirtin brachte ihm zum Frühstück ein winziges Schälchen Honig. „Oh, wie reizend!" rief Ullrich. „eine Biene besitzen Sie auch?!"

*

„Bob, ich bitte mir aus, ehe du zur Schule gehst, wäschst du dir erst die Hände!"

„Ach, Mutti, is nich nötig, ich melde mich ja so selten!"

*

„Na, Kleener", fragt der Schlächter, „du willst woll wieder for zwanzig Pfenn'ge Abfall für'n Hund?"

„Nee, jetzt nich mehr. Unser Besuch is jestern abend abjereist."

**„Schrecklich, wie sich die Kinder beim Spielen auf der Straße einschmutzen; gestern erst habe ich acht Jungen waschen müssen, bis ich meinen herausfand!"**

(2 Zeichnungen: DPV.)

*

**Uebung macht den Meister**

**Die kleine Else verbrachte bei ihrer Tante die Ferien. Am Sonntag sollte eine befreundete Familie besucht werden.**

„Tante", fragte das Kind, „wenn ich nun mit eingeladen werde, muß ich dann auch die Torte mit einer Gabel essen?"

„Jawohl, das sieht bedeutend besser aus!"

„Ach, Tantchen, hast du nicht ein Stück da, mit dem ich mal üben könnte?"

(Il Travaso.)

*

Die Mutter hatte Fritzchen von der Erschaffung des ersten Menschen erzählt. Kurze Zeit später stürzte er beim Spielen und hatte Schmerzen in der Rippengegend. Er weinte sehr, und die Mutter fragte ihn, was er hätte.

„Ach, Mama", schluchzte er, „ich glaube, ich bekomme eine Frau!"

(Aftenposten, Oslo.)

*

Zwei Freundinnen sprechen miteinander.

„Er sagte mir, wenn ich ihn nicht küssen wollte, so würde er sich erschießen."

„Was hast du getan?"

„Ich habe ihm das Leben gerettet!"

# Das Kabriolet

**Von J. H. Rößler**

Peter Petermann war wieder einmal sterblich verliebt. Und wo die Liebe hinfällt, sie fiel diesmal auf eine stadtbekannte Schönheit, die überdies noch eine berühmte Schauspielerin des Landestheaters war. Und wenn man erfährt, daß diese berühmte Schönheit oder schöne Berühmtheit noch nicht zwanzig Jahre alt war, kann man Peter Petermann verstehen, kann man Peter Petermann beneiden. Peter Petermann war aber nicht zu beneiden. Denn die Angebetete kümmerte sich keinen Pfifferling um den tollen Anbeter, wegen ihr hätte Peter Petermann Gottlieb Schulze heißen können. Wenn er kam, ging sie. Wenn er sie ansah, sah sie weg. Unter solchen Umständen nützt einem auch das schönste Mädchen nichts. Aber Peter Petermann gab es nicht auf, Peter Petermann hoffte und harrte, und als er sich keinen anderen Rat mehr wußte, setzte er sich hin und schrieb einen für seine vierzigjährigen Begriffe leidenschaftlichen und betörenden Liebesbrief:

„Hochgeschätzte! Ich weiß mir keinen Rat mehr! Jede Nacht liege ich schlaflos und denke immer nur an Sie! Mir schmeckt kein Essen mehr, mir mundet kein Trank, immer kreisen meine Gedanken um Sie! Wie kann ich mir Ihr Wohlwollen erringen? — Ich habe lange nachgedacht und hoffe, jetzt das Richtige gefunden zu haben: darf ich Ihnen mein Zwölfzylinderluxuskabriolet, weiß lackiert und rot gepolstert, zur Verfügung stellen? Nehmen Sie diese bescheidene Gabe, alles, was ich besitze, soll Ihnen gehören — ich wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn Sie zu meinem Vorschlag ja sagen würden! Ihr ergebener Petermann."

Zu dieser Zeit nun, da Peter Petermann bei der jungen und schönen Schauspielerin so wenig Beachtung fand, fand er dies um so mehr bei seiner Steuerbehörde. Täglich gingen Mahnungen an ihn, Strafandrohungen folgten, und Pfändungen drohten. Peter Petermann rührte sich nicht. Und als man ihm eines Tages eine letzte Frist von fünf Tagen stellte, wenigstens die rückständige Einkommensteuer von 1927 jetzt nach elf Jahren endlich zu zahlen, schrieb Peter Petermann der Steuerbehörde einen saugroben Brief:

„Verehrteste! Wo denken Sie hin? Seit Monaten verliere ich täglich Geld im Geschäft, ich bin ein ruinierter Mann, von mir können Sie nicht einen Groschen kriegen! Lassen Sie deshalb jede Hoffnung fahren, von mir jemals Geld zu bekommen! Ersparen Sie sich Ihre Briefe, es ist schade um das Porto. Wenn Sie mir nicht glauben, besuchen Sie mich und schauen Sie in meine leeren Kassen. Ihrem Besuch steht nichts im Wege! Aber Geld? Ausgeschlossen! Stets der Ihre! Petermann."

Peter Petermann wartete drei Tage auf eine Antwort von der geliebten Hand. Statt dessen traf ein Brief von der Steuerbehörde

**So ein Lausebengel**

**„Sie — wenn Sie mir zehn Pfennig geben, bind' ich Ihnen auch die Schnürsenkel!"**

(„Söndagsnisse Strix")

ein: „Sehr geehrter Herr! In Ihrer Steuersache wurde Ihrer letzten Eingabe stattgegeben. Wir sind bereit, als Ablösung das in Ihrem letzten Schreiben angebotene Zwölfzylinder-luxuskabriolet, weiß lackiert und rot gepolstert, zu übernehmen. Wir sehen weiteren Zahlungen, wie im Schlußsatz Ihres Schreibens versprochen, in Kürze entgegen. Der Präsident des Finanzamtes."

Und die wunderschöne und weltberühmte Schauspielerin schrieb:

„Sehr geehrter Herr! Ihr alberner Brief ist mir unverständlich. Erstens habe ich von Ihnen kein Geld verlangt, und zweitens ist es gut zu wissen, woran man ist, um Ihren lästigen Bewerbungen endlich ein Ende zu machen. Kein Geld habe ich selbst, und Ihre leeren Kassen interessieren mich nicht. Heliane Helios, jugendliche Naive."

„Ich möchte einen Wecker haben. Sagen Sie, gibt es keinen, womit mein Mann geweckt werden kann, ohne daß die ganze Familie aufwacht?"

„Nein, meine Dame, so was haben wir nicht. Wir haben nur die normalen Wecker, bei deren Lärm die ganze Familie aufwacht, während der Hausherr ruhig weiterschläft."

(Neue J. Z.)

**Rundfunkgymnastik**

**„Mutti, — was macht er nun, wenn du nicht tust, was er sagt?"** („Life")

**„Was für ein Unterschied besteht zwischen einer Spekulation und einem Geschäft?"**

**„Ich weiß nicht!"**

**„Nun, eine Spekulation, das ist ein Geschäft, das schief gegangen ist; ein Geschäft aber ist eine Spekulation, die Geld gebracht hat!"**

(Ric et Rac.)

*

**„Ich habe gehört, daß du mit Reiten angefangen hast", sagte Frau Gerda zu ihrer Freundin. „Wirkt denn das abmagernd?"**

„Na, und wie!" antwortete Frau Lotte. „Du sollst bloß mein Pferd vor einem Monat gesehen haben, und wie es jetzt aussieht!"

(Goblin.)

*

„Verraten Sie mir bloß", so fragt ein Patient einen anderen, mit den er sich interessiert unterhält, „wie kommt es, daß Sie nicht einmal stöhnen, wenn der Doktor Ihnen das gichtkranke Bein massiert? Ich mußte dabei vor Schmerz laut aufschreien."

Da zwinkert der andere listig mit den Augen und erwidert: „Na, glauben Sie denn, ich hielte dem Arzt mein krankes Bein hin?"

(Dom del corriere.)

**Wie machen das die Meiers bloß?**

Wie machen das die Meiers bloß?
Die ganzen Töchter sind sie los,
Gleich Fünfe nach der Reih',
Die Sache ist sehr leicht erklärt,
Es hat sich wiederum bewährt —
Man sieht's am Resultat:
Im „7. Tag"* das Heiratsinserat.
*Auflage zur Zeit über 37 000

**Anzeigenpreise**

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn, Hannover 3504

*Angst vorm Examen?*
nein — wenn Sie Ihre Nerven in der Hand haben. Aufpeitschen wäre aber falsch! — Nehmen Sie, um ruhig und konzentriert arbeiten zu können
Quick mit Lezithin für Herz und Nerven
Pckg. RM 0.30 u. 1.35, Kurpck. 4.- in Apotheken u. Drogerien

Damenbart
Sichere Entfernung läßt. Haare d. d. weitbek. Helwakkur. Sehr bewährt u. ärztl. empfohlen. Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Helwaka m. Stern, reichspatent. Wz. 492606 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, f. größ. Flächen 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Laubsägerei
Bdl. Vorlagen, Werkzeuge, Lieferungsliste gratis!
Hofmann & Schmitt
Lindenstraße 11 (Pfalz.)

Bauer Schütze Dein Gehör
DURCH DEN AKUSTIKA GRIFFPROPF.
Reflexpt., wasserabweisend u. schalldurchl. Wohltat auch b. Druck- etc. Schw.
u. Apoth. 30-90 ₰ AKUSTIKA, Spandau

**Wer den Anzeigenteil**

unserer Zeitung regelmäßig liest, der findet darin immer vorteilhafte Anregungen.

**„Von Hexenschuß fast zur Verzweiflung gebracht!"**

**Schnell von Schmerzen befreit.**

Von Herrn C. Rubow, Buchhändler, Hamburg-Fuhlsbüttel, Erdkampsweg 86, erhielten wir am 27. März 1937 nachstehende interessante Mitteilung: „Zum ersten Male habe ich gegen mein langjähriges Hexenschußleiden Togal angewandt. Ich bin erstaunt über die überaus schnelle Wirkung. Sonst habe ich tagelang jede meiner Bewegungen überwachen müssen, um mir nicht einen neuen Hexenschuß zuzuziehen — jetzt kann ich mich wieder recken und bücken wie früher. Die Schmerzen konnte ich ertragen, aber dieses verfluchte Gefühl des „Im Kreuz-Gelähmtseins" — die schlimmste Folge des Hexenschusses — konnte mich zur Verzweiflung bringen. Es war das erste Mal, daß ich nach am Tage des Anfalls meine Glieder wieder voll gebrauchen konnte, und ich schreibe diese Wirkung dem Togal zu. Darum herzlichen Dank!!"

Togal hat Unzähligen, die von Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß sowie Nerven- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Erkältungskrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Togal die Krankheitserreger, wirkt bakterientötend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken Rk. 1.94.

Das aufklärende Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", welches für Kranke sowohl wie für Gesunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Togalwerk München 27 H/ 204

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.